Tie'Shianna
Der Untergang der Hochelfen
Florian Don-Schaven
Das Schwarze Auge

Titel

Florian Don-Schauen
Tie'Shianna – Der Untergang der Hochelfen

Ein Roman in der Welt von
Das Schwarze Auge©

Originalausgabe

Impressum
Ulisses Spiele
Band 11061EPUB
Titelbild: Arndt Drechsler
Aventurienkarte: Ralph Hlawatsch
Lektorat: Maike Hallmann
Buchgestaltung: Ralf Berszuck
E-Book-Gestaltung: Michael Mingers
Copyright ©2013 by Ulisses Spiele GmbH, Waldems.
DAS SCHWARZE AUGE, AVENTURIEN, DERE, MYRANOR, RIESLAND, THARUN und UTHURIA sind eingetragene Marken der Significant Fantasy Medienrechte GbR.
Alle Rechte von Ulisses Spiele GmbH vorbehalten.
Titel und Inhalte dieses Werkes sind urheberrechtlich geschützt.
Der Nachdruck, auch auszugsweise,

die Bearbeitung, Verarbeitung, Verbreitung und Vervielfältigung des Werkes in jedweder Form, insbesondere die Vervielfältigung auf photomechanischem, elektronischem oder ähnlichem Weg, sind nur mit schriftlicher Genehmigung der Ulisses Spiele GmbH, Waldems, gestattet.
Print-ISBN 978-3-89064-140-9
E-Book-ISBN 978-3-86889-856-9

In der Luft *Nicht weit von Tie'Shianna* »Iscalleon! Hinter dir!« Die Stimme erklang nur in seinem Geist, aber so laut und drängend, dass er erschrocken den Schuss verzog. Der Pfeil verfehlte den Gegner um mehrere Mannslängen. Als Iscalleon sich umschaute, auf was Odotheïon ihn aufmerksam machen wollte, entdeckte er am nächtlichen Himmel eine Riesenlibelle, die auf ihn zuhielt. Auf ihrem Rücken hockte ein Ameisenkrieger mit eingelegter Lanze, und er kam viel zu schnell heran, um noch auszuweichen. Die Lanzenspitze zielte nicht auf Iscalleon, sondern auf seinen Hippogriff, aber die Zeiten, in denen solch unehrenhaftes Verhalten seinen Zorn erregt hätte, waren längst vorbei. Auch hier oben galt es nur noch, den Feind zu töten oder zumindest zu schwächen, und ein Hippogriff war viel wertvoller als sein Reiter, denn es gab nicht mehr viele dieser edlen Tiere in Tie'Shianna. Außerdem konnte ein Hippogriff ohne Reiter weiterfliegen – ein Elf ohne Reittier kaum. Mit aller Gewalt riss er an den Zügeln und zwang Blauschwinge zu einem waghalsigen Wendemanöver. Wenn er dem Angriff nicht mehr entkommen konnte, würde er ihn parieren müssen – oder es wenigstens versuchen. Also lenkte er den Hippogriff genau auf die Lanze zu. Doch der Angreifer ließ sich nicht beirren und zielte weiterhin auf Blauschwinges Brust. Im letzten Moment gab Iscalleon dem Hippogriff mit einem Schenkeldruck das Signal, nach unten auszuweichen. Der Ameisenkrieger reagierte schnell. Als er erkannte, dass er das Reittier in keinem günstigen Winkel treffen würde, richtete er die Lanze auf Iscalleons Brustpanzer. Der Elf versuchte, die Waffe mit dem gepanzerten Unterarm zur Seite zu schlagen,

doch selbst seine magisch verstärkten Reflexe halfen ihm nicht. Schmerz explodierte in seiner Flanke, als die Lanze mit ungebremster Wucht gegen seine Rüstung prallte und ihn gegen die hohe Sattelstütze warf. Irgendetwas knackte und krachte, ihm schwanden die Sinne. Als er wieder zu sich kam konnten nur Augenblicke vergangen sein. Er schmeckte Blut, und seine linke Seite fühlte sich taub an. Aber er lebte, die Rüstung hatte ihn gerettet. Er spuckte aus und blinzelte die Tränen aus seinen Augen, bevor er sich umsah. Blauschwinge hatte ihn weit nach unten getragen, heraus aus dem dichtesten Getümmel. Dennoch waren die Krieger unten auf dem Boden nicht viel größer als Spielfiguren auf einem Gorthan- Brett, selbst die gewaltigen Kriegswagen der Trolle wirkten von hier oben niedlich und harmlos. Brennendes Kriegsgerät, fauchende Feuerlanzen und magische Lichtquellen tauchten die Ebene vor den Mauern Tie'Shiannas in flackerndes Licht. Wie immer hatten die Elfen den Ausfall gegen ihre Belagerer in der Dunkelheit unternommen, denn nachts musste der Gegner ohne seine echsischen Truppen auskommen, die dann in Kältestarre fielen. Außerdem konnten Elfen bei Dunkelheit besser sehen als die meisten Wesen der Goldenen Horde. Iscalleon sah Lariel, der seine Reiter in gestrecktem Galopp gegen eine kleine Einheit von Trollen führte, dicht gefolgt von den Einhörnern. Obwohl die grobschlächtigen Trolle einen berittenen Elfen um Armeslänge überragten, hatten sie Lariels Kindern des Windes nicht viel entgegenzusetzen. Kraftvoll schwangen sie Äxte und Hämmer, und doch ertranken sie nach wenigen Augenblicken in der Flut aus Pferden und Einhörnern. Iscalleon wandte den Blick

nach oben. Auch vor dem samtigen Blau des Nachthimmels sah er die gnadenlose Schlacht toben. Eigentlich war es die Aufgabe der Hippogriffenreiter, mit ihren Pfeilen Verwirrung unter den Trollen zu stiften, aber dann waren auf einmal die Libellenreiter aufgetaucht und hatten sie in einen bizarren Luftkampf verwickelt. So hatte er sich seinen ersten Kampf als Mitglied der Fliegenden Garde nicht vorgestellt. Während er Blauschwinge antrieb, an Höhe zu gewinnen, entdeckte er die Libelle, die ihn angegriffen hatte. Offensichtlich war die Ameise zu der Überzeugung gekommen, dass die Taktik, die sie bei Iscalleon angewandt hatte, erfolgversprechend war. Sie hatte sich eine Position schräg über Seijia gesucht, die in schneller Folge mehrere Pfeile auf eine ochsengroße Wespe abschoss und das Verhängnis nicht bemerkte, das über ihr schwebte. Jetzt ging die Libelle in den Sturzflug über – die Wendigkeit dieser Flugwesen war beeindruckend. Wenn er nichts unternahm, würde der Angriff Seijia völlig ungeschützt treffen. Für einen Schuss war der Höhenunterschied noch immer zu groß, also konzentrierte er sich auf Seijias Geist und warnte sie ebenso, wie Odotheïon zuvor ihn gewarnt hatte: »Seijia, Vorsicht! Libelle von schräg oben!« Offensichtlich hatte sie seine Warnung vernommen, denn sie warf den Kopf herum und entdeckte den Angreifer. Sofort riss sie den Bogen hoch, drehte sich im Sattel und sandte dem Insekt einen Pfeil entgegen. Das Geschoss traf genau zwischen die angriffslustig geöffneten Mandibeln der Libelle und durchschlug ihren Kopf. Im Todeskrampf krümmte sich das Insekt zusammen, nur sein Schwung trieb es weiter auf Seijia zu. Der Ameisenkrieger ließ die Lanze fallen und stieß sich mit

einer Kraft, die Iscalleon ihm nicht zugetraut hätte, vom Rücken der Libelle ab. Seijia sandte ihm einen Pfeil entgegen, traf aber nicht. Im nächsten Augenblick rammte die Ameise sie und klammerte sich an ihr fest. Das plötzliche Gewicht warf Seijias Hippogriff aus der Bahn und ließ ihn taumeln. Wenn der Angreifer gehofft hatte, Seijias Reittier für sich zu erobern, gelang ihm das nicht. Zwar riss er die Elfe aus dem Sattel, aber sie ließ nicht zu, dass er selbst sich halten konnte. Aneinandergeklammert stürzten beide in die Tiefe, während sich der Hippogriff flatternd fing und verwirrt seinen Vogelkopf schüttelte. Im Sturz versuchte der Ameisenkrieger Seijia zu beißen, aber sie stieß geistesgegenwärtig ihren Dolch zwischen die gefährlich glänzenden Kiefer. Iscalleon lenkte Blauschwinge den beiden Stürzenden hinterher und überlegte fieberhaft, wie er seiner Kameradin zu Hilfe kommen konnte. Es war ein stummes und verzweifeltes Kräftemessen, denn die beiden fielen immer schneller dem Boden entgegen. Und so steil der Sturzflug seines Hippogriffs auch war, Iscalleon konnte nichts tun. Da sah er, wie die Elfe mit der freien Hand einen Pfeil aus dem Köcher zog, ihn mit aller Kraft in ein Ameisenauge rammte und bis zur Befiederung hineintrieb. Doch auch im Tod umklammerte die Ameise sie noch, und Seijia musste sich mit Gewalt aus den Armpaaren befreien. Sie stieß sich von dem verkrümmten Körper ab, und während die Ameise weiter stürzte, bremste sich ihr Flug ab, bis sie schwerelos in der Luft schwebte. Iscalleon lenkte Blauschwinge in einem Bogen zu ihr, flog direkt unter ihr hindurch und ergriff ihre ausgestreckte Hand. Es war, als würde er im Vorbeireiten einen reifen Apfel von einem Zweig

pflücken, er konnte Seijia einfach hinter sich herziehen. Er lächelte ihr zu. »Federleicht«, sagte er anerkennend. Sie nickte: »Diesen Zauber solltest du auch lernen. Er kann dir manchmal wirklich den Tag retten.«

***

Über der Zentaurenebene nördlich des Schlangenflusses
Bortosch beugte sich weit über die Reling und blickte in die Tiefe. »So filigran, so zerbrechlich«, brummte er. »Und so ahnungslos.« Neben ihm schnaubte sein Sohn Tarbasch amüsiert. »Ja, man könnte fast Mitleid bekommen.« Bortosch nickte, ohne ihn anzusehen. »Es ist sehr einfach, Elfen zu unterschätzen. Schon manch ein junger Troll hat diesen Fehler gemacht. Und keine Gelegenheit gehabt, ihn zu bereuen.« Er wusste, dass sein Sohn jetzt zornig auf der Lippe herumkaute, wie er es immer tat, wenn er zurechtgewiesen wurde. Aber wenn Tarbasch es jetzt nicht lernte, würde er es vielleicht nie mehr lernen. »Und wir sind sicher, dass es das richtige Schiff ist?« Tarbasch schien es eilig zu haben, das Thema zu wechseln. »Die Seherin hat von einer ›Wissenden aus dem Norden‹ gesprochen, die ›über den Himmel wandelt, um die letzte Stadt der Elfen zu retten‹. Und das ist seit Wochen das erste Elfenschiff, das hier vorbeikommt.« »Die Richtung stimmt«, ergänzte Tarbasch und deutete auf das Grenzgebirge im Süden, auf das das Wolkenschiff zuhielt. Dahinter erstreckte sich das Reich der geschuppten Völker, und irgendwo dort lag auch die Elfenstadt. Bortosch richtete sich auf. »Es ist so weit.« Hinter ihm war gut ein Dutzend kopfgroßer Felsbrocken auf dem steinernen Schiffsdeck aufgehäuft. Er ergriff einen davon, und Tarbasch tat es ihm gleich. Sie schleppten die Felsen zur Reling und schauten noch einmal nach unten. Bortosch nickte, und gleichzeitig ließen sie die Steine in die Tiefe stürzen. Während Tarbasch schon den nächsten holte, beugte sich Bortosch vor und beobachtete, was geschah. Noch bevor der Stein einschlug, ertönte ein Alarmruf. Dort unten war jemand aufmerksamer, als Bortosch gedacht hätte. Vielleicht wären sie ja würdige Gegner in einem ehrlichen Kampf gewesen, aber Horg hatte darauf bestanden, die Angelegenheit auf diese Weise zu beenden. Es war eines

Kriegers unwürdig, aber Bortosch musste sich den Anweisungen des Priesters beugen, auch wenn es ihn mit Abscheu erfüllte, Befehle von einem Menschen entgegenzunehmen. Fast gleichzeitig schlugen die beiden Steine auf dem Holzdeck des Elfenschiffs auf, der eine in der Nähe des Masts, der andere nicht weit von der Ruderpinne. Holztrümmer spritzten in alle Richtungen, der Steuermann wurde getroffen und stürzte aufs Deck. Panik brach an Bord aus, die Elfen schrien mit ihren dünnen, schiefen Stimmchen durcheinander, liefen herum und deuteten immer wieder nach oben. Da das Trollschiff hinter Illusionszauberei verborgen war, musste es für sie so aussehen, als seien die Steine direkt aus den Wolken gefallen. Wieder nickte er Tarbasch zu, der den nächsten Felsblock über die Brüstung wuchtete. Kaum hatte der Stein das Schiff verlassen, gellten wieder Warnungen über das Deck des Elfengefährts. Eine Elfe mit einem metallisch glänzenden Handschuh war ans Ruder gesprungen und versuchte mit einem verzweifelten Manöver, dem Stein auszuweichen, doch bei aller Wendigkeit, die den Wolkenschiffen nachgesagt wurde, war sie doch nicht schnell genug. Im letzten Moment hechtete sie beiseite, dann schlug der Stein im Heck ein und zertrümmerte das Ruder, das sich vom Schiff löste und in die Tiefe stürzte. »Jetzt haben wir sie«, brummte Bortosch und holte sich auch noch einen Felsbrocken. Ein manövrierunfähiges Schiff war einfache Beute – eigentlich zu einfach. Nach vier weiteren Treffern begann das Schiff zu sinken. »Horg hat recht gehabt«, sagte Bortosch. »Sobald die Struktur erst einmal ausreichend beschädigt ist, kann der Zauber es nicht mehr in der Luft halten.« Tarbasch schickte dennoch zwei weitere Steine hinterher, von denen einer traf und den Sinkflug weiter beschleunigte. »So etwas kann niemand überleben«, triumphierte er, als er dem trudelnden Wolkenschiff hinterherblickte. »Oder, Vater?« Bortosch

brummte. »Wir können uns nicht sicher sein. Elfen sind immer wieder für Überraschungen gut.« Wie zum Beweis erhob sich ein Vogel vom Deck des Elfenschiffs und begann es auf seinem Weg in die Tiefe zu umkreisen. Ein Falke? Er war schon recht weit weg, sodass Bortosch nicht ganz sicher war. Er mochte es nicht beschwören, aber er glaubte, die Spitze der linken Schwinge hell im Sonnenlicht glänzen zu sehen. »Sinkflug«, rief er zum Steuermann hinüber. »Wir müssen uns das Wrack anschauen und nachsehen, ob die Sehende an Bord ist.« Aber er erzählte niemandem von seinem unguten Gefühl.

***

Im Nurti-Tempel von Tie'Shianna Vorsichtig ließ sich Iscalleon ins heiße, exotisch duftende Wasser gleiten. Sein rechter Arm war mit juckenden Pusteln übersät, Andenken an den Moskitoschwarm, der kurz vor dem Rückzug über ihn hergefallen war. Wirklich schmerzhaft war aber nur die Prellung an seiner linken Flanke. Ohne die Rüstung hätte er den Angriff des Ameisenkriegers kaum überlebt – und ohne die hohe Rückenlehne des Sattels, über die er sich von nun an nicht mehr beschweren würde. Ja, sie schränkte seine Beweglichkeit ein, aber ohne sie hätte der Aufprall ihn bestimmt vom Rücken des Hippogriffs geschleudert. Er schloss die Augen und genoss die heilende Wirkung des Wassers. Die Haut kribbelte, während die Pusteln sich glätteten. Gleichzeitig richteten sich mehrere Rippen und rutschten in ihre Position – bei allem Schmerz war ihm nicht bewusst gewesen, wie viele Knochen bei dem Aufprall gebrochen waren. Zu zwölft waren sie in die Schlacht gezogen, neun waren zurückgekehrt – seine erste Schlacht als Mitglied der Fliegenden Garde war eine der verlustreichsten seit Monaten gewesen. Immerhin hatte Odotheïon ihm versichert, dass das nicht sein Fehler war. Niemand hatte mit dem Auftauchen der Insektenkrieger gerechnet. Die Feinde wurden von Tag zu Tag zahlreicher und schlagkräftiger, die Situation der Stadt verzweifelter. Wenn nicht bald ein Wunder geschah, würde es Tie'Shianna ebenso ergehen wie Ovilliana, Simyala und all den anderen Städten. Die Lieder, die über den heroischen Kampf hoch oben in den Lüften gesungen wurden, verherrlichten das verzweifelte Schlachten genauso wie die angeblichen Heldentaten am Boden. Dennoch erfüllte es ihn mit großem Stolz, dass König Fenvarien ihn in die Fliegende Garde berufen hatte. Und wie es war, auf dem Rücken eines Hippogriffs durch den Wind zu reiten und das Schlachtfeld tief unter sich zu lassen, das würde er nie vergessen. Selbst wenn die Welt in den

nächsten Tagen unterginge, er würde auf dem Rücken eines edlen Tiers hoch in der Luft sterben. Er seufzte wohlig. Von diesem geheiligten Wasserbecken hatte er bisher nur in Erzählungen gehört. Es bildete das Zentrum des großen Nurti-Tempels, und nur Auserwählte erhielten Zutritt. Bisher hatte er nicht gewusst, dass ihn die Aufnahme in die Fliegende Garde zu einem Auserwählten gemacht hatte. Der Saal war kreisrund, darüber wölbte sich eine Kuppel aus lebenden Pflanzen: Unterschiedlichste Bäume aus allen Regionen des Kontinents bildeten mit ihren teilweise meterdicken Stämmen die Pfeiler, ihre Kronen neigten sich nach innen und formten so das Dach. Zweige und Äste waren mit Schlingpflanzen und Ranken so eng verflochten, dass weder Wind noch Regen sie durchdringen konnten. Blüten in den prächtigsten Farben, manche so groß wie Wagenräder, erfreuten das Auge, und Früchte und Nüsse in allen Stadien der Reife hingen schwer von den Ästen und verrieten, wessen Domäne dieser Tempel war: Nurti war die Göttin des Lebens und Gedeihens. Vögel, Insekten und Schmetterlinge schwirrten umher, es summte und sang in einem fort. Den größten Teil des Raums nahm das Wasserbecken ein. Nurtis heilkräftiges Wasser sprudelte aus dem großen Füllhorn, das die überlebensgroße Statue in der Mitte des Beckens in den Armen hielt. Diese Statue unterlag einer ständigen Metamorphose – mal war sie ein junges Mädchen, mal eine Elfe in der Blüte ihrer Jahre und manchmal auch eine Schwangere. Iscalleon vermochte nicht zu sagen, aus welchem Material sie gefertigt war, am wahrscheinlichsten erschien ihm irgendeine fremdartige Holzsorte, von Nurti auf wundervolle Weise mit göttlicher Macht erfüllt. Auf einem kleinen Podest neben dem Becken saßen drei Musikanten und bereicherten das Klanggemisch aus Wasserplätschern, Vogelgesang und Bienensummen mit Harfenarpeggien und ornamentalen Flötenmelodien, wobei sich

ihre Musik harmonisch in die natürlichen Klänge einfügte, als sei sie ein Teil davon. Zärtliche Hände legten sich um Iscalleons verspannte Schultern und begannen sie behutsam zu massieren. Er blickte sich um und sah eine Menschenfrau mit dunklem Haar und einer vorwitzig spitzen Nase. Freundlich erwiderte er ihr Lächeln und nickte ihr zu. Für eine Angehörige des Menschenvolks war sie ganz ansehnlich, aber wie alle Mitglieder dieser Rasse zu grobschlächtig, um wirklich als schön zu gelten. Die Wangenknochen der Menschen waren zu breit, die Augen zu klein, die Ohren nicht der Rede wert, ihre Glieder eher stämmig als elegant, ihre Stimmen rau und ihre Sprache eintönig. Noch dazu waren Menschen so kurzlebig, dass es sich selten lohnte, sich ihre Namen einzuprägen. Immerhin waren die Hände dieser Frau so geschickt, dass er sich der Massage hingeben konnte. Ein vielstimmiges »Hoch, Fenvarien!« riss ihn aus der Entspannung. Der hohe Elfenkönig hatte den Badesaal betreten, begleitet von seinen engsten Vertrauten. An seiner Seite ging Niamh, von der man sich zu Recht erzählte, sie sei die schönste Elfe diesseits des Grenzgebirges. Im Gegensatz zu den anderen Elfen aus Fenvariens Gefolge trug sie ein sehr schlichtes Kleid aus schmucklosem, weißem Stoff, über den ihr leuchtend blondes Haar wie eine goldene Flut bis zu den Kniekehlen herabfloss. Neben ihr verblasste selbst der Hochkönig, von dem Iscalleon bisher geglaubt hatte, seine Ausstrahlung müsse jeden vor Respekt verstummen lassen, der ihn sah. Direkt hinter ihnen gingen Amariel, Fenvariens jüngste Tochter, fast noch ein Kind, und ihr persönlicher Leibwächter Tharkath, der niemals von ihrer Seite wich. Es hieß, Fenvarien habe Amariel zu seiner Nachfolgerin erkoren, der zukünftigen Hochkönigin, aber noch war sie viel zu jung und unerfahren, um ein wichtiges Amt ausfüllen zu können. Dahinter kamen Oisin der Zaubersänger, der als der mächtigste lebende Zauberer galt, und die

hochgewachsene Oberpriesterin der Zerzal, Dianissa, die auch Anführerin der Zerzalgarde war. Es folgten Lariel der Reiterfürst, der die Lederrüstung der Kinder des Windes trug, und als einzige Kurzlebige in einer so wichtigen Position die Amauna Sconjis. Bisher hatte Iscalleon noch nie mit Katzenmenschen zu tun gehabt, aber er musste zugeben, dass Sconjis beachtliche Würde und Majestät ausstrahlte. Mit ein wenig Abstand kamen weitere Mitglieder des Hofstaats herein, Berater, Würdenträger und verdiente Kämpfer. In diese Gruppe hatten sich ebenfalls einige Nichtelfen gemischt: ein weiterer Amaunir, zwei Menschen, das Einhorn Kershwiki und nicht zu vergessen Spico, die geflügelte Katze, von der Iscalleon schon oft gehört hatte. Für viele dieser Leute war es im Gegensatz zu den Hippogriffenreitern nichts Besonderes, diesen Raum zu betreten. Im Gegenteil: Ihre Anwesenheit galt als besondere Ehrung der Kämpfer, die hier gefeiert wurden. Vor allem die Würdenträger machten in der Regel keinen Hehl daraus, dass sie wenig von Elfen hielten, die sich auf irgendeine Weise körperlich betätigten. Nach ihrer Auffassung waren die Elfen das Lieblingsvolk der Götter, weil sie dank ihrer geistigen Fähigkeiten allen anderen weit überlegen waren. Also entsprach einzig dem Idealbild, wer seine Zeit mit dem Ersinnen von Philosophien und theoretischen Überlegungen verbrachte. Körperliche Arbeit in jeglicher Form hielt einen davon ab, seinen geistigen Horizont zu erweitern, und so standen arbeitende Elfen im Status kaum über den Kurzlebigen. Allerdings hatten die letzten Jahre diese Anschauung etwas aufgeweicht, und immer mehr Elfen erkannten an, dass besonders fähige Zauberer, hochrangige Priester und verdiente Kämpfer ebenfalls einen gewissen Respekt verdienten, allen voran natürlich hohe Feldherren wie Lariel oder Oisin, die in der Tradition der alten Kriegerfürsten standen. Die

Neuankömmlinge wurden von Priesterinnen und Dienern umschwärmt, die ihnen aus den Kleidern halfen. Wenig später hatten sich mehr als vierzig Personen in dem großen Bassin eingefunden, darunter über ein Dutzend Sternenträger, wie Iscalleon erstaunt feststellte. So viele dieser von den Göttern Gesegneten hatte er noch nie auf einem Fleck gesehen. Nicht alle Ankömmlinge nahmen an dem Bad teil. Sconjis und ihr Begleiter hatten sich neben dem Becken auf einem großen Stapel reichverzierter Kissen niedergelassen, denn sie waren wasserscheu, ebenso das Einhorn Kershwiki, das zwar Bäder liebte, aber nicht das heiße und erdig-trübe Wasser des Tempelbeckens. Spico saß in lichter Höhe auf einer breiten Astgabel in der Wand und gab die spöttischen Kommentare von sich, für die sie so berüchtigt war. Die beiden Menschen hingegen waren auch ins Wasser gestiegen. Iscalleon betrachtete sie durch halb geschlossene Augen. Beide hatten dunkelbraunes, schulterlanges Haar und kantige Gesichter. Der Mann war etwas größer als die Frau, wenn auch immer noch kleiner als die meisten Elfen. Breite Schultern und muskulöse Arme zeichneten die beiden als Kämpfer aus. Selbst bei den kräftigsten Elfen wölbten sich die Muskeln nie so sichtbar unter der Haut. Es verlieh den Menschen etwas Exotisch- Barbarisches. Iscalleon erinnerte sich dunkel daran, dass sie Fürsten eines alliierten Menschenstamms waren, aber ihre Namen wollten ihm nicht einfallen. Er konnte sich immer noch nicht daran gewöhnen, dass Fenvarien manche Kurzlebige wie Gleichberechtigte behandelte. Über Jahrhunderte, wenn nicht Jahrtausende waren die Elfen die herrschende Rasse gewesen, die den anderen Völkern die Errungenschaften der Zivilisation nahegebracht hatten. Nur die Tatsache, dass die Elfen ohne Hilfe anderer Völker nicht gegen die Goldene Horde bestehen konnten, hatte sie dazu gezwungen, sich auch unter den Kurzlebigen

Verbündete zu suchen. Und um diese Bündnispartner bei Laune zu halten, tat man so, als betrachte man sie als gleichwertig. Das beste Beispiel für den neuen Umgang mit Nichtelfen war allerdings Sconjis. Früher war das Verhältnis zwischen Elfen und Katzenmenschen immer angespannt gewesen – vermutlich weil die Amaunir wie eine Verkörperung der Todesgöttin Zerzal daherkamen. Aber als Sconjis vor einigen Jahren mit mehreren Dutzend hervorragender Kämpfer in Tie'Shianna eingetroffen war und ihre Hilfe gegen die Goldene Horde angeboten hatte, hatte Fenvarien sie behandelt wie eine elfische Heerführerin, und inzwischen gehörte die Katzenfrau zu seinem engsten Beraterstab. Allerdings war das ein vorübergehendes Zugeständnis, denn von Jahr zu Jahr wurden ihre Bewegungen schwerfälliger, das Fell grauer, die Augen trüber. »Ihr seht aus, als könntet Ihr einen Schluck Nektar vertragen.« Iscalleon schreckte aus seinen Gedanken und wandte den Kopf. Am Beckenrand stand ein weiterer Kurzlebiger, wie Sconjis war auch er eine eigenartige Mischung aus Elf und Tier: Bocksbeine, die in gespaltenen Hufen endeten, ein dicht behaarter Unterleib und kleine Hörnchen, die aus wild gelocktem Haar ragten, verliehen diesem Wesen etwas Wildes, aber zugleich Schelmenhaftes. »Gut erkannt, Faun«, sagte Iscalleon und nahm den kristallenen Becher, den der Diener ihm grinsend hinhielt. Der Menschenfrau bedeutete er mit einer kurzen Geste, dass er ihre Dienste nicht mehr benötigte. Sie nickte unterwürfig und ging zu Seijia weiter, die neben ihm am Beckenrand lag. »Wenn Ihr erlaubt: Mein Name ist übrigens Tibolo«, sagte der Faun. Wie alle Kurzlebigen benutzte er das primitive Isdira, das zwar an die elfische Hochsprache angelehnt war, aber ungleich gröber und facettenärmer war. Schon rein anatomisch waren nur Elfen in der Lage, das Asdharia hervorzubringen, war es dazu doch notwendig, seine Worte in zwei Tonhöhen gleichzeitig erklingen

zu lassen. Außerdem waren viele wichtige Elemente dieser Sprache in der Melodie und den Abständen zwischen den Tönen verborgen, und kaum ein nichtelfisches Wesen war musikalisch genug, diese Feinheiten auch nur zu bemerken. Iscalleon brummte zufrieden und schwenkte den Becher. Warum stellte sich der Faun vor? Erwartete er wirklich, dass Iscalleon sich diesen Namen merken würde? Die Flüssigkeit im Kristallbecher war golden und schwappte zäh hin und her. Er genoss kurz den würzigen Duft, bevor er daran nippte. Seit die Stadt belagert wurde, war der Honig der Dschungelbienen, der für die Herstellung dieses Nektars nötig war, eine Rarität. Kundig ließ er die scharf-süße Flüssigkeit mehrmals durch den Mund kreisen, bevor er schluckte und mit einem Seufzer kundtat, wie wohl ihm das tat. »Sag mal, Seijia«, wandte er sich an seine Nachbarin, die die Dienste der Menschenfrau sichtlich genoss. »Du kennst dich doch etwas besser mit Fenvariens Gefolge aus, nicht wahr?« Seijia gab einen weiteren Seufzer von sich, den er als Zustimmung interpretierte. »Kannst du mir sagen, wer die dunkelhaarige Schönheit ist, die dort drüben gerade ins Wasser steigt?« Seijia öffnete ein Auge. »Das da? Das ist Elionai. Aber du musst blind sein, wenn du sie zwischen all den anderen für eine Schönheit hältst.« Sie stöhnte genießerisch, weil die Masseurin eine besonders verspannte Stelle in ihrem Nacken bearbeitete. »Sie ist eine Tochter Niamhs, aber das Aussehen hat sie wohl leider von ihrem Vater geerbt. Und sie gilt als eigenwillig.« Iscalleon nickte versonnen. Er hatte diese Elionai schon mehrmals in der Nähe von Lariel gesehen, obwohl er nicht genau zu sagen vermochte, warum sie ihm aufgefallen war. Ihr Gesicht war eher markant als schön. Vielleicht erinnerte sie ihn ein wenig an seine Schwester, die bei einem Überfall der Unnennbaren getötet worden war, als er fast noch ein Kind gewesen war. »Elionai ist eine ganz besondere Frau, will ich

meinen«, raunte ihm der Faun ins Ohr, der sich verschwörerisch zu ihm heruntergebeugt hatte. Offensichtlich besaß er nicht nur die Dreistigkeit, sich in eine Unterhaltung zwischen Elfen einzumischen, sondern verstand sogar ein wenig Asdharia, was für einen Kurzlebigen erstaunlich war. »Sie reitet seit zwanzig Jahren mit den Kindern des Windes. Es heißt, sie sei Lariels beste Schützin und könne einer Fliege auf zweihundert Schritte einen Flügel abschießen.« Iscalleon drehte sich so weit, dass er dem Faun ins Gesicht blicken konnte. »Sag mal, Faun, bist du ein Tempeldiener? Oder gehörst du zu einem der hohen Gäste?« »Oh, sollte ich mich noch nicht vorgestellt haben?«, erwiderte der Faun. »Verzeiht diese Unachtsamkeit. Man nennt mich Tibolo.« Iscalleon runzelte die Stirn. Wollte sich dieser Faun über ihn lustig machen? Sein Grinsen war schwer zu deuten, zumal sich die Mimik solcher Wesen oft von der der Elfen unterschied. »Und ich gehöre zur Dienerschaft des Reiterkönigs Lariel«, sprach er weiter. Iscalleon beschloss, nicht auf die Unverfrorenheit zu reagieren. Vielleicht wusste der Kerl einfach nicht, wie er sich zu benehmen hatte, und weil Iscalleon das selbst immer wieder passierte, wollte er gnädig sein. »Und sie ist eine Sternenträgerin«, ergänzte Tibolo bedeutungsvoll. »Das ist nicht zu übersehen.« Das fünfzackige Geburtsmal prangte deutlich auf ihrem Schlüsselbein. Es zeichnete sie als jemanden aus, für die die Götter ein besonderes Schicksal vorgesehen hatten. Viele Legenden rankten sich um die Sternenträger, und auch wenn sie mit Vorsicht zu genießen waren wie alles, was die Legendensänger von sich gaben, schien es doch kaum einen großen Elfen gegeben zu haben, der nicht ein solches Mal getragen hatte. Elionai schien seinen Blick zu spüren, denn sie sah zu ihm auf, lächelte und prostete ihm über das Becken hinweg zu. »Oho, das Interesse ist wohl kein einseitiges«, kommentierte Tibolo ungefragt. »Mag sein«, murmelte Iscalleon

so leise, dass nur der Faun ihn verstehen konnte. »Aber wie du schon sagtest: Sie ist eine Sternenträgerin.« »Warum müsst Ihr Elfen eigentlich immer so kompliziert sein?«, stöhnte Tibolo theatralisch, und Iscalleon wusste nicht, wie er auf den spöttischen Unterton reagieren sollte. Wie konnte es ein Kurzlebiger, und noch dazu ein Diener, wagen, sich ihm gegenüber so zu verhalten? »Auch Sternenträger haben Bedürfnisse«, plapperte der Faun weiter. »Und wenn Elionai sich nur mit ihresgleichen treffen würde, würde das die Schar ihrer möglichen Liebhaber doch merklich verkleinern.« Iscalleon warf ihm einen Blick zu, in den er so viel Tadel legte, wie es ihm nur möglich war. »Sag mal, Faun, wie alt bist du eigentlich?« »Oh, anscheinend ist dem hohen Herrn mein Name entfallen. Tibolo werde ich genannt. Und ich weile seit etwas über fünfundzwanzig Jahren auf dieser schönen Welt, was für einen Satyaren wie mich schon eine beachtliche Zeit ist.« »Fünfundzwanzig Jahre also. Das ist grob der sechste Teil der Zeit, die ich schon lebe. Glaubst du wirklich, Faun, du könntest mir Ratschläge geben, wie ich mein Leben zu leben habe?« »O Herr, vielleicht ist das ja gerade das Problem. Ihr hattet so viel Zeit, Erfahrungen zu sammeln, dass Ihr unterwegs verlernt habt, Dinge unvoreingenommen zu betrachten. Euer Wissensschatz ist so reichhaltig, dass Ihr bei allem sofort unzählige Bedenken habt. Aber in einem Fall wie diesem solltet Ihr das Nachdenken einfach lassen und draufloshandeln. Verlasst Euch auf Euer Gefühl!« »Mein Gefühl sagt mir, dass deine Dreistigkeit unglaublich ist«, knurrte Iscalleon. Der Faun kicherte nur. »Seht Ihr, wie Seine allergelehrteste Schwatztasche Thominion auf Eure verehrte Elionai einredet? Eine Maid in Nöten! Ihr solltet unverzüglich aufbrechen und sie aus dieser Notlage befreien!« Iscalleon schüttelte den Kopf. Tibolos Benehmen verstieß in einer Weise gegen alle Regeln des Respekts, dass er es kaum

fassen konnte. Andererseits war nicht zu leugnen, dass es stimmte: Elionai sah wirklich nicht sehr glücklich darüber aus, dass sich ein weißhaariger Elf neben ihr niedergelassen hatte und ohne Punkt und Komma auf sie einredete. »Nun gut, dann pass so lange auf meinen Nektar auf, Faun.« Tibolo nahm den Pokal mit einer Verbeugung an, aber an seinen listig glitzernden Augen war zu sehen, dass er dies als einen kleinen Triumph verbuchte. Iscalleon stieß sich vom Beckenrand ab und ließ sich von dem warmen Wasser bis zu der Stelle tragen, wo Elionai und Thominion nebeneinander lagen, die Arme auf dem Rand abgestützt. »Verzeih, hoher Herr, bist du nicht Thominion?«, unterbrach er den Höfling mitten in einem endlosen Satz, in dem er darüber referierte, dass dies der größte und prächtigste Nurti-Tempel des Kontinents sei, sicherlich noch viel schöner als der im untergegangenen Simyala. Fassungslos blickte ihn Thominion an, offensichtlich hielt er diese Unterbrechung für überaus dreist. Aber Iscalleon ging einfach darüber hinweg und streckte sich auf Thominions freier Seite am Beckenrand aus. »Dein Ruf als großer Denker eilt dir voraus«, sprach er weiter und ließ dem Weißhaarigen damit keine Gelegenheit, etwas zu erwidern. Er wusste, dass er kein großer Redner war, also musste er Thominions Überraschung nutzen. »Daher dachte ich mir, dass ich als einfacher und unwissender Kämpfer einen Ratschlag von dir erbitten könnte.« »Ein einfacher Kämpfer«, wiederholte Thominion abfällig. »Und wie heißt du, einfacher Kämpfer?« Thominion schielte kurz zu Elionai hinüber, die die Augen geschlossen hatte und aussah, als verfolge sie die Unterhaltung nicht weiter. Er war aber überzeugt, dass sie sehr wohl zuhörte und abwartete, wie sich die Situation entwickelte. »Iscalleon ist mein Name. Und ich frage mich seit Jahren, mit welchem Manöver man am besten parieren soll, wenn ein Troll mit einer Axt zu einem Schädelspalter ansetzt? Ich kann mich nicht

zwischen einem vollen Angriff nach vorn und einem Sprung auf seine Schildseite entscheiden. Ich habe schon mit vielen klugen Leuten gesprochen, und die Meinungen gehen deutlich auseinander. Zwar birgt der Angriff das wesentlich höhere Risiko, versetzt einen aber auch in eine ungleich bessere Ausgangslage für folgende Manöver. Und da du ja so ein ungemein wissender Gelehrter bist, würde ich nur zu gern erfahren, was du mir empfiehlst.« Es fiel ihm nicht leicht, so zu klingen, als sei das Interesse an Thominions Meinung aufrichtig. Nur allzu leicht konnten Zwischentöne die eigentliche Intention verraten. Und so, wie Thominion ihn nun anfunkelte, befürchtete Iscalleon, dass er nicht allzu überzeugend war. »Es ist töricht, einen Troll so nahe an sich herankommen zu lassen, dass sich diese Frage überhaupt stellt. Wer klug ist, tötet ihn schon längst vorher.« Auch wenn es ihm schwerfiel, ging Iscalleon über die Verachtung hinweg, die sein Gesprächspartner durchklingen ließ. »Eine ungemein kluge Antwort, wie ich sie von dir erwartet habe. Doch ich kann dir versichern, dass es auf dem Schlachtfeld Situationen gibt, in denen dies nicht möglich ist.« »Das will ich bezweifeln. Es scheint mir eher so, als wärst du nicht in der Lage, deine Gelegenheiten zu erkennen. Der Fehler, der den meisten einfachen Kämpfern immer wieder unterläuft, ist es, nicht alle Möglichkeiten zu durchdenken. Sie handeln schnell, überstürzt, unbedacht, und begeben sich damit in Situationen, in die sie mit etwas mehr Klugheit niemals geraten wären.« »Oh, verehrter Thominion, ich bin fest überzeugt, dass du schon an unzähligen Schlachten teilgenommen hast und beurteilen kannst, dass man im Gefecht keine Zeit für langes Nachdenken hat. Es ist ja nicht so wie in der Sicherheit der heimatlichen Gemächer, wo man in Ruhe allerlei Optionen durchspielen kann und dann die beste wählt. Aber wem sage ich das? Du bist ja schließlich klug genug, um dir dessen bewusst zu sein.« Diesmal war es ihm

nicht gelungen, den Spott aus seiner Stimme zu verbannen. Sogar Elionai öffnete ein Auge und linste zu Thominion hinüber. »Wenn du glaubst, dass ein säbelschwingender Barbar aus dem Hinterland mich verärgern könnte, dann überschätzt du deine geistigen Möglichkeiten ganz gewaltig«, sagte Thominion, und aus seiner Stimme sprach mitleidige Verachtung. Doch seine Augen beherrschte er nicht so gut wie seine Stimme, in ihnen blitzte heißer Zorn. »Niemals käme ich auf den Gedanken«, erwiderte Iscalleon, als bemerke er nichts. »Dennoch frage ich mich, wie du wohl handeln würdest, wenn unsereins nicht dafür sorgen würde, dass kein Troll in deine Paläste eindringt und plötzlich mit seiner riesigen Axt vor dir steht.« »Und wieder reicht dein Geist nicht aus. Ich verfüge über die Macht und die Klugheit, Leute wie dich ins Feld zu schicken, damit der Troll nicht in meine Nähe kommt.« »Und wenn solche Leute wie ich nicht wären, wärst du hoffnungslos verloren.« Thominion fixierte Iscalleon, seine Kiefermuskulatur spannte sich. »Dein Geschwätz ist das eines unwissenden Affen. Geh zurück in den Wald, aus dem du gekommen bist.« »O nein, ich bin hier heute Ehrengast. Ich wüsste nicht, warum ich diesen Ort verlassen sollte.« Ein unausgesprochenes »Weil ich es dir befehle« hing einige Augenblicke lang zwischen ihnen, aber beide wussten, dass Thominion Iscalleon nichts befehlen konnte. Ohne noch etwas zu sagen, erhob sich Thominion und verließ das Becken. Einen Moment lang sah Iscalleon ihm hinterher, dann rückte er zu Elionai auf. Sie lag immer noch entspannt am Beckenrand, die Arme ausgebreitet, die Augen geschlossen. Das Sternenmal lag direkt unter der Oberfläche des trüben Wassers, war aber trotzdem deutlich zu sehen. »Bist du mir nicht dankbar, dass ich dich vor seinem Gefasel errettet habe?«, sprach er sie an, als Thominion außer Hörweite war. Sie öffnete nur ein Auge und schaute ihn an. »Wie kommst du auf die Idee, dass mir deine

Gesellschaft besser gefällt als die des ehrenwerten Thominion?« Iscalleon wartete auf ein Grinsen, ein schelmisches Blitzen in ihren Augen oder einen anderen Hinweis darauf, dass diese Frage nicht ernst gemeint war, aber er fand nichts. Seine Überzeugung, dass der Tipp des Fauns richtig gewesen war, schmolz dahin. »Offen gestanden: Ich bin mir dessen keineswegs sicher. Aber ich hoffe es.« Er versuchte es mit einem gewinnenden Lächeln. Jetzt hatte er sowieso nichts mehr zu verlieren. »Der Vortrag, den Thominion dir gehalten hat, klang nicht sonderlich erheiternd. Wäre ich gezwungen gewesen, ihm zuzuhören, so wäre ich dir zu tiefstem Dank verpflichtet gewesen, hättest du mich von ihm erlöst.« Sie öffnete das zweite Auge und hob eine Augenbraue. »Wenn du einen Vortrag nicht zu würdigen weißt, heißt das noch lange nicht, dass andere ihm auch nicht lauschen mögen.« Sein Lächeln versteinerte. Wie hatte er nur glauben können, auf diese aufdringliche Weise die Gunst einer Sternenträgerin zu erlangen? »Und?«, sprach sie weiter. »Womit willst du mir nun die Zeit vertreiben? Mit einer Schilderung deiner Heldentaten?« Er atmete tief durch. »Ich muss mich wohl bei dir entschuldigen. Offensichtlich habe ich die Situation falsch eingeschätzt. Aber zumindest will ich mir nicht vorwerfen lassen, dass ich nicht merke, wenn auf mein Geschwätz kein Wert gelegt wird. Ich bitte um Verzeihung, so aufdringlich gewesen zu sein.« Gerade machte er Anstalten, zu seinem ursprünglichen Platz am Beckenrand zurückzuschwimmen, als er ihre Hand auf dem Oberarm spürte. »Du unterliegst einem Irrtum, Iscalleon Hippogriffenreiter«, sagte sie, und jetzt ließ sie erstmals ein amüsiertes Lächeln sehen. »Niemand sagt, dass ich keinen Wert auf dein ›Geschwätz‹ lege – bisher hast du mir ja noch nicht einmal die Gelegenheit gegeben, mir ein Urteil darüber zu bilden.« »Du kennst meinen Namen?«, sagte er verblüfft. Wieder lächelte sie.

»Ich bin gern darüber im Bilde, mit wem ich das Bad teile. Und du bist einer der wenigen Anwesenden, deren *Geschwätz* ich bisher noch nicht genießen durfte.« Er lehnte sich wieder an den Beckenrand. »Und einer der wenigen in dieser erlauchten Gesellschaft, mit deren Unsicherheit du deine Scherze treiben kannst«, stellte er fest. Er kam sich vor wie ein Narr. »Ein wahrer Held sollte sich nicht so leicht verunsichern lassen.« Sie legte den Kopf schief und musterte ihn. »Wer sagt, dass ich ein Held bin?« »Schau dich um!« Sie wies mit einer ausladenden Armbewegung auf die Anwesenden. »Dies ist eine Versammlung der größten Helden, die Tie'Shianna derzeit bevölkern. Warum also solltest du hier sein, wenn du kein Held bist?« Iscalleon zuckte mit den Schultern. »Das habe ich mich auch schon gefragt.« Sie lachte leise. »Ich gehöre zur Fliegenden Garde, und anscheinend reicht das, um hierher eingeladen zu werden.« »Ohne deine Verdienste beim Angriff gegen Zza Thission, deine Taten beim Überfall auf das Lager der Leviatanim und deine heldenhafte Errettung Neletios vor den Rattenhorden wärst du gar nicht erst in die Garde aufgenommen worden. Jeder Hippogriffenreiter ist ein Held, sonst würde man ihm keines dieser seltenen und wertvollen Tiere anvertrauen.« Er blickte sie an. »Jetzt zählst du meine Heldentaten auf …« Wieder lachte sie. »Tja, wenn du es schon nicht tust, muss wohl ich diese schwere Bürde auf mich nehmen.« Er schüttelte ungläubig den Kopf. »Aber woher weißt du all das? Das wird dir doch wohl kaum jemand verraten haben, als du hier hereingekommen bist und ein neues Gesicht zwischen den Badenden entdeckt hast!« »Ertappt.« Ihr tiefgründiges Lächeln verwandelte sich in ein freches Grinsen. »Jetzt muss ich wohl zugeben, dass ich wissen wollte, wer denn der neue Gardist ist, der in die Reihen der fliegenden Reiter aufgenommen wurde.« Er hob eine Augenbraue. »Höre ich da ein gewisses Interesse an

meiner Person heraus?« »Nennen wir es Neugier.« »Schade. Persönliches Interesse hätte mir besser gefallen.« »Noch etwas von dem Nektar, Herr?« Tibolo hatte das Becken umrundet und war hinter Iscalleon getreten. »Gern, Faun. Aber vielleicht möchte die ehrenwerte Elionai auch etwas.« »Er heißt Tibolo, und er ist ein Diener Lariels«, erklärte Elionai beiläufig. »Und ja, Tibolo, ich hätte auch gern einen Becher Nektar.« Iscalleon wartete, bis auch Elionai ein gefülltes Gefäß in der Hand hielt, und nahm einen tiefen Zug aus seinem Kristallbecher. »Hast du etwa den Faun losgeschickt, damit er mich hierherlockt?«, fragte er. Wieder lachte Elionai auf. »Jetzt überschätzt du meine Neugier. Und unterschätzt Tibolo. Nicht wahr, mein pelziger Freund?« Tibolo kicherte leise. »Geschickt habt Ihr mich nicht, Herrin. Aber ich habe Ohren, und ich konnte hören, dass Ihr Euch für den strahlenden Kämpen interessiert. Und da nur allzu offensichtlich war, dass Ihr seinen Blick auf Euch gezogen habt, hielt ich es für angebracht, ein wenig nachzuhelfen.« Iscalleon seufzte und ließ sich mit geschlossenen Augen tiefer ins Wasser sinken. Er würde die Gepflogenheiten dieser Stadt wohl nie begreifen. Selbst der tumbe Faun war in der Lage, ihn zu manipulieren. Kein Wunder, dass Elionai ihn jetzt verspottete. Vermutlich teilte sie Thominions Einschätzung, er sei ein Tölpel aus der Provinz. Genau genommen war er das ja auch. Aber schlechter hätte die Bekanntschaft mit ihr wohl kaum beginnen können. Es war wohl von vornherein vermessen gewesen, sich überhaupt an Niamhs Tochter heranzuwagen, an eine Sternenträgerin.

***

Nördlich des Schlangenflusses Das Wolkenschiff war in einen dichten Laubwald gestürzt und hatte dabei mehrere Bäume umgerissen. Dennoch war der Platz zu schmal, um mit dem steinernen Trollschiff in unmittelbarer Nähe zu landen. Also gab Bortosch den Befehl, auf einer Wiese am Waldrand niederzugehen, möglichst nahe an der Absturzstelle. Kaum setzte der Rumpf auf, sprang er von Bord, gefolgt von Tarbasch und dessen Freund Gnorix. Mit großen Schritten stampften sie quer durch den Wald, und weil sie es eilig hatten, trampelten sie dabei alles nieder, was ihnen im Weg war. Wenig später standen sie neben dem Schiffswrack. Der Rumpf war zerbrochen, überall lagen Trümmer, aber auch abgerissene Äste und Splitter der umgeworfenen Bäume. Tarbasch und Gnorix liefen los, um das Wrack zu untersuchen, Bortosch blieb am Rand des Absturzbereichs stehen, stützte sich auf seine brusthohe Doppelaxt und ließ den Blick schweifen. Der Vogel mit der hellen Flügelspitze wollte ihm nicht aus dem Sinn gehen. Und er hatte das untrügliche Gefühl, dass ihn jemand beobachtete. »Ich habe einen!«, verkündete Gnorix stolz und hielt die Leiche eines blonden Elfen an einem Arm in die Höhe wie ein Stück erbeutetes Jagdwild. »Wir suchen ein Weibchen«, brummte Bortosch, und Gnorix ließ den schlaffen Leib achtlos fallen. Von der anderen Seite erklang Knirschen, dann der hässliche Klang reißender Saiten. »Aua«, sagte Tarbasch und blickte zu Boden. »Ich glaub', ich bin in ein Musikinstrument getreten.« Er schüttelte den Fuß, um die Splitter der Harfe loszuwerden wie ein lästiges Insekt, aber einige Saiten hatten sich um seinen Fuß gewickelt und hinterließen blutige Striemen. »Da drüben ist noch einer«, rief Gnorix und deutete zu einem Baum, der etwas abseits stand. An seinen Stamm gelehnt saß eine Elfe in verzierter Lederrüstung. Ein großer Holzsplitter hatte sich durch die Rüstung hindurch in ihre Seite gebohrt, Blut tropfte daran

entlang auf den Waldboden. Bevor Bortosch etwas sagen konnte, hatte Gnorix auch sie am Arm gepackt und in die Höhe gezerrt, ohne auf ihren Schmerzensschrei zu achten. »Ein Weibchen!«, sagte er. »Und es lebt noch.« »Leg es wieder hin«, sagte Bortosch. »Vielleicht kann es uns was erzählen.« Gerade ging er los, als er plötzlich in den Ästen über Gnorix eine schnelle Bewegung sah. »Vorsicht!«, rief er und rannte los. Gnorix, der die Elfe wieder abgesetzt hatte, blickte ihn erstaunt an. Mit einer Geschwindigkeit, der Bortoschs Augen kaum zu folgen vermochten, sprang eine schlanke Gestalt aus den Ästen auf Gnorix' Rücken, stieß sich im nächsten Moment wieder ab und kam nach einem Salto auf dem Erdboden zu hocken, bereit für einen weiteren Sprung. Gnorix blickte ihr überrascht hinterher und fasste sich mit der Hand an den Hals. Mit aufgerissenen Augen drehte er sich zu Bortosch um, zwischen seinen Fingern sprudelte Blut aus einer tiefen Wunde hervor. Anscheinend wollte er etwas sagen, aber es wurde nur ein Röcheln daraus. Auch aus seinem Mund lief Blut. Er ging in die Knie und stürzte der Länge nach auf den Boden. Bortosch blieb stehen und nahm die Axt kampfbereit in beide Hände. Bei dem Gestrüpp und Unterholz hier überall war die große Waffe nicht ideal, aber das war nicht seine größte Sorge. Die Gestalt, die dort zwischen einigen Farnen hockte und ihn fixierte, war unverkennbar eine Elfe, und außer dem silbernen Handschuh trug sie keinerlei Kleidung. In der Hand hielt sie einen langen, schlanken Dolch. So, wie sie dort saß, wirkte sie wie eine sprungbereite Raubkatze. In diesem Augenblick kam Tarbasch um die Ecke, der auf der anderen Seite des Schiffswracks gewesen war. »Gnorix«, schrie er, als er seinen Freund am Boden sah, und wollte zu ihm stürzen, als Bortosch brüllte: »Bleib stehen!« Gehorsam erstarrte er und blickte seinen Vater fragend an. Der nickte zu der Elfe hinüber, die immer noch

zwischen den Farnen lauerte und sie beobachtete. »Der war das?«, fragte Tarbasch und zog seinen Kriegshammer aus dem Gürtel. »Die«, korrigierte Bortosch. »Es ist eine Sie.« »Umso besser«, knurrte Tarbasch. »Dann werde ich noch mehr Freude daran haben, ihr den Schädel zu zertrümmern.« »Geh du rechtsrum, ich komme von links«, befahl Bortosch. »Warum? Es ist nur eine, und sie hat keine Waffe außer diesem Nadeldings.« Trotz seines Widerspruchs begann er, einen Bogen zu schlagen. »Sie ist eine in die Enge getriebene Katze. Und mit diesem *Nadeldings* hat sie eben Gnorix getötet.« Plötzlich ruckte die Hand der Elfe vor, und sie schleuderte Tarbasch einige Worte in ihrer eigenartigen zweistimmigen Sprache entgegen. Es klang fast wie gesungen, wurde im nächsten Moment aber von Tarbaschs Schmerzensschrei übertönt. Der junge Troll ließ seinen Hammer fallen und presste die Hände an die Schläfen. Bortosch blieb stehen, ließ sie aber nicht aus den Augen. »Tarbasch, reiß dich zusammen!« Sein Sohn wimmerte noch einmal, dann hob er den Hammer wieder auf. »Ich werde diese Hexe in der Luft zerreißen!«, grollte er und wischte mit dem Handrücken das Blut ab, das ihm aus der Nase strömte. »Wie oft habe ich dich davor gewarnt, Elfen zu unterschätzen?«, fragte Bortosch und bewegte sich vorsichtig weiter. »Aber sehr oft wird sie solche Tricks nicht anwenden können. Irgendwann ist sie erschöpft.« »Sehr oft? Mir reicht schon das eine Mal!« Immerhin war Tarbasch jetzt vorsichtiger und blieb sogar hinter seinem Vater zurück. Wieder machte die Elfe eine schnelle Bewegung und sang etwas, und Tarbasch zog den Kopf ein. Aber dieser Zauber war gegen seinen Vater gerichtet. Das Amulett an Bortoschs Halskette glühte kurz auf, dann ruckte der Kopf der Elfe zurück. Bortosch grinste. Dieser Zauberspiegel hatte ihm schon manches Mal wertvolle Dienste geleistet. »Jetzt!«, brüllte er und rannte los. Die Elfe wirkte einen

Augenblick lang orientierungslos und verängstigt, aber als er nach ihr schlug, huschte sie auf allen vieren durch den Farn davon. Die Axtschneide bohrte sich tief in den Waldboden. Fluchend zog er sie wieder heraus und folgte der Elfe. Inzwischen lief sie auf zwei Beinen, aber gebückt und mit nach vorn ausgestreckten Armen. Sie streifte einen Baum, obwohl genug Platz zwischen ihm und dem nächsten war, und verlor dabei den Dolch, dann rannte sie geradewegs in eine Brombeerhecke, die sie ohne Rücksicht auf die Dornen, die tiefe Schrammen hinterließen, einfach durchquerte. »Sie ist blind«, stellte Bortosch fest. »Das also war der Zauber, den sie mir anhängen wollte.« Trotz ihrer Blindheit bewegte sich die Elfe immer noch unglaublich schnell, und er hatte Schwierigkeiten, ihr zu folgen. Hinter sich hörte er Tarbasch durch das Unterholz brechen. Kurz hinter den Brombeeren öffnete sich eine freie Fläche, auf der nur ein einziger Baum stand, ein gewaltiger Ahorn. Seine Krone war so ausladend, dass das Blätterdach die gesamte Freifläche überspannte. Deswegen hatten sie die Lichtung von oben nicht gesehen. Die Elfe hatte sich inzwischen ganz aufgerichtet und spurtete über eine Wiese voller Blumen, die hier im Schatten des Ahorns wuchsen, direkt auf den mächtigen Stamm zu. Anscheinend hatte die Wirkung des Zaubers nachgelassen. Wenn sie erst einmal auf diesen Baum kletterte, würde es deutlich schwerer werden, sie zu erwischen. Eilig zog er den kleinen Hammer aus seinem Gürtel und schleuderte ihn ihr mit aller Macht hinterher. Die Waffe, deren Kopf so breit war wie der Unterarm der Elfe, hätte genau ihren Rücken getroffen, wenn sie nicht im letzten Moment einen kleinen Haken geschlagen hätte. So traf er nur ihre linke Schulter, aber selbst das reichte, um sie mit einem Aufschrei zu Boden stürzen zu lassen. Hastig rappelte sie sich auf und lief weiter, umklammerte aber mit der rechten Hand den verletzten

Arm. Anscheinend hatte er ihre Schulter zertrümmert. Nichtsdestotrotz war sie noch immer schneller als die Trolle und erreichte den knorrigen Baumstamm. Sie sprang hoch, hielt sich mit der unverletzten Hand an einem niedrig hängenden Ast fest, rutschte ab und fiel zu Boden, was ihr einen erneuten Schmerzenslaut entlockte. Noch so ein Fehlversuch, und Bortosch würde sie rechtzeitig erreichen, das wusste sie ebenso gut wie er. Sie sprang auf, rannte ein Stück weiter, ergriff einen herabhängenden Zweig und nutzte den Schwung, um die Beine über einen waagerecht verlaufenden Ast in Brusthöhe des Trolls zu schwingen. Da war Bortosch heran und schlug mit der Axt nach ihr, aber sie hatte sich dort oben bereits aufgerichtet und lief den Ast entlang zum Stamm. Sein Schlag kappte den Ast an der Stelle, wo sie eben noch gewesen war. Mit einer Gewandtheit, die Bortosch der Elfe in Anbetracht der verletzten Schulter nicht mehr zugetraut hatte, sprang und kletterte sie von Ast zu Ast und gewann in kürzester Zeit genug Höhe, um der Reichweite seiner Axt zu entkommen. Tarbasch war inzwischen auch eingetroffen und blickte schnaufend nach oben, wo die Elfe in etwa doppelter Trollhöhe auf einer Astgabel hockte und zu ihnen hinabblickte. »Gib auf, Mädchen«, rief Bortosch zu ihr hinauf. »Du langsames Tod«, kam als Antwort zurück, zwar weit von einem sauberen Trollisch entfernt, aber doch zu verstehen. »Das Mädchen spricht unsere Sprache«, stellte Tarbasch verblüfft fest. Bortosch nickte. »Wenn du nicht runterkommst, dann komme ich hoch!«, rief er ihr zu. Aber sie reagierte nicht, sondern schaute nur lauernd hinunter. Vermutlich teilte sie seine Einschätzung, dass die Äste sein Gewicht nicht tragen würden. »Wir fällen den Baum«, sagte er zu seinem Sohn und trat an den Stamm des Ahorns. Eine Windböe fegte durch die Äste und ließ das Laub rascheln, als habe der Baum ihn verstanden und fürchte nun um sein Leben.

Der Stamm hatte einen Durchmesser von sicherlich anderthalb Metern, und es würde dauern, bis er fiel. Aber vermutlich würde die Elfe gar nicht so lange warten, sondern vorher herunterkommen. »Vater, schau mal«, sagte Tarbasch, bevor Bortosch zum ersten Schlag ausholen konnte. Er deutete auf den Rand der baumfreien Fläche. Dort waren wie aus dem Nichts eigenartige Gestalten aufgetaucht: Auf dem Leib eines Einhorns saß der Oberkörper eines kleinen Trolls. Aus dem prächtigen Haupthaar ragten bewegliche, pelzige Ohren, die ebenfalls einem Einhorn hätten gehören können. Es waren mehr als ein Dutzend dieser Geschöpfe, und Bortosch vermutete, dass sich im Wald noch weitere verbargen. Sie trugen primitive Kleidung und hielten Bögen und Speere in den Händen. »Zentauren«, stellte Bortosch fest. »Vermutlich befinden wir uns auf ihrem Stammesgebiet.« Einer der Zentauren trat vor, ein hochgewachsenes Exemplar, das zahllose Schmucksteine und bunte Perlen in sein langes Haar geflochten hatte und eine Kette aus Bärenkrallen um den Hals trug. Er deutete auf die beiden Trolle und sagte etwas in einer Sprache, die sie nicht verstanden. Bortosch ließ die Axt sinken, um seine friedliche Absicht zu zeigen. »Wir bitten um Verzeihung, dass wir in euer Land eingedrungen sind. Aber wir sind nicht hier, um mit euch zu streiten. Wir wollen nur diese Elfe da.« Er deutete in den Baum hinauf. Aber es sah nicht so aus, als habe der Zentaur ihn verstanden. Stattdessen wiederholte er seine Worte und hängte noch einige ebenso unverständliche Sätze daran, wobei er zuerst auf die Trolle zeigte und dann in die Richtung, in der ihr Steinschiff liegen musste. »Ja, wir werden gehen. Aber zuerst wollen wir die Elfe«, wiederholte Bortosch eindringlich. Der Zentaur starrte ihn missmutig an, dann schnalzte er mit der Zunge. Sofort hoben die anderen ihre Bögen und Speere und zielten auf die beiden Trolle. »Es sind nur zwölf«, sagte

Tarbasch leise. »Und es sind primitive Wilde. Mit denen nehmen wir es locker auf.« Bortosch überlegte kurz, schüttelte aber den Kopf. »Nein. Erstens wissen wir nicht, ob sie nicht noch irgendetwas in der Hinterhand haben, und zweitens will ich nicht einen ganzen Stamm auslöschen, der mit dieser Sache überhaupt nichts zu tun hat. Wir ziehen uns zurück und suchen jemanden, der ihre Sprache spricht. Wenn wir ihnen in Ruhe erklären, was wir wollen, werden sie uns die Elfe schon ausliefern. Die Spitzohren sind hierzulande nicht sehr beliebt.« Tarbasch schnaubte unwillig. Es war kaum zu übersehen, dass er die Entscheidung nicht guthieß, aber er beugte sich dem Wort seines Vaters. »Gut, wir gehen«, sagte Bortosch laut. »Aber wir kommen wieder.« Er blickte noch einmal hoch zu der Elfe, schulterte seine Axt und ging los, wobei die Pfeil- und Speerspitzen ihm folgten, bis er und sein Sohn im Unterholz verschwunden waren.

***

Im Nurti-Tempel Ein spitzer Schrei schreckte Iscalleon aus der Grübelei. Er ruckte hoch und drehte sich zum Beckenrand, denn von dort war der Schrei gekommen. Mehrere Personen stürzten in Panik durcheinander, aber die Ursache konnte er zunächst nicht erkennen. Ein Elf in der Robe eines Tempeldieners taumelte mit weit aufgerissenen Augen auf ihn zu, den Mund zu einem stummen Schrei geöffnet. Iscalleon sprang auf und schwang sich auf den Beckenrand, ebenso Elionai. Der Elf brach zusammen, bevor er das Becken erreicht hatte. Hinter ihm hatte der Amaunir aus Sconjis' Gefolge einen Kerzenleuchter ergriffen und schwang ihn wie eine Keule. Offensichtlich wollte er die kürbisgroße, durchsichtige Spinne angreifen, die vor ihm auf dem Boden hockte. Doch als er zuschlug, huschte das eigenartige Wesen mit unglaublicher Geschwindigkeit zur Seite und sprang ihm direkt ins Gesicht. Er ließ den Leuchter fallen und griff nach der Spinne, da war sie auch schon weitergesprungen und huschte den Stamm einer gewaltigen Rotbuche hinauf. Der Amaunir schlug die Hände vors Gesicht, bevor er mit einem gurgelnden Geräusch hintenüberkippte. Iscalleon formte in seinem Geist die Worte der Macht, doch bevor er seinen Zauber ausschicken konnte, hörte er, dass ihm jemand zuvorgekommen war: »Stirb, Gezücht«, schrie Odotheïon, der nur ein paar Schritte neben ihm stand, und deutete mit zwei Fingern auf die Spinne. Die Kreatur blieb abrupt stehen und schauderte – offensichtlich hatte der Zauber sie getroffen. Aber das Ergebnis war unerwartet, denn statt zu zerplatzen, schien sie ein Stück zu wachsen und krabbelte gestärkt weiter durch die dichten Ranken und Blätter nach oben, begleitet von panischen Rufen und durcheinandergebrüllten Anweisungen. »Keine Zauberei«, donnerte eine gewaltige Stimme von jenseits des Beckens und übertönte alle Schreckensschreie. Es war unverkennbar Bloddveddis, die diese

Anweisung gab. Iscalleon, der immer noch drauf und dran war, seinen Kampfzauber zu vollenden, brach ihn ab. In diesen Räumlichkeiten hatte das Wort der obersten Nurti-Priesterin mindestens so viel Gewicht wie das des Königs. Elionai sprang vor und ergriff den zusammengebrochenen Diener am Arm. »Hilf mir!«, zischte sie Iscalleon zu. Also griff er nach dem anderen Arm des Mannes, und gemeinsam zerrten sie den leblosen Körper zum Becken und stießen ihn hinein. »Er wird ertrinken!« Iscalleon blickte sie verständnislos an. Sie schüttelte den Kopf. »In Nurtis Wasser kann man nicht ertrinken. Wenn ihn irgendetwas heilen kann, dann dieses Wasser.« Er gab sich mit dieser Aussage zufrieden und wandte seine Aufmerksamkeit wieder der Spinne zu. Diese war immer höher hinaufgekrabbelt und würde bald die Spitze der Kuppel erreichen. In diesem Augenblick kam Spico herangeflogen und versuchte, mit einem gewagten Manöver die Krallen in den gläsernen Spinnenleib zu schlagen. Die geflügelte Katze war kaum größer als eine normale Hauskatze, aber die Spannweite ihrer weißgefiederten Flügel betrug über anderthalb Meter. Iscalleon hatte schon von ihrer unglaublichen Wendigkeit gehört, und die benötigte sie auch, um nach einem Wesen zu greifen, das direkt über ihr krabbelte. Aber die Spinne war offensichtlich ebenso wendig, denn sie wich wieselflink in eine Lücke zwischen zwei Ästen aus, und Spico musste sich fallen lassen und einen halben Salto vollführen, um ihren Sturz abzufangen. »Ein Saal voller Helden, aber keiner mit einer Waffe, und Zauberei funktioniert nicht …«, fluchte Iscalleon. »Das ist kein Zufall«, sagte Elionai, während Spico zum zweiten Angriff ansetzte. »Nirgends ist es schwerer, einen Angreifer zu töten, als im Allerheiligsten der Nurti.« Bei ihrem zweiten Angriff gelang es Spico, sich in einem der langen Spinnenbeine zu verbeißen. Als sie ihre Flügel einfaltete und sich mit dem ganzen Gewicht an das Bein hängte, verlor die

Spinne den Halt und stürzte in die Tiefe. Sofort ließ Spico los und fing sich in einem eleganten Flugmanöver ab. Sie ließ ein triumphierendes Fauchen hören, während die gläserne Spinne mit lautem Platschen im Becken landete und versank. »Raus aus dem Wasser!«, schrie Oisin. »Da drin ist sie so gut wie unsichtbar!« Das ließ sich niemand zweimal sagen, es dauerte nur wenige Lidschläge, bis alle Badenden das Becken verlassen hatten. Die meisten nutzten die Gelegenheit, auch gleich aus dem Raum zu flüchten, so auch Thominion und andere Höflinge, die es wohl nicht als ihre Aufgabe betrachteten, diese Kreatur zu bekämpfen. Zwei Dienerinnen zerrten den Elf aus dem Wasser, den Iscalleon und Elionai hineingeworfen hatten, eine dritte hatte sich über den bewusstlosen Amaunir gebeugt und flößte ihm eine Flüssigkeit ein. Fenvarien gehörte zu denen, die im Raum geblieben waren, allerdings stand er in der Nähe des Ausgangs. Den Arm hatte er schützend um die Schultern seiner Tochter Amariel gelegt, die jedoch so aussah, als empfinde sie das alles eher als aufregend denn als beängstigend. Zwischen ihnen und dem Becken standen Tharkath und Dianissa, ein paar Meter weiter hatten sich Lariel und Sconjis in kampfbereiter Pose schützend vor Bloddveddis gestellt. Die anderen Krieger hatten sich um das Becken verteilt und starrten ins Wasser. Niemand sagte etwas, alle warteten auf das Auftauchen der Spinne. Und niemand hatte eine Waffe. In dem trüben und aufgewühlten Wasser war die Spinne unmöglich zu entdecken, jedenfalls nicht mit normalen Sinnen. Ohne weiter nachzudenken, formte Iscalleon einen Zauber, der ihm schon manches Mal in dichten Wäldern weitergeholfen hatte. Normalerweise konnte er damit jedes Lebewesen erkennen, auch wenn es hinter einer Deckung verborgen war, aber zu seiner Verblüffung leuchtete das ganze Becken in einem grünlichen Schimmer auf. Dann begriff er: Das Wasser war reinste

Lebenskraft, also konnte man anderes Leben darin nicht erkennen. »Was für eine Kreatur das auch sein mag, sie darf hier nicht getötet werden«, verkündete Bloddveddis. »Das wäre ein Frevel gegen Allmutter Nurti, die Folgen wären unabsehbar.« »Dann müssen wir das Biest hier rauslocken«, verkündete Lariel und starrte ins Wasser. Offensichtlich hoffte er auf einen Vorschlag, wie das zu bewerkstelligen sei. »Da habe ich eine bessere Idee«, murmelte Iscalleon und blickte sich um. »Was für eine Idee?« Elionai schaute ihn mit gerunzelter Stirn an. »Wir tragen es nach draußen.« »Bei Zerzal, wie stellst du dir das vor?« Als Antwort lief er zu einem Stapel flauschiger Tücher, die bereitlagen, um sich nach dem Bad damit trockenzureiben. Eines davon warf er Elionai zu, die es geschickt auffing und ihn immer noch fragend ansah, zwei weitere ergriff er selbst. »Komm mit!« Ohne abzuwarten, ob sie ihm wirklich folgte, lief er um das Becken herum zu Dianissa, die immer noch schützend vor Fenvarien und seiner Tochter stand. Dort entfaltete er das große Tuch und stellte sich sprungbereit zwischen sie und das Wasser. Wenige Augenblicke später tauchte die Glasspinne direkt vor ihm auf und krabbelte geschwind auf den Beckenrand. Sofort schoss Spico aus der Höhe herab wie ein Raubvogel, aber die Spinne wich der Attacke aus. Diesen Moment der Ablenkung nutzte Iscalleon. Er warf das ausgebreitete Tuch über sie und sprang hinterher, um es festzuhalten. Das Biest war nicht nur sehr flink, sondern auch erstaunlich kräftig, aber sein Wurf war gut gelungen, das Tuch hatte es vollständig zugedeckt. Dennoch hatte er Mühe, das zappelnde Bündel zu bändigen. Direkt neben seiner Hand zerrissen spitze Kiefer den Stoff und verspritzten grünlich glänzenden Schleim. Doch bevor die Spinne etwas fand, in das sie beißen konnte, war Elionai zur Stelle, warf das zweite Tuch über das Bündel und stützte sich ebenfalls mit ihrem ganzen Gewicht darauf. »Mehr Tücher!«, rief Iscalleon,

und im gleichen Augenblick stand schon Lariel neben ihm. Er breitete eine große Decke auf dem Boden aus: »Rollt es drauf!« Gemeinsam gelang es Elionai und Iscalleon, das Bündel auf die Decke zu schieben, ohne dass sich die Spinne befreien konnte. Sie ergriffen die Ecken der Decke und hoben sie hoch, sodass sie wie in einem Beutel in der Luft pendelte. »Nach draußen!«, befahl Fenvarien. »Hier entlang!«, meldete sich Tibolo und lief los. Die durchsichtigen Kiefer der Spinne hatten sich inzwischen durch die Decke gebohrt, aber sie waren nur spitz und nicht scharfkantig, konnten den Stoff nicht zerschneiden. Elionai und Iscalleon trugen das zappelnde Bündel an ausgestreckten Armen, um den Beißwerkzeugen nicht zu nahe zu kommen, und Tibolo führte sie durch mehrere Gänge bis zu einer Seitenpforte. Lariel, Oisin und einige weitere Elfen folgten ihnen. Die Pforte öffnete sich auf den Nurtiplatz, der zu dieser nächtlichen Stunde fast leer war. Ein paar Schritte außerhalb des Tempels ließen sie die Decke fallen und traten eilig zurück. Wieder formte Iscalleon einen tödlichen Schlag in seinem Geist, und gleichzeitig spürte er, wie auch die anderen Elfen ihre Zauberkraft sammelten. Statt sich auf einen eigenen Zauber zu konzentrieren, gab er seine Kraft frei, und so war es Oisin, der den Zauber formte und die Zaubermacht aller Helfenden gemeinsam in das Bündel lenkte. Gerade hatte sich die Spinne aus dem Stoff befreit, als der Zauber sie erfasste. Ihr Körper zerplatzte klirrend, unzählige scharfkantige Splitter spritzten in alle Richtungen. Iscalleon spürte einen scharfen Schmerz, warmes Blut rann ihm über die Wange. Es dauerte einige Momente, bis er wirklich sicher war, dass sie gesiegt hatten. »Gute Arbeit«, nickte Lariel ihm anerkennend zu. »Das Ergebnis von guter Zusammenarbeit«, erwiderte Iscalleon und lächelte Elionai an. Sie zwinkerte ihm zu. »Es wird Fenvarien nicht entgangen sein, wer die richtige Idee im richtigen Augenblick hatte«, sprach der Reiterfürst

weiter. Iscalleon blickte ihn an. »Ich wollte einfach nur dieses Wesen so schnell wie möglich unschädlich machen.« »An Entschlossenheit hat es dir dabei nicht gemangelt. Du hast besonnener gehandelt als viele erfahrene Kriegsherren.« »Oder anders ausgedrückt: Du hast dich an den größten Helden der Stadt vorbeigedrängelt und ihre Arbeit gemacht«, präzisierte Elionai. Iscalleon blickte zwischen ihnen hin und her. »Das heißt … jemand könnte mir das übelnehmen.« Lariel sagte nichts weiter dazu, aber in seinen Augen war zu lesen, dass er ihn genau davor warnen wollte. Iscalleon fröstelte, denn die Nacht war kühl, und er war immer noch ebenso nackt wie alle anderen. Elionai lächelte ihn aufmunternd an. »Du hast offensichtlich ein gutes Händchen dafür, dir Feinde zu machen. Aber als großer Held wird dich das wohl kaum ängstigen.« Er brummte. »Es kommt darauf an, wo diese Feinde stehen. Mir sind sie in den feindlichen Linien wesentlich lieber als in den eigenen.« »Und was ist mit Thominion?« »Das war etwas anderes.«

***

Im Dorf der Zentauren Raxillos war einer der letzten, die die große Stammesjurte betraten. Wie es sich für einen Mann ohne besondere Funktion gehörte, suchte er sich einen Platz außen an der Zeltwand, wofür er sich zwischen den Leibern der früher Eingetretenen hindurchdrängeln musste. In der Mitte, rund um das Lagerfeuer, standen die sieben Stammesmütter und warteten geduldig, bis Ruhe eingekehrt war. Schließlich warf die greise Qachisa einige Kräuter ins Feuer, und in der Luft verbreitete sich würziges Aroma. Mit ihrer krächzenden Stimme bat sie die Ahnengeister um ihren Segen, damit der Stammesrat von ihrer Weisheit profitiere und die richtigen Entscheidungen treffe. Auch Raxillos spürte die Wirkung dieses Rituals. Es war, als würde sich sein Geist klären, als könne er schärfer denken als zuvor. Schließlich nickte Qachisa zufrieden und ließ den Blick bedeutungsschwer durch die Runde schweifen. »Schwestern und Brüder! Wir haben euch an diesem Abend zusammengerufen, weil eine heikle Entscheidung zu treffen ist. Eine düstere Wolke ist heraufgezogen, die uns einen schweren Sturm verheißt. Und es bedarf klugen Ratschlusses, um diesen Sturm ohne Schaden zu überstehen.« Noch einmal blickte sie streng in die Runde, um das Gewicht ihrer Worte zu unterstreichen. Dabei wusste jeder der Anwesenden, dass sie fast blind war und niemanden erkannte. Genauso gut hätte man Strohpuppen rings ums Feuer aufstellen können, sie hätte den Unterschied nur gewittert, nicht gesehen. Doch sie war die Älteste, die Ahnenruferin, und niemand wäre auf die Idee gekommen, ihr einen derartigen Streich zu spielen. »Uthagor, tritt vor und berichte uns, was du gesehen hast«, sprach Qachisa weiter. Raxillos blickte zu dem Anführer der Jäger hinüber, der im Ruf stand, noch nie einen Zweikampf verloren zu haben. Er war ein Hüne, überragte die meisten anderen Männer fast um Haupteslänge und war dazu auch noch sehr kräftig gebaut. Nachdem Qachisa ihn aufgerufen

hatte, trat er zwei Schritte vor, sodass alle ihn gut sehen konnten, ohne sich jedoch zwischen die Stammesmütter zu drängen, denn so etwas verbot der Respekt. Er warf sein langes Haar zurück, wobei die zahlreichen Perlen und Schmucksteine klimperten, Zeichen seines Reichtums. Mit dieser Geste pflegte er jede seiner Reden einzuleiten, vermutlich wollte er damit sicherstellen, dass wirklich alle ihm zuhörten. »Es war gestern am späten Nachmittag. Ich war mit einigen meiner Brüder bei der Weißen Quelle, um zu schauen, ob dort wieder Spuren des alten Bären zu finden sind. Auf einmal hörten wir eigenartige Geräusche aus der Luft. Es klang, als würde in der Ferne ein Baum zerbersten. Da entdeckten wir weit oben zwischen den Wolken ein fliegendes Schiff. Aber im Gegensatz zu denen, die sonst schon hin und wieder über unser Land gezogen sind, blieb es nicht dort oben, sondern stürzte herunter, als habe es seine Fähigkeit verloren, sich in der Luft zu halten. Mich erinnerte es an einen verletzten Vogel, der gerade noch genug Kraft hat, seinen Sturz abzumildern, aber nicht mehr genug, um weiterzufliegen. Ihr könnt euch unser Entsetzen vorstellen, als wir sahen, dass dieses Schiff direkt in den heiligen Wald stürzte. Kaum war es zwischen den Bäumen verschwunden, da entdeckten wir ein zweites Schiff. Im Gegensatz zum ersten fiel es nicht, sondern sank langsam aus den Wolken herab. Es sah auch ganz anders aus als das erste: rund und klobig statt schlank und schmal, eher ein Floß als ein Schiff, und ein gutes Stück größer. Natürlich haben wir gleich unsere Waffen ergriffen und sind hingelaufen. Bis wir den Wald erreicht hatten, war das zweite Schiff auf den Boden herabgesunken, am Waldrand, bei den sieben Birken. Ich habe Miria als Späherin ausgeschickt, und als sie zurückkam, hat sie berichtet, dass es ein Trollschiff sei.« Diese Aussage wurde von vielen mit einem unwilligen Schnauben kommentiert, denn Trolle hatten keinen guten Ruf.

Raxillos hatte bis vor wenigen Stunden noch nie einen dieser Riesen aus der Nähe gesehen, aber man erzählte sich, dass ihre Arroganz nur noch von der der Elfen übertroffen wurde. Mahnend hob Qachisa die Hand, und sofort kehrte wieder Ruhe ein. »Drei Trolle hat sie gesehen, aber wir wussten, dass sich im Inneren des Schiffs noch mehr verborgen halten konnten. Besonders beunruhigend war aber Mirias Beobachtung, dass eine breite Spur vom Schiff aus in den Wald hineinführte. Also habe ich sie mit Xudhar und seinem Bruder Hilios als Wachen zurückgelassen und bin mit den anderen dieser Spur gefolgt. Es sah aus, als sei eine kleine Herde wütender Nashörner durch den Wald gebrochen. Sie haben einfach alles niedergetrampelt, was ihnen im Weg war.« Wieder ertönte unwilliges Schnauben. Solches Verhalten entsprach genau dem, was man sich von Trollen erzählte: Was ihnen im Weg war, wurde rücksichtslos umgerannt. »So standen wir nach kurzer Zeit an der Stelle, wo das andere Schiff in den Wald gefallen war. Und ich kann euch sagen, es war ein Ort der Verwüstung. Der hölzerne Rumpf hatte tief in Zamuras Leib gebissen und ihr fürchterliche Wunden zugefügt. Zahllose Bäume hat er zerschmettert und unter sich begraben. Doch auch er war zerbrochen, seine Trümmer waren weit verteilt. Und mitten dazwischen lagen tote Elfen.« Diesmal war das Schnauben noch lauter, und einige der Zentauren legten als Zeichen ihres Missfallens die Ohren an. Soweit die Erzählungen des Stamms zurückreichten, waren die Elfen schon immer bestrebt gewesen, die Zentauren zu unterjochen. Sie lockten mit Reichtum und Ruhm, aber um den Preis der Freiheit. Immer wieder hatten sich junge, tatendurstige Zentauren von diesen Aussichten dazu verleiten lassen, den Stamm zu verlassen, aber keiner war je zurückgekehrt. So waren Elfen zum Inbegriff der Verführung geworden. »Nur eine der Elfen lebte noch«, erzählte Uthagor weiter. »Aber sie war so schwer

verletzt, dass sie kurz danach zu ihren Ahnen gegangen ist. Auch ein toter Troll lag dort, aber die Spur endete nicht … sondern führte weiter in Richtung Mutterbaum.« Diesmal war es kein Schnauben, das die Jurte erfüllte, sondern empörtes Tuscheln. Raxillos konnte diese Aufregung sehr gut nachempfinden, denn es war ihm nicht anders ergangen, als er an Uthagors Seite dieser Spur gefolgt war. Der Mutterbaum war ihr Allerheiligstes, und jede Gefahr, die ihm drohte, drohte damit auch dem Stamm. »Als wir sie einholten, sahen wir eine Elfe, die den Baum emporkletterte, um zwei Trollen zu entkommen. Einer der Trolle schlug nach ihr, aber er verfehlte sie und schlug stattdessen einen Ast des Mutterbaums ab.« Die Aufregung steigerte sich, und es bedurfte erneut einer energischen Geste Qachisas, damit wieder Ruhe einkehrte. »Vermutlich wusste der Troll gar nicht, wie nahe er in diesem Moment seinen Ahnen war. Manch einer von uns hatte den Bogen schon gespannt, um die Schmerzen zu rächen, die er dem Baum zugefügt hatte, doch mir erschien das nicht klug. Schließlich hat der Stammesrat vor ein paar Jahren beschlossen, sich unter keinen Umständen in fremde Kriege einzumischen. Ein getöteter Troll hätte bestimmt den Zorn seines Volks erregt, und wer weiß, was dann geschehen wäre.« Wieder wurde getuschelt, denn nicht alle Anwesenden teilten diese Ansicht. »Im nächsten Moment machte der gleiche Troll aber Anstalten, Hand an den Stamm des Mutterbaums zu legen.« Empörtes Schnauben von allen Seiten. »Da habe ich ihn angerufen und ihn gewarnt, dass das seinen Tod zur Folge haben würde. Ich weiß nicht, wie viel er von dem verstanden hat, was ich ihm zugerufen habe, denn er hat irgendetwas in seiner eigenen Sprache geantwortet. Aber wenn schon nicht meine Worte, dann hat er doch unsere Waffen verstanden, denn er hat sich schließlich zurückgezogen. Wir haben ihn vorsichtshalber bis zu seinem Schiff begleitet, wobei er unterwegs noch den

toten Troll mitgenommen hat. Dann ist er weggeflogen. Wir haben Späher ausgesandt, um gewarnt zu sein, wenn die Trolle wiederkommen – ob durch die Luft oder auf dem Landweg.« Mit einer leichten Verbeugung in Qachisas Richtung gab er zu verstehen, dass seine Erzählung damit abgeschlossen war. »Ihr hättet den Frevler töten sollen«, rief Torges, Uthagors jüngerer Bruder, nur wenig kleiner und ebenfalls ein guter Kämpfer. Seit Jahren versuchte er bei jeder sich bietenden Gelegenheit, aus Uthagors Schatten zu treten. Aber je mehr Mühe er sich gab, desto geringer war sein Erfolg. Nur allzu oft wählte er den zweitbesten Weg, einfach um etwas anderes zu tun als Uthagor. Auch jetzt zog er den Unwillen der Stammesmütter auf sich, denn keinem Mann war es erlaubt, sich im Rat ungefragt zu äußern. Dementsprechend wurde sein Zwischenruf ignoriert, obwohl Raxillos vermutete, dass viele der Anwesenden ihm insgeheim zustimmten. »Sprich, Uthagor«, sagte Sibela, die jüngste der sieben Stammesmütter, die aber dennoch auf die stolze Schar von sieben Enkeln und einem Urenkel herabblicken konnte. »Wie schwer ist die Wunde, die der Troll dem Mutterbaum zugefügt hat?« »Der untere Ast, der Richtung Sonnenaufgang zeigt, ist zwei Klafter vom Stamm entfernt abgeschlagen worden.« »Frevel!«, schrien mehrere der Anwesenden – am lautesten aber wieder Torges –, scharrten mit den Vorderhufen und legten die Ohren an. »Das ist doch einer von denen, die sowieso kaum noch Blätter trugen, oder?«, fragte Sibela weiter. »Nur noch wenige, das ist richtig«, gab Uthagor zu. »Was willst du damit sagen, Sibela?«, mischte sich Kalopa mit ihrer schrillen Stimme ein. Obwohl sie deutlich jünger war als Qachisa, verließ sie ihr Zelt nur noch selten. Sie litt unter Huffäule, von der sie auch die heilkräftigsten Ahnen bisher nicht hatten befreien können, und jeder Schritt bereitete ihr große Schmerzen. »Etwa, dass der Verlust eines alten Astes leichter

hingenommen werden kann als der eines jungen Triebes? Willst du etwa auch behaupten, unser Stamm könne es eher akzeptieren, wenn ein altes Stammesmitglied getötet wird als ein junges?« Sibela wurde blass, ließ die Ohren zur Seite hängen und blickte zu Boden. »So habe ich das nicht gemeint«, murmelte sie. »Wir sollten uns nicht über die Äpfel vom letzten Jahr unterhalten«, fuhr Qachisa dazwischen. »Der Troll ist fort. Unsere Krieger waren zu langsam, um den Frevel zu verhindern. Jetzt ist er geschehen, und es ist müßig, ein Urteil darüber zu fällen, wie schwer er denn nun gewesen ist, wenn wir ihn sowieso nicht mehr sühnen können.« »Was aber ist, wenn der Troll zurückkehrt?«, wandte Kalopa ein. »Nun, für diesen Fall werde ich die Baummutter selbst befragen, was sie als Bestrafung verlangt.« Offenbar befand sie das Thema damit für abgeschlossen. »Wir sollten uns nun einer Angelegenheit widmen, die uns viel mehr interessieren muss als ein davongeflogener Troll. Sprich, Uthagor, was ist mit jener Elfe geschehen, die den Mutterbaum als erste entweiht hat?« »Sie hockte hoch oben im Geäst, als der Troll gegangen war. Wir konnten sehen, dass sie verletzt war, ihr linker Arm hing nutzlos herab und glänzte eigenartig. Aber zu unserer großen Verwunderung hat die Baummutter sie gewähren lassen. Wir haben ihr zugerufen, sie solle gefälligst runterkommen, aber sie hat sich geweigert. Ich bin mir nicht einmal sicher, ob sie uns verstanden hat. Als wir unsere Bögen auf sie gerichtet haben, hat sie klein beigegeben und Anstalten gemacht, herunterzuklettern. Aber mit nur einem Arm ist das auch für so ein Wesen nicht einfach. Sie ist abgerutscht und gefallen, und hätte der Mutterbaum ihren Sturz nicht abgemildert, wäre es vermutlich übel ausgegangen. Aber sie war bewusstlos, als wir nach ihr geschaut haben. Also haben wir sie hierher gebracht.« Bisher hatte sich Raxillos zurückgehalten, aber jetzt fiel er in das

allgemeine Schnauben mit ein. Er war von Anfang an dagegen gewesen, die Elfe ins Dorf zu bringen, aber niemand hatte einen Gegenvorschlag gemacht, der Uthagor überzeugt hatte. »Und wie geht es ihr?«, fragte Qachisa und richtete ihre Ohren zu Kratis hinüber, der Heilerin des Stamms. »Sie ist noch nicht wieder aufgewacht«, sagte Kratis. »Ihre Schulter ist gebrochen, sie muss einen schweren Schlag abbekommen haben. Ich weiß nicht, ob diese Verletzung jemals vollständig verheilt, möglicherweise wird sie den Arm nie wieder gebrauchen können. Vom Ellenbogen abwärts ist er mit einem harten, silbrigen Material überzogen. Ich könnte mir vorstellen, dass es sich um irgendeine elfische Hexerei handelt, aber ich habe keine Ahnung, was für einen Sinn das haben soll. Denn ihre Hand ist dadurch völlig unbeweglich.« »Wird sie denn überhaupt überleben?« »Das ist schwer zu sagen. Elfen sind bekanntlich sehr schwächliche Wesen. Bei einem Zentauren würde ich ohne Zögern ja sagen, aber bei ihr …« Sie zuckte mit den Schultern. »Wir sollten gar nicht so lange warten«, sagte Kalopa. »Wir müssen sie töten. Am besten, bevor sie wieder erwacht, damit sie niemanden von uns verhexen kann.« Der Boden erbebte vom Stampfen zahlreicher Hufe, als viele der Anwesenden ihrer Zustimmung Ausdruck verliehen. Raxillos konnte sich nicht recht entscheiden, ob er sich anschließen sollte, denn eigentlich war er der Meinung, dass kein wehrloses Wesen im Schlaf getötet werden durfte, noch nicht einmal eine Elfe. Diesmal war Torges immerhin so klug, nicht ungefragt zu reden, sondern die Hand zu heben und damit um Erlaubnis zu bitten, sich zu äußern. Da Qachisas Augen zu schwach waren, um eine solche Wortmeldung zu entdecken, war es Kalopas Aufgabe, ihm das Wort zu erteilen. »Sprich, Torges. Aber wäge deine Worte gut.« Es gehörte nicht viel dazu zu bemerken, dass ihr ein schweigender Torges lieber gewesen wäre. »Ich schlage vor, die

Elfe der Baummutter zu opfern. Schließlich war sie es, die die Trolle dorthin geführt hat, und somit ist sie auch daran schuld, dass der Mutterbaum einen seiner Äste verloren hat.« Raxillos runzelte die Stirn, und er sah, dass auch Qachisa die Nase rümpfte. Blutopfer waren etwas sehr Ungewöhnliches, sie wurden nur vorgenommen, um einen sehr zornigen Geist zu besänftigen oder einen Ahn um einen besonders großen Gefallen zu bitten. Üblicherweise wurden auch nur Tiere geopfert, keine denkenden Wesen. Seit Raxillos lebte, hatte es kein solches Opfer gegeben, nur Legenden aus früheren Zeiten erzählten davon, dass so etwas überhaupt schon vorgekommen war. »Sprich, Uthagor«, sagte Qachisa. »Wirkte die Baummutter erzürnt, als ihr die Elfe geborgen habt?« »Nein, eher im Gegenteil«, sagte Uthagor nach kurzem Zögern. »Als sie abstürzte, hat die Mutter ihren Sturz abgemildert.« »Das hätte sie nicht getan, wenn die Elfe ihren Zorn erweckt hätte. Wenn sie aber nicht zornig ist, sehe ich keinen Grund, warum wir ihren Zorn besänftigen müssen«, verkündete die Älteste. »Und sollte dein Eindruck stimmen, dass sie sich sogar bemüht hat, das Leben der Elfe zu schützen, würden wir höchstens ihren Zorn auf uns ziehen, wenn wir sie nun töten. Das wäre töricht.« Torges schnaubte äußerst unzufrieden und klappte die Ohren nach hinten, und er hätte sicherlich wieder ungefragt etwas gesagt, hätte ihm nicht seine junge Gefährtin Irini beschwichtigend die Hand auf den Arm gelegt. »Aber wenn wir sie nicht töten dürfen, was soll sonst mit ihr geschehen?«, fragte Kalopa missmutig. »Ich schlage vor, sie so, wie sie ist, weit weg zu bringen und sie ihrem Schicksal zu überlassen.« »Das geht nicht«, erhob Marmoqas ihre Stimme. Die Mutter von Uthagor und Torges pflegte am seltensten von den Stammesmüttern etwas zu sagen, aber deswegen wurde ihr Wort umso genauer gehört. »Auch wenn die Baummutter ihren Tod verhindert hat –

welche Beweggründe sie dafür auch gehabt haben mochte –, so ist es doch unzweifelhaft, dass sie einen schweren Frevel begangen hat, indem sie das Heiligtum betreten und sogar den Mutterbaum mit ihren ungeweihten Händen berührt hat. Wenn wir das ungesühnt lassen, brechen wir mit allen Traditionen, die uns die Ahnen mitgegeben haben. Schlimm genug, dass wir die Trolle gehen lassen mussten. Bei ihnen konnte Uthagor nicht anders entscheiden, wollte er kein großes Blutvergießen riskieren. Doch bei der Elfe gibt es die Notwendigkeit einer sofortigen Entscheidung nicht mehr. Also können wir es nicht auf sich beruhen lassen, sondern müssen etwas unternehmen … müssen für Sühne sorgen, wenn wir nicht unsere Ahnen erzürnen wollen.« Qachisa nickte. »Deine Worte bergen tiefe Einsicht. Doch hast du auch einen Vorschlag, was wir tun sollen?« Marmoqas schüttelte den Kopf. »Leider nicht.« »Verbessert mich, wenn ich mich irre«, meldete sich nach einer kurzen Pause Kratis zu Wort, die Heilerin. »Wir haben nun also das Problem, dass nach der Stammestradition die Elfe einen schweren Frevel begangen hat, als sie auf den Mutterbaum geklettert ist. Andererseits hat die Baummutter diesen Frevel nicht nur zugelassen, sondern der Elfe sogar noch das Leben gerettet, als sie abzustürzen drohte. Also scheint sie nicht der Meinung zu sein, dass es sich um einen Frevel handelt, und dann müssen wir ihn auch nicht sühnen. Ist das richtig?« »Ja, das ist richtig«, sagte Qachisa. »Worauf willst du hinaus?« »Ein Frevel ist es nur, wenn jemand das Heiligtum betritt, der nicht zu unserem Stamm gehört, nicht wahr?« »So sagen es die Ahnen«, bestätigte Qachisa. »Was wäre also, wenn wir der Elfe die Möglichkeit einräumen, ein Stammesmitglied zu werden?« Dieser Vorschlag war so unerhört, dass lautes und empörtes Gemurmel die Jurte erfüllte. Erneut musste Qachisa mit erhobener Hand für Ruhe sorgen. »Sprich weiter, Kratis.«

»Schon seit längerer Zeit wartet Raxillos' Mündel Aqirea auf eine Gelegenheit, die Initiationsprobe abzulegen. Wie wäre es, wenn wir sie nun dieser Probe unterziehen – und bei dieser Gelegenheit auch die Elfe die Probe ablegen lassen? Wenn die Ahnengeister ihr gewogen sind, dann soll sie es wert sein, sich ein Mitglied des Stamms nennen zu dürfen, und dann hätte es auch keinen Frevel gegeben. Und wenn nicht … nun, dann sind nicht wir es, die sie getötet haben, und die Baummutter wird uns nicht zürnen.« Einen Augenblick lang sagte niemand etwas, denn jeder musste diesen Vorschlag erst einmal durchdenken. Raxillos war beeindruckt von Kratis' Worten, denn wieder einmal hatte sie ihren scharfen Geist unter Beweis gestellt. Andererseits wollte ihm dieser Vorschlag nicht gefallen. Seit dem Tod seiner Schwester vor fünf Jahren war er verantwortlich für ihre Tochter Aqirea, und obwohl sie ihm das Leben mit ihrer Dickköpfigkeit nicht gerade leicht machte, hatte er das Mädchen längst ins Herz geschlossen. Er wusste auch, dass ihre Initiation längst überfällig war, doch Aqirea hatte immer wieder Begründungen gefunden, die Prüfung vor sich herzuschieben. Wenn Kratis' Vorschlag angenommen wurde, konnte sie es nicht mehr länger aufschieben, und das war eigentlich in seinem Sinne. Denn sobald sie initiiert war, galt sie als erwachsenes Stammesmitglied und er war nicht mehr für sie verantwortlich. Aber wenn die Elfe ebenfalls den Prüfungen unterzogen wurde, würde es für Aqirea umso schwieriger werden. Zwar war Raxillos überzeugt, dass die Elfe kaum eine Chance hatte, die Prüfungen zu bestehen, denn sie waren auf die Fähigkeiten eines Zentauren zugeschnitten. Aber wenn Aqirea erlebte, wie die Elfe versagte, würde sie vielleicht der Mut verlassen. Davon abgesehen fiel ihm jedoch leider kein gutes Argument gegen Kratis' Vorschlag ein. Es wurde noch ein wenig hin und her diskutiert. Schließlich befragte Qachisa die anderen Ratsfrauen,

und sie alle stimmten dem Vorschlag zu. »Es ist entschieden«, sagte Qachisa. »Kratis, du hast drei Tage Zeit, um die Elfe zu kurieren. Dann beginnt die Probe.« »Drei Tage«, wiederholte Kratis erschüttert. Jeder hier wusste, dass diese Zeit nicht reichen würde, um die Elfe auch nur halbwegs auf die Beine zu bringen. Aber der Entschluss war verkündet, für Widerspruch war es zu spät.

***

In der Lebenden Stadt »Du musst es mal erlebt haben«, sagte Seijia. »Ich finde, jeder sollte sich so etwas mal antun. Einfach nur, um sie zu hören. Und abgesehen davon kann es hin und wieder sogar wirklich interessant sein.« Iscalleon wusste immer noch nicht, was er von dem Vorschlag halten sollte, eine Debattierrunde zu besuchen. Solche Treffen der großen Denker und Philosophen hatte es in seiner Heimatstadt Ovilliana auch gegeben, und dort hatte man von der Diskussionskultur Tie'Shiannas geschwärmt, die solche bahnbrechenden Vordenker wie Titiria oder gar Ometheon hervorgebracht hatten. Aber als die Angriffe der Unnennbaren immer häufiger geworden waren, hatte niemand mehr die Zeit für ausschweifende Debatten gefunden. Wenn es um das eigene Überleben ging, verlor die Philosophie an Bedeutung. Hier in Tie'Shianna schien das anders zu sein. Obwohl der Krieg seit über einem Jahrzehnt das Land verheerte und die Stadt seit einem guten halben Jahr von der Goldenen Horde eingeschlossen war, schienen viele hochgestellte Elfen immer noch der Meinung zu sein, das alles ginge sie nicht viel an. Seijia hatte jedenfalls behauptet, dass sie offensichtlich nicht auf die Idee kamen, ihre Überlegungen auf die Frage zu konzentrieren, wie der Untergang Tie'Shiannas verhindert werden könnte, geschweige denn, dass einer gar selbst eine Waffe in die Hand genommen hätte. Das Stadtviertel, durch das sie gingen, wurde die Lebende Stadt genannt. Seine Bewohner schienen Nurti sehr zu verehren, die Gebäude hier waren im Gegensatz zu den größten Teilen Tie'Shiannas nicht aus Stein erbaut, sondern aus lebenden Pflanzen, ähnlich wie der Nurti-Tempel. Manchmal nannte man diese Gegend auch Klein-Simyala, denn in der Humusstadt sahen alle Häuser so aus … oder hatten so ausgesehen, bis die Stadt zerstört worden war. Das Wachstum der gewaltigen Bäume war auf magische Weise

so gelenkt worden, dass die Äste zu geräumigen Wohnplattformen gewachsen waren, Vorsprünge in der Rinde dienten als Treppen, Hohlräume im Inneren der Stämme als Leitungen für frisches Wasser. Die Geflechte aus Zweigen und Ranken waren oft so dicht, dass man nicht hindurchsehen oder gar - klettern konnte, und die immergrünen Blätter so angeordnet, dass Regenwasser abgeleitet und in Zisternen gesammelt werden konnte. In der Lebenden Stadt waren die Spuren der feindlichen Katapultangriffe deutlicher zu sehen als anderswo. Ein Wohnbaum, der von einem Brandsatz getroffen wurde, brannte nicht nur besser als ein steinernes Haus, sondern war auch schwieriger wieder zu reparieren. Ein beschädigtes Steindach konnte mit Hilfe eines Erzelementars recht einfach wieder in Ordnung gebracht werden, aber ein angesengter Baum brauchte auch beim Einsatz mächtiger Humus- Magie mehrere Monate, bis er wieder aussah wie zuvor. So konnte man an vielen Stellen verkohlte Äste sehen, und von einigen Bäumen ragten sogar nur noch tote, schwarze Stümpfe in die Luft. Eine andere Gefahr, die besonders der Lebenden Stadt drohte, war das Giftgetier. Neben Brandsätzen hatte es mehrfach Beschuss mit Körben voller Schlangen, Spinnen und anderer giftiger Krabbeltiere gegeben. In Steingebäuden konnten selbst die kleinsten dieser Tiere mit ein wenig Mühe aufgespürt und getötet werden, aber in den Bäumen war das viel schwieriger. Dort gab es nicht nur viel mehr Winkel und Ritzen, im Laub lebten ohnehin schon viele Tiere, die die Elfen hier angesiedelt hatten: Singvögel, bunte Schmetterlinge, fleißige Bienen, zahme Affen oder Leuchtkäfer, die so verwandelt worden waren, dass sie nachts ihre Umgebung in buntes Licht tauchten. Zwischen all diesen Kreaturen konnten sich giftige Käfer oder Spinnen bestens verbergen. »Hier ist es.« Seijia deutete auf eine dichte Wand aus Haselbüschen mit einem breiten Durchgang.

Nachdem sie dem Gang durch die Hecke um zwei Ecken herum gefolgt waren, öffnete sich vor ihnen ein kreisrunder Saal, dessen Wände und Decke ebenfalls aus Haselbüschen bestanden. Zur Mitte hin war der Boden stufenförmig abgesenkt, sodass eine Arena mit mehreren konzentrischen Bankreihen entstanden war. Die Bänke selbst bestanden aus grüngeäderten Marmorblöcken, und in der Mitte, am tiefsten Punkt, war eine rötliche Marmorplatte eingelassen. Überall saßen Elfen, die schon an ihrer aufwendigen Kleidung als Höflinge zu erkennen waren. Im Moment stand eine Frau im Zentrum, die eine Tunika aus geronnenem Feuer trug und temperamentvolle Worte an das Auditorium richtete: »Deswegen wäre es ein unverzeihlicher Fehler, den Goldenen Gott mit Pyr Daokra gleichsetzen zu wollen. Wer das behauptet, ist selbst den Einflüsterungen des Goldenen verfallen, der uns zu trennen versucht, der unseren Zusammenhalt und unsere Nähe zu den Göttern untergraben will.« Anscheinend war dies gerade der Abschluss einer längeren Ansprache, denn sie blickte zufrieden in die Runde und setzte sich mit einer dramatischen Geste auf ihren Platz, wobei kleine Flämmchen aus ihrem Gewand züngelten. Einige der Anwesenden bezeugten ihre Zustimmung, indem sie auf die Sitzbänke klopften. Seijia winkte Iscalleon, ihr zu einem der Sitzplätze in der äußersten Reihe zu folgen. »Das ist Iginnis, eine nicht allzu beliebte Feuerzauberin«, flüsterte sie ihm zu, als er sich neben sie setzte. »Sie will nicht von der Verehrung Pyr Daokras ablassen.« Iscalleon nickte und blickte zu einem schwarzhaarigen Elfen, der mit erhobener Hand in die Mitte der Arena trat. Er hatte ein strenges Gesicht, aber strahlend grüne Augen, und seine Kleidung bestand aus lebenden Efeuranken. »Liebste Iginnis«, begann er, und in seiner Stimme mischte sich hoher Sopran mit tiefem Bass – eine so große Spanne in der Zweistimmigkeit hatte Iscalleon nur selten gehört. »Meine

verehrten Elfen von Tie'Shianna. Möge das Gleißen der Stadt unseren Geist erleuchten.« »Möge das Gleißen der Stadt unseren Geist erleuchten«, wiederholten die meisten Zuhörer diese Einleitungsformel. »Nennt mich einen Narren. Nennt mich einen Blinden. Nennt mich einen Verblendeten. Denn offensichtlich bin ich zu töricht, zu dumm, zu verbohrt, um einen gewissen Zusammenhang zu begreifen. Natürlich sind wir uns alle einig, dass der Herr der Goldenen Horde ein Täuscher ist, ein Lügner, ein Einluller, der jedem Honig ins Ohr träufelt, der seine Worte anzuhören bereit ist. Und ja, da stimme ich dir zu, liebste Iginnis, er mag sogar ein so guter Täuscher sein, dass er uns fälschlicherweise glauben machen könnte, der göttliche Pyr sei nur eine seiner eigenen Erscheinungsgestalten. Wenn er aber dazu in der Lage ist, dann ist er umgekehrt gleichermaßen dazu in der Lage, uns glauben zu machen, Pyr sei eine eigenständige Entität. Dass der göttliche Drache persönlich den letzten Überlebenden der Stadt Ometheon zu Hilfe kam, als sie von seiner eigenen Hohepriesterin verraten und ermordet wurden – wer sagt denn, dass das kein Trugbild des großen Täuschers war?« Iscalleon hatte Schwierigkeiten, der Argumentationskette zu folgen. Aber von der Errettung der Bewohner der Stadt Ometheon durch den göttlichen Drachen hatte er gehört, und ihm kam der Gedanke, dass ein solches Eingreifen auch Tie'Shianna würde retten können. Die Goldene Horde vor den Toren wuchs stetig, und täglich starben Elfen auf den Mauern, während diese Leute hier über die Existenz oder Nicht- Existenz von Göttern diskutierten. Der Gedanke, dass hier vermutlich selbst zu der Zeit, als er gegen die fliegenden Insektenkrieger gekämpft hatte, philosophische Diskussionen stattgefunden hatten, erfüllte ihn mit Zorn. Gerade drehte sich der Redner mit theatralischer Geste um die eigene Achse und ließ seinen Blick über die Anwesenden schweifen, und Iscalleon merkte, dass er

die letzten Worte gar nicht gehört hatte. Der Elf sprach nun leiser, aber dadurch wurde seine Stimme umso eindringlicher. »Ist es nicht so, dass Boten zu uns gekommen sind – Boten, die uns berichteten, der göttliche Pyr Daokra habe sich mit dem Goldenen verbündet? Er habe sich von uns abgewandt und sogar die Unnennbaren gegen uns gesandt? Ja, meine liebste Iginnis, ich gebe dir recht, dass all das eine geschickte Lüge des großen Täuschers sein kann. Und diese Möglichkeit sollten wir auch nie außer Acht lassen. Doch es ist nur eine Möglichkeit von vielen. Also wäre es vermessen, sie ohne weitere Beweise zur Wahrheit zu erklären. Deswegen halte ich es für gefährlich, Pyr Daokra Verehrung entgegenzubringen.« Er setzte sich wieder auf seinen Platz. Das zustimmende Klopfen war diesmal vernehmlich lauter als bei Iginnis' Rede. Iscalleon nutzte diesen Moment, um sich die versammelten Elfen anzuschauen. Es waren etwa drei Dutzend, und außer ihm und Seijia gab es nur einen, der eine Waffe trug: Tharkath, der persönliche Leibwächter von Prinzessin Amariel. Denn auch die Prinzessin hatte sich unter die Diskutierenden gemischt, und sie folgte den Redebeiträgen voller Spannung. Plötzlich entdeckte Iscalleon ein weiteres bekanntes Gesicht: Auf der gegenüberliegenden Seite des Saals, in einer Ecke, in die nicht viel Licht drang, saß Elionai und schaute ihn an. Als sich ihre Blicke trafen, hob sie die Augenbrauen, als wolle sie ihn fragen, was er denn in dieser Umgebung suche. Ihre Kleidung war tiefdunkel, und wenn sie ihn nicht angesehen hätte, hätte er sie vermutlich übersehen. Er nickte ihr zu und lächelte. Sie erwiderte das Lächeln, aber es wollte ihm nicht gelingen, ihre Miene zu interpretieren. Verstärkte sein Erscheinen hier ihren Eindruck, er sei ein Narr? Nach den nächtlichen Vorfällen im Nurti- Tempel hatte er keine Gelegenheit mehr gehabt, sich mit ihr zu unterhalten. Und auch wenn Lariel persönlich ihn für seine Entschlusskraft gelobt hatte,

befürchtete er, dass sie ihn noch immer für einen Provinztrampel hielt. Inzwischen hatte sich der nächste Redner erhoben, und überrascht stellte Iscalleon fest, dass es sich um Thominion handelte. Der weißhaarige Elf trug eine Robe, die vollständig aus kleinen Perlmuttscheiben zusammengesetzt war und bei jeder Bewegung in betörendem Farbenspiel schimmerte. »Mein verehrter Corrthin«, Thominion nickte in die Richtung seines Vorredners, »meine verehrte Iginnis«, ein Nicken zu ihr, »meine verehrten Elfen von Tie'Shianna. Möge das Gleißen der Stadt unseren Geist erleuchten.« »Möge das Gleißen der Stadt unseren Geist erleuchten«, antwortete der Chor der Anwesenden. »In dieser fruchtlosen Diskussion möchte ich eure Aufmerksamkeit wieder einmal auf eine These meines Ahnen Ometheon richten, nach dem eine der großartigsten Städte unserer Geschichte benannt wurde.« Unwilliges Gemurmel bezeugte, dass die Erwähnung Ometheons wenige Freunde fand. Der Philosoph hatte zwar die legendäre Stadt im ewigen Eis gegründet und nach sich selbst benannt, aber es hieß, dass er sich und alle Bewohner mit seiner Arroganz ins Verderben geführt hatte. »Ja, mir ist bewusst, dass manch einfacher Geist Ometheons Überlegungen ablehnt. Und dennoch ist es mir eine Pflicht, wenn nicht gar eine Freude, euch seine Gedanken immer wieder ins Gedächtnis zu rufen – gerade in einer Situation wie dieser, in der sie manch Eigenartiges zu erklären vermögen. Wie ihr wisst, hat er die These aufgestellt, göttliche Wesen seien immer nur so mächtig wie ihre Anhänger. Wenn eine Gottheit also ihre Gläubigen verliert, wäre sie selbst zum Untergang verurteilt – und andererseits könnte jedes Wesen, wenn es denn nur genügend Anhänger findet, die es anbeten, zu einem Gott werden. Bekanntlich hat die große Denkerin Calminis diese These noch erweitert: Wenn die Existenz eines Gottes von seinen Gläubigen abhängt, warum dann nicht ebenso sein

Charakter? In diesem Falle bedeutet das: In früheren Zeiten, als wir Pyr Daokra als Wächter über die Elemente verehrt haben, mag er durchaus genau das gewesen sein: ein Hüter der Elemente. Aber seit sein Tempel geschlossen wurde, seine Priester unsere Stadt verlassen mussten und keine Elfen mehr zu ihm beten, unterliegt er ganz und gar dem Einfluss der Wesen, die ihn heute noch mit Inbrunst verehren: die Unnennbaren. So gesehen ist es völlig verständlich, dass er ein blutrünstiges, verschlagenes, tückisches Ungeheuer werden musste, das selbst seine treuesten Anhänger opfert, wenn es den eigenen verdrehten Plänen nützt. Wenn ihr diese These einmal unvoreingenommen durchdenkt, sollte euch auffallen, dass auf einmal vieles einleuchtend erscheint, für das wir bisher vergeblich nach einer Begründung gesucht haben.« Thominion hatte sich noch nicht wieder gesetzt, da brach im Auditorium ein wildes Wortgefecht aus. Entgegen der üblichen Gepflogenheiten redeten die Elfen durcheinander, unterbrachen sich oder versuchten einander zu übertönen, wobei sie nicht davor zurückschreckten, die eigene Stimme auf magische Weise zu verstärken. Mehrere Sprecher verwiesen darauf, dass Ometheons These letztendlich zum Untergang der von ihm gegründeten Stadt geführt habe, während andere wiederum behaupteten, es sei genau diese bornierte Weigerung, sich mit neuen Theorien zu beschäftigen, die das Elfenvolk eines Tages in den Untergang führen werde. Anstelle von Argumenten wurden zunehmend persönliche Beleidigungen ausgetauscht, und Iscalleon war erschlagen von der Wortgewalt, mit der einige der Redner die Denkfähigkeit ihrer Kontrahenten in Zweifel zogen. Besonders Corrthin, der Elf mit dem Gewand aus Efeuranken, bewies große Fantasie in seiner Wortwahl und ein feines Gespür dafür, wie er seine Gegner beleidigen konnte. Es gelang Iscalleon nur mit Mühe, der Diskussion zu folgen, die sich in immer eigenartigeren Theorien verlor. Am liebsten wäre

er aufgesprungen und hätte die Anwesenden aufgefordert, sich einmal an seiner Seite den Feinden vor den Stadttoren zu stellen, damit sie erkannten, wie unwichtig ihre Philosophiererei in Anbetracht der realen Bedrohung war. Plötzlich spürte er eine Hand auf der Schulter. Hinter ihm stand Elionai. »Legst du wirklich Wert darauf, diese rhetorischen Spiegelfechtereien noch länger zu verfolgen?«, raunte sie ihm ins Ohr. Er warf einen kurzen Blick zu Seijia hinüber, die ihm grinsend zunickte. »Nein, eigentlich habe ich längst genug davon«, raunte er zurück. Sie lächelte und deutete auf den Ausgang. Er stand auf und folgte ihr nach draußen. Erst jetzt hatte er Gelegenheit, ihr Gewand genauer in Augenschein zu nehmen. Was aus der Ferne wie dunkler, fließender Stoff ausgesehen hatte, entpuppte sich als flüssiger Schatten, der ihren Körper auf magische Weise umhüllte. Als sie aus dem Heckenrund heraustraten, war von den Diskussionen nichts mehr zu hören. »Ein faszinierendes Gewand«, stellte Iscalleon fest. »Ein Kompromiss«, antwortete sie. Er runzelte die Stirn. »Inwiefern?« »Wer am Hof etwas auf sich hält, trägt magische Kleidung. Niemand, der in der Öffentlichkeit das Wort ergreift, würde es wagen, so etwas in gewöhnlicher Gewandung zu tun. Er würde von vornherein verlacht werden, unabhängig davon, was er zu sagen hat.« »Selbst in diesen kriegerischen Zeiten noch? Ich hatte wirklich gedacht, inzwischen habe ein anderer Geist Einzug gehalten.« »Nicht bei den Höflingen von Tie'Shianna«, antwortete sie. »Zu denen du selbst auch gehörst, oder nicht?« »Ich habe es mir nicht ausgesucht. Niamh hat mich nicht gefragt, ob ich ihr Kind werden will. Sie hat mich einfach in die höfische Gesellschaft hineingeworfen, und nun muss ich damit leben, ob ich will oder nicht.« Sie seufzte und wandte sich zum Gehen. Er folgte ihr. »Es mag für einen Außenstehenden schwer zu verstehen sein«, fuhr sie fort, »aber du hast ja eben selbst gehört, wie das Leben

unter Höflingen üblicherweise abläuft. Und das ist nur der angenehmste Teil. Ich werde von den Höflingen vor allem als Niamhs Tochter wahrgenommen und weniger als eigene Persönlichkeit. Die ständigen Versuche, über mich Einfluss auf Niamh zu nehmen, sind wirklich lästig. Es mag dir nicht klar sein, aber an Fenvariens Hof existiert ein kompliziertes Geflecht aus Beziehungen, Freundschaften, Feindschaften und Grüppchen, die jeden Weg nutzen, um ihren Einfluss und ihre Macht zu vergrößern. Schnell kann man dabei in einen Strudel aus Intrigen, Verleumdungen und Manipulationen geraten.« Sie zuckte mit den Schultern. »Und viele sehen mich als Werkzeug, das eingesetzt werden kann, um irgendwelche Ziele zu erreichen. Oder glaubst du etwa, der ehrenwerte Thominion habe gestern auf mich eingeredet, weil er Interesse an einer einfachen Kriegsreiterin hat?« »Einfache Kriegsreiterin? Nun stellst du aber dein Licht unter den Scheffel. Ich habe Beeindruckendes über deine Künste mit dem Bogen gehört.« »Mag sein.« Sie machte eine wegwerfende Geste. »Unlängst hat Thominion ein paar ungeschickte Vorschläge gemacht, wie man ein Bündnis mit den Arachnäern schließen könnte, und seitdem ist sein Stern als Ratgeber gesunken. Jetzt muss er versuchen, sich wieder ins Gespräch zu bringen. Und eine Möglichkeit wäre es, von mir zu einem Essen bei Niamh eingeladen zu werden.« Iscalleon ging einen Augenblick lang nachdenklich schweigend neben ihr her, bevor er das Gespräch wieder aufnahm. »Andererseits verleiht dir deine Position doch sehr viel Einfluss, oder nicht? Und wenn du willst, kannst du ihn zu deinem Wohl einsetzen … oder zum Wohl aller Elfen.« Sie seufzte. »Ja, das könnte ich möglicherweise. Wenn mir diese Machtspielchen liegen würden, hätte ich beste Voraussetzungen. Aber das ist nicht mein Leben. Ich hasse Intrigen und die Verlogenheit, die damit einhergeht. Nein, ich kämpfe lieber mit dem Säbel in der Hand als mit Lug

und Trug.« Verständnisvoll nickte Iscalleon. »Ich hatte gehört, dass Fenvariens Höflinge ein eigenartiges Volk sind. Aber ich wusste nicht, dass es so schlimm ist.« »Im Laufe der Jahrhunderte sind hier Strukturen gewachsen, die niemand mehr durchschaut. Allianzen werden geschlossen und unterlaufen, und Leute, die sich eben noch bekämpft haben, tun sich plötzlich gegen einen anderen zusammen.« »Und Fenvarien tut nichts dagegen?« Sie waren inzwischen auf eine der breiten Alleen eingebogen, die Tie'Shianna durchzogen. Zwei Reihen gewaltiger Kastanien teilten die Prachtstraße in drei parallel verlaufende Bahnen. Während in der Mitte nur Elfen in aufwendiger Kleidung entlangflanierten, waren die beiden Randstreifen für Arbeitende, Diener und Kurzlebige reserviert, die im Schatten der großen Bäume möglichst wenig aufzufallen versuchten. Auch hier waren die Spuren des Kriegs nicht zu übersehen, denn einige der Kastanien waren verkohlt, andere von schweren Wurfgeschossen gespalten. »Fenvarien?«, sagte sie. »Wer weiß schon, was in unserem Hochkönig vorgeht? Er ist einer der ältesten unter den Elfen, und er regiert unser Volk seit einer Zeit, die für die meisten nur noch Legende ist. Es heißt, er sei eng vertraut mit Orima gewesen, vielleicht sogar ihr Seelenfreund, bevor sie uns verließ und zur Göttin wurde. Und doch ist er ein sterbliches Wesen.« Sie seufzte. »Ich kann nur vermuten, was in ihm vorgeht. Offen gestanden werde ich oft auch aus meiner eigenen Mutter nicht schlau.« »Deine Mutter ist nicht viel jünger als der König selbst, oder? Jedenfalls wird von ihr mit annähernd der gleichen Verehrung gesprochen.« »Sie ist fast tausend Jahre später geboren. Aber aus unserer Sicht sind sie sozusagen gleich alt. Auch sie war eng mit Orima befreundet. Kannst du dir vorstellen, wie es ist, wenn deine beste Freundin zur Göttin wird?« »Das muss sehr eigenartig sein.« »Ja. Und es bleibt nicht aus, dass die Verehrung Orimas auf ihre ehemaligen

Gefährten abstrahlt.« »Dadurch bekommen Fenvarien und Niamh auch so etwas wie einen göttlichen Status.« »Genau. Und wenn sie dem nicht gerecht werden, würde das wiederum Orimas Ruf schaden. Also müssen sie sich mit einem göttlichen Nimbus umgeben, einfach weil es von ihnen erwartet wird.« Iscalleon war ihr einen nachdenklichen Blick zu. Diese Sichtweise war ihm neu. »Du meinst, dass Fenvarien möglicherweise gar nicht so ist, wie er sich nach außen hin gibt?« »Möglicherweise. Wie ich schon sagte, ich habe keine Ahnung, was in ihm vorgeht. Aber ich kann mir sehr gut vorstellen, dass auch er von den Intrigen in seiner Umgebung gar nicht angetan ist. Nur ist er von diesen Leuten abhängig, denn als König braucht er Berater und Helfer.« »Das hieße, dass er gar nicht so mächtig wäre, wie sein Ruf behauptet.« »Willkommen in der Politik.« Sie lachte freudlos. »Nein, auch Fenvarien muss auf viele Interessengruppen und Fraktionen Rücksicht nehmen. Vermutlich muss er viel häufiger Kompromisse eingehen, als ihm lieb ist.« Eine Gruppe Entgegenkommender grüßte Elionai, sie grüßte zurück. Iscalleon entgingen nicht die Blicke, die ihm zugeworfen wurden. Sie lagen irgendwo zwischen Neugier und Verachtung, denn mit seiner schlichten Kleidung galt er sicherlich nicht als angemessener Begleiter von Niamhs Tochter. »Und was hat das Ganze nun eigentlich mit deinem Kleid zu tun?«, nahm er den Gesprächsfaden nach kurzem Grübeln wieder auf. »Einerseits trage ich ein Gewand, das der Konvention entspricht, denn es ist mit aufwendiger Zauberei hergestellt. Andererseits verbirgt es mich. Es ist die Natur des Schattens, dass ich kaum auffalle. So kann ich mich in jeder Gesellschaft bewegen, werde aber schnell übersehen. Nur die Aufmerksamsten bemerken mich – oder diejenigen, die ich auf mich aufmerksam mache. Also kann ich nachher immer sagen, dass ich sehr wohl anwesend war. Aber

ich entgehe den Leuten, mit denen ich mich nicht umgeben will.« Iscalleon schmunzelte. »Trickreich. Und nehmen dir diejenigen, die dich benutzen wollen, so etwas nicht übel?« »Soviel ich weiß, nein. Anscheinend gilt ein solcher Trick als standesgemäß und wird akzeptiert.«

***

Im Dorf der Zentauren Aqirea wich dem Blick ihres Oheims Raxillos aus, als er ihr den traditionellen Kranz aus Weißdorn-, Hagebutten- und Schwarzfarnzweigen aufs Haupt setzte. »Mögen dich die Ahnen beschützen!«, sagte er leise. Am liebsten hätte sie ihn angeschrien, dass sie diesen Schutz auch wirklich sehr gut brauchen konnte, nachdem er sie so schmählich im Stich gelassen hatte. Er wusste genau, dass sie noch Zeit brauchte. Sie war noch nicht bereit. Aber er hatte sie verraten, hatte es nicht verhindert, als der Rat der Mütter beschlossen hatte, sie in die Initiationsprüfung zu schicken. Und das Schlimmste war, dass er sogar zugelassen hatte, dass sie die Probe gemeinsam mit diesem eigenartigen kleinen Wesen ablegen musste, dieser Elfe. So oft hatte sie von diesem Tag geträumt, hatte sich ausgemalt, dass es etwas Besonderes werden würde. Natürlich war jede Initiation ein besonderer Anlass. Aber sie war schon immer anders gewesen als die anderen, und so war sie der festen Überzeugung, dass ihre Aufnahme als vollwertiges Stammesmitglied etwas sein musste, wovon selbst ihre Kinder und Kindeskinder noch sprechen würden. Sie war fest überzeugt, zu einem besonderen Schicksal ausersehen zu sein. Deshalb hatte sie bislang auch die Initiation verweigert. Sie wartete auf den richtigen Tag, und sie hatte immer gewusst, dass sie ihn erkennen würde, wenn er gekommen war. Aber jetzt war alles anders. Diese spitzohrige Kreatur an ihrer Seite war ein Klotz am Bein, eine Verhöhnung ihrer Fähigkeiten, etwas anderes konnte das doch gar nicht sein. Ja, davon würden noch ihre Kinder und Kindeskinder sprechen: von dem Tag, an dem Aqirea wegen einer Elfe die Initiation nicht bestanden hatte. Andererseits: Wenn sie es nicht schaffte, würde sie entweder sterben oder den Stamm verlassen müssen. Also würde es auch keine Kinder und Kindeskinder geben. Ja, das würde Raxillos recht geschehen, wenn er zusehen müsste, wie sie aus dem

Stamm verstoßen würde. Er hatte ihrer Mutter bei den Ahnen geschworen, sich um sie zu kümmern. Was für eine Schande, wenn seine Bemühungen derart spektakulär scheiterten! Immerhin versuchte Raxillos nicht, sie in den Arm zu nehmen. Es wäre peinlich geworden, wenn sie sich ihm vor den Augen des ganzen Stamm entzogen hätte. Stattdessen trat er zurück in die Reihe der Stammesmitglieder. Nun trat Kratis vor. Der Segenskranz, den sie in der Hand hielt, war lächerlich klein, gerade einmal für den Kopf eines Kindes geeignet. Oder für den einer Elfe. Da die Fremde keine Verwandten im Stamm hatte, hatte sich schließlich die Heilerin bereit erklärt, einen Kranz für sie zu winden und damit den Segen der Ahnen für sie zu erbitten. Kratis war die Einzige, die sich um die Elfe gekümmert hatte, und es hatte höchste Verblüffung hervorgerufen, dass sie es geschafft hatte, sie innerhalb von drei Tagen wieder auf die Beine zu bekommen. Die meisten hatten gehofft, dass die Fremde zu schwach sein würde, um die Prüfung auch nur anzutreten – auch Aqirea. Aber als die Elfe heute Morgen aus Kratis' Zelt gekommen war, schien ihre Schulter vollständig verheilt. Nur die merkwürdige silbrige Verhärtung an ihrem linken Unterarm war geblieben. Nur Kratis konnte sich mit der Elfe verständigen – was einige der Zentauren schon zu dem Verdacht veranlasst hatte, die Heilerin stünde längst unter dem Bann der Fremden. Natürlich hatte die Elfe zugestimmt, als Kratis ihr gesagt hatte, dass sie sich einer Prüfung unterziehen müsse – was wäre ihr auch sonst übrig geblieben? Man hatte ihr aus dem Wrack des abgestürzten Schiffs ein wenig Kleidung und einen kleinen Dolch gebracht, mehr durfte sie sowieso nicht für die Prüfung mitnehmen. Aqirea blickte auf die Elfe herab, die neben ihr stand und sehr ernst dreinblickte. Obwohl sie selbst nicht gerade zu den größten Zentauren gehörte, reichte ihr die Elfe kaum über den Gürtel. Sie war schmal, ihre Schultern

waren nicht einmal andeutungsweise so breit wie Aqireas, und dabei galt sie doch unter den Zentauren als schwächlich gebaut. Wie konnten derart winzige Wesen auf den Gedanken verfallen, die ganze Welt beherrschen zu wollen? Oder, anders gefragt: Warum hatte jeder solche Angst vor ihnen? Dieses Wesen sah so schmal und zerbrechlich aus. Aqirea stellte sich vor, dass sie ganz aus Versehen über sie stolpern und sie dabei tottreten könnte. Es passte zu ihren Überlegungen, dass die Elfe nervös auf ihrer Unterlippe herumkaute. Immer wieder schaute sie zum Himmel, und manchmal schweifte ihr Blick nach Süden, wo am Horizont die Gipfel des Wolkengebirges in der Morgensonne leuchteten. Einmal sah sie zu Aqirea auf und lächelte ihr zu, aber Aqirea schaute schnell weg. Nachdem Kratis den Segen der Götter auf die Elfe herabgerufen hatte, trat auch sie zurück. Auf ein Zeichen Qachisas hin stimmten die Zentauren einen getragenen Kultgesang an, in dem die Baummutter um ihre Zustimmung zu der Prüfung gebeten wurde. Dazu schlug Qachisa einen gleichförmigen Rhythmus auf ihrer Trommel, den sie nach und nach beschleunigte, bis Aqirea merkte, dass auch ihr Puls immer schneller wurde. Plötzlich brachen Gesang und Trommelklang ab, und es war wie eine Erlösung, endlich losgaloppieren zu dürfen. Mit einem Aufjauchzen preschte sie los, ließ den Stamm und den Platz der Baummutter hinter sich. Vater Sonne war gerade erst über den Horizont geklettert, und so war es im heiligen Wald noch sehr finster, aber sie kannte sich gut genug aus, um den Pfad ohne Straucheln zu finden. Sie wusste, dass sie eine weite und anstrengende Strecke vor sich hatte, dennoch wollte sie das erste Wegstück möglichst schnell hinter sich bringen. Kein Zweibeiner konnte mit ihrer Geschwindigkeit mithalten, also würde sie die Elfe bald abgehängt haben und sich nicht mehr um sie kümmern müssen. Als sie den Waldrand erreichte, galoppierte sie noch ein Stück

weiter, bevor sie in kräftesparenden Trab verfiel. Irgendwo dort vorn, eine gute halbe Tagesstrecke vom Dorf entfernt, lag der Tränenwald, wo sie die blaue Blume finden sollte. Die musste sie pflücken und damit zum Mutterbaum zurückkehren. Das durfte keinesfalls länger dauern als bis zum nächsten Sonnenaufgang – also eigentlich eine lösbare Aufgabe. Zumindest, wenn nichts dazwischenkam und die Ahnen sich nicht allzu viel Zeit ließen, ihr den Weg zu der Blume zu weisen. Der Weg folgte grob dem Verlauf des Wisperbachs. Die sumpfigen Täler mied sie, so gut es ging, und lief bevorzugt auf den Hügelkuppen entlang. Vater Sonne stand bereits ein gutes Stück über dem Horizont, als sie das erste Mal innehielt und sich an einer kleinen Quelle erfrischte. Es würde ein heißer Tag werden. Keine gute Voraussetzung für eine weite Wanderung. Sie lief zur nächsten Anhöhe und schaute sich um. Die Donnerberge, in deren Ausläufern der Tränenwald wuchs, waren schon ein gutes Stück näher gekommen. Mit etwas Glück würde sie den Wald noch vor Mittag erreichen. Die drei Schwestern, eine markante Gipfelformation, dienten ihr zur Orientierung. Dabei hatte ihr Raxillos immer wieder eingeschärft, dass das Aussehen der Schwestern sich veränderte, wenn man ihnen näher kam. Was aus der Ferne wie drei Zacken desselben Gipfels aussah, waren angeblich zwei Berge, die durch ein breites Tal getrennt waren. Nur aus der Richtung des Dorfs musste man es für einen Berg halten. Sie blickte zurück zum heiligen Wald. In der Ferne glitzerte der Schlangenfluss, und dahinter ragte das Wolkengebirge in die Höhe. Keiner aus dem Stamm hatte jemals diesen Fluss überquert - nicht nur, weil er so breit war, dass nur gute Schwimmer das andere Ufer erreichten: Dort drüben war das Gebiet der kriegerischen Minotauren, und es hieß, dass sie jeden Zentauren töteten, der ihnen in die Hände fiel. Angeblich beteten sie irgendeinen finsteren Blutgott an,

dem sie regelmäßig grausame Opfer darbrachten. Hin und wieder wagte sich eine Schar von ihnen auf die nördliche Flussseite, um einen Zentauren zu entführen, aber meistens wurden sie rechtzeitig bemerkt und verjagt – oder getötet, denn sie verachteten Feigheit und zogen den Tod der Flucht vor. In diesem Moment entdeckte Aqirea die Elfe, die längst nicht so weit zurücklag, wie sie gedacht und gehofft hatte. Wie hatte sie es geschafft, jetzt schon so nahe zu sein? Ihre Gangart schien eine Art zweibeiniges Äquivalent zum Trab zu sein, sie kam erstaunlich schnell voran. Die Elfe hob die Hand – Aqirea brauchte einen Augenblick, um zu begreifen, dass die Elfe sie offensichtlich auch entdeckt hatte und ihr zuwinkte. Widerwillig grüßte sie zurück, dann wandte sie sich um und trabte eilig weiter. Offensichtlich blieb die Elfe in den Tälern. Damit konnte sie es sich sparen, dauernd hinauf und hinab zu laufen, das sparte bestimmt viel Kraft. Aber wieso bereiteten ihr die sumpfigen Niederungen keine Probleme? Man musste dort überall damit rechnen, tief im Morast zu versinken und sich sogar die Beine zu brechen, wenn man unvorsichtig war. War die Elfe möglicherweise zu leicht, um zu versinken? Immerhin hatte sie außerordentlich große Füße im Vergleich zu den Hufen eines Zentauren. Vielleicht waren sie so groß, dass sie nicht nennenswert einsanken, so wie bei den Schwimmfüßen von Fröschen und Enten. Mit derartigen Grübeleien beschäftigt, trabte Aqirea weiter. Von nun an schaute sie sich immer wieder mal um, aber der Abstand zu der Elfe vergrößerte sich kaum. Und auch die Berge näherten sich langsamer, als sie erwartet hatte. Immer wieder erklomm sie einen Hügel und hoffte, dahinter den Tränenwald zu sehen, aber jedes Mal blickte sie nur wieder auf den nächsten Höhenzug. So hatte die Sonne schon den Zenit überschritten, als sie endlich das Tal vor sich sah, das Raxillos ihr beschrieben hatte. Es zog sich weit hin, bis in die

eigentlichen Donnerberge. Von hier aus konnte Aqirea auch erkennen, was ihr Oheim gemeint hatte: Eine der drei Schwestern war wirklich viel näher als die anderen beiden. Als sie in das Tal hinuntertrabte, entpuppte sich das grüne Meer als dichter Wald aus alten Eichen und Buchen. Offensichtlich lebte hier weit und breit niemand, der regelmäßig Feuerholz sammelte, denn überall lagen die alten, umgestürzten Bäume herum und machten das Durchkommen schwer. Einerseits war es angenehm kühl im Schatten der ausladenden Baumkronen, was nach dem langen Weg in der brütenden Hitze von Vater Sonne sehr erholsam war. Andererseits musste sie die Hufe sehr vorsichtig aufsetzen, denn neben dem Bruchholz verbargen sich unter dicken Moosschichten auch viele lose Steine, die kippten oder wegrutschten, wenn sie darauftrat. Irgendwo hier sollte es also eine blaue Blume geben. Raxillos hatte sie als handtellergroße Blüte beschrieben, die auf einem schulterhohen Stängel wuchs. Aqirea kannte sich leidlich mit den Pflanzen aus, die in der Umgebung ihres Dorfs wuchsen, aber eine solche Blume hatte sie noch nie gesehen. »Sonst könnte ich sie ja auch bei unserem Dorf suchen«, murmelte sie vor sich hin und blickte zwei umeinander tanzenden Schmetterlingen hinterher. »Aber ich musste extra hierherlaufen, um sie zu finden, also kann es ja gar keine sein, die ich schon mal gesehen habe.« Es war beruhigend, die eigene Stimme zu hören. Sie war zwar schon immer gern durch die Umgebung des Dorfs gestromert und fühlte sich allein wohler als zwischen vielen anderen Zentauren, aber so weit weg von allen vertrauten Gesichtern war sie noch nie gewesen. Die einzige Person in erreichbarer Nähe, die sie wenigstens flüchtig kannte, war ausgerechnet die Elfe. Immer tiefer drang sie in den Wald ein, und je weiter sie kam, desto unheimlicher wurde er. Von den Bäumen hingen Bartflechten herab, die knorrigen Stämme waren mit dichtem Moos

bewachsen, und manchmal waren Laute zu hören, die Aqirea keinem ihr bekannten Tier zuordnen konnte. Sie zog das Messer aus der Gürtelscheide, obwohl sie wusste, dass sie damit nur wenig gegen ein größeres Raubtier ausrichten würde. Irgendwann gelangte sie an einen kleinen Bach, der sich fröhlich murmelnd durch den Wald schlängelte. Da sie immer noch keine Ahnung hatte, wo sie nach der Blume suchen sollte, folgte sie dem steinigen Bachbett. Hier kam sie zwar auch nicht schneller voran, aber immerhin lief sie nicht Gefahr, aus Versehen im Kreis zu laufen. Wenig später stand sie am felsigen Ufer eines Teichs, in den sich der Bach als Wasserfall über mehrere Stufen ergoss. Hier war sogar der Himmel zu sehen, denn die Bäume waren nicht ausladend genug, um die ganze Fläche zu beschatten. Und dort stand sie, auf einem Felsen inmitten des herabperlenden Wassers: eine große, leuchtend blaue Blume. Der Blütenkelch war unten himmelblau und an den Spitzen nachtblau, die großen, herzförmigen Seitenblätter wippten in der Gischt des Wasserfalls, als winkten sie Aqirea einladend zu. Sie seufzte erleichtert. Langsam hatte sie befürchtet, den ganzen Nachmittag mit der Suche verbringen zu müssen. Wenn jetzt alles gut ging, würde sie nicht allzu lang nach Sonnenuntergang zurück sein. Vorsichtig trat sie ans Ufer. Das Wasser war klar, der Grund steinig. Aber es schien sehr tief zu sein, und sie fragte sich, was für Wesen sich wohl unter der Wasseroberfläche verbergen mochten. Sie schaute zu der Blume hinüber. Vermutlich würde sie ein Stück weit schwimmen müssen. Sonst hätte sie durch den Wasserfall klettern müssen, und das war bestimmt die schlechtere Alternative. Vorsichtig setzte sie die Vorderhufe ins Wasser. Steil abwärts zu gehen, war selbst auf stabilem Untergrund schwierig, denn sie musste ihren Oberkörper weit nach hinten lehnen, um das Gleichgewicht nicht zu verlieren. Plötzlich gab ein Stein nach, sie verlor den Halt und

plumpste in den Teich. Für einen Augenblick war ihr Kopf unter Wasser, prustend und spuckend kam sie wieder hoch. Sie musste mit allen vier Beinen rudern, um nicht unterzugehen, und Zentauren waren keine guten Schwimmer – das Gewicht des Oberkörpers drückte den Vorderleib tief ins Wasser. Andererseits bot das kühle Nass eine willkommene Erfrischung, und da sie nun schon mal drin war, paddelte sie zum Wasserfall hinüber. Sie vermied es, darüber nachzudenken, ob es wirklich nur Schlingpflanzen waren, die an ihren Beinen entlangstrichen. Als sie den Felsen mit der Blume erreichte, saß dort auf einmal eine grünbraune Kröte und starrte ihr mit gelblichen Glupschaugen entgegen. Aqirea zuckte zusammen, denn das Tier war ihr vorher gar nicht aufgefallen. Es war mindestens doppelt so groß wie die größte Kröte, die sie bisher gesehen hatte, und hatte dicke Warzen auf der Haut. Der Stein, auf dem das Tier hockte, war so groß, dass es auf gleicher Augenhöhe mit ihr saß. Aqirea würde sich direkt an der Kröte vorbeistrecken müssen, um die Blume zu erreichen, und das erfüllte sie mit Unbehagen. Sie schalt sich eine Närrin – was sollte ihr eine Kröte schon tun? Also nahm sie ihr Messer und wollte gerade über die Kröte hinweggreifen, um die Blume abzuschneiden, die sich hinter ihr in einem Riss im Felsen festklammerte, da öffnete die Kröte ihr breites Maul und sagte: »Du wirst doch nicht etwa …?« Aqirea schreckte zusammen und hätte fast ihr Messer fallen gelassen. »Was?«, fragte sie verwirrt. War es wirklich die Kröte, die gesprochen hatte? Diesmal sah sie, wie sich das Krötenmaul bewegte, und die knarrende Stimme erinnerte an ein Quaken: »Du willst doch nicht etwa meine Blume klauen?« »Äh«, sagte Aqirea. »Ist das ein Nein?«, erkundigte sich die Kröte, und ihr rechtes Auge folgte den Bewegungen einer grün schillernden Libelle, die in der Nähe herumschwirrte, während das linke weiterhin Aqirea fixierte. »Äh«, sagte Aqirea noch

einmal. Blitzschnell schoss eine lange Zunge aus dem Krötenmaul, und im nächsten Moment ragten nur noch die Libellenflügel rechts und links aus den Mundwinkeln. Es knirschte vernehmlich, als die Kröte das Insekt tiefer in ihren Schlund zog. Jetzt blieb Aqirea selbst das »Äh« im Hals stecken. Die Kröte schluckte genüsslich und richtete auch das zweite Auge wieder auf Aqirea. »Also was ist jetzt?« »Ent… schuldigung, Frau Kröte …« »Herr Kröte«, unterbrach die Kröte sie. »Warum gehen Leute wie du eigentlich immer davon aus, dass Kröten wie ich grundsätzlich weiblich sind?« Aqirea zuckte nur hilflos mit den Schultern. »Also Entschuldigung, Herr Kröt …«, begann sie noch einmal. »Krö-te!«, korrigierte die Kröte. »Auch als männliche Kröte habe ich ein Anrecht auf einen vollständigen Namen.« »Na…türlich«, stammelte Aqirea. »Ich wollte nicht …« »Was willst du dann?«, unterbrach sie die Kröte und richtete das linke Auge auf eine Fliege. »Also eigentlich …« »Ja?« »Eigentlich wollte ich …« »Ja?« »Ist das deine Blume?« »Ja.« »Dann …« »Ja?« »Dann tut es mir leid, dann bin ich hier wohl falsch.« »Warum glaubst du das?« Die Fliege hatte sich entfernt, die Kröte fixierte Aqirea wieder mit beiden Augen. »Weil ich genau so eine Blume suche …« »Und?« »Und weil ich deine natürlich nicht wegnehmen will.« »Warum nicht?« »Na … weil es doch deine ist.« »Du könntest mich ja mal fragen, ob du sie haben darfst.« »Äh …« »Ja?« »Darf ich diese Blume haben?« »Nein.« Aqirea begann sich zu fragen, ob das andauernde Wassertreten anstrengender war oder das Gespräch mit dieser eigenartigen Kröte. »Außer du gibst mir was dafür.« »Aber …« »Ja?« »Aber ich habe nichts, was ich dir geben könnte.« »Du lügst. Was ist mit den albernen Pflanzen da auf deinem Kopf?« »Die brauche ich noch, die darf ich nicht abgeben.« Sie überlegte kurz. »Vielleicht das Messer?« »Papperlapapp! Kannst du mir sagen, was ich mit einem solchen

Messer soll?« »Dinge zerschneiden?« Diesmal sagte die Kröte nichts, sondern hob demonstrativ den rechten Vorderfuß. Er sah nicht so aus, als könne sie damit ein Messer halten. »Oh«, sagte Aqirea. »Eben«, quakte die Kröte zufrieden und nahm den Fuß wieder herunter. »Du könntest mir ein Gedicht schenken.« »Ein Gedicht? Aber ich kann nicht dichten!« »Hatte ich mir gedacht.« Die Kröte seufzte unzufrieden. Aqirea überlegte fieberhaft. Außer dem Gürtel und ihrem Brusttuch hatte sie nichts dabei, und dafür würde die Kröte kaum mehr Verwendung haben als für ein Messer. »Na dann …« »Ja?« »Dann gehe ich wohl besser und suche woanders nach einer solchen Blume.« »Du könntest mir auch einen Kuss geben.« »Einen …« Jetzt war Aqirea endgültig perplex. Sie erinnerte sich an ein Märchen, in dem ein in eine Kröte verwandelter Zentaurenheld durch einen Kuss erlöst wurde, aber das war doch nur ein Märchen. »Kuss«, wiederholte die Kröte. »Du weißt doch, wie das geht, oder?« »Ja, schon …« Die Kröte schloss die Augen und spitzte ihre Lippen zu einem Kussmund. Aqirea, die der Kröte eine so ausgefeilte Mimik gar nicht zugetraut hatte, wusste nicht, was sie machen sollte. Die dargebotenen Lippen waren alles andere als dazu geeignet, ihr Lust auf einen Kuss zu machen. Aber gab es einen anderen Weg? Sie atmete tief durch, streckte den Kopf weit nach vorn und drückte den Mund auf die feuchtkalten Lippen. Es knallte laut, und Aqirea schreckte so heftig zurück, dass sie im Wasser versank. Als sie prustend nach oben kam, saß anstelle der Kröte eine kleine, zweibeinige Gestalt auf dem Felsen, kaum größer als ein frischgeborenes Fohlen, aber mit dem runzligen Gesicht eines Greises. Es hielt sich den Bauch und gab ein gackerndes Lachen von sich. »Schön«, jubelte es, »so schön! Noch mal!« Es spitzte seine runzligen Lippen und beugte sich vor. »Nein!«, schrie Aqirea, die nun wirklich die Nase vollhatte. »Es reicht!« Sie schlug mit der Hand aufs

Wasser, um ihre Entschlossenheit zu bekräftigen. Das Wesen wischte sich die Freudentränen aus den Augen und strahlte sie an. »Na gut.« »Bekomme ich jetzt die Blume?« »Warum?« Das Männchen sah ernsthaft erstaunt aus. »Ich habe gesagt, dass du mir einen Kuss geben darfst, nicht, dass du danach die Blume haben kannst.« Aqirea klappte zweimal den Mund auf und zu. Sie fragte sich, ob sie einfach zugreifen und die Blume abreißen sollte. Aber dieses Wesen konnte zaubern, also wagte sie es nicht. Das Männchen grinste breiter, als es das Gesicht eigentlich zulassen sollte. »Übrigens, ich habe dich angelogen.« »Das habe ich auch langsam herausgefunden«, antwortete sie patzig. »Das ist nämlich gar nicht meine Blume. Ich sitze nur zufällig hier.« Diesmal tönte sein Lachen noch viel lauter und meckernder, es dröhnte in Aqireas Ohren, und in ihr stieg Mordlust auf. Doch bevor sie etwas unternehmen konnte, gab es einen weiteren Knall, und das Männchen platzte vor lauter Lachen. Dann war da nur noch eine Wolke aus feinen Wassertröpfchen, die sich schnell mit der Gischt des Wasserfalls vermischte. Aber Aqirea glaubte das Lachen noch immer zu hören. Sie brauchte einen Augenblick, bis sie sich von Schrecken und Ärger erholt hatte. Endlich nahm sie das Messer und griff nach dem Blumenstiel. Da fiel ihr auf, dass sich etwas in dem Blütenkelch befand. Sie zog ihn zu sich herunter, um hineinblicken zu können, und sah darin eine winzige Gestalt liegen und selig schlafen. Es war ein Mädchen, von der Gestalt ähnlich wie die Elfe, dabei aber gerade einmal so groß wie Aqireas Zeigefinger, und aus seinem Rücken sprossen blau schillernde Schmetterlingsflügel. Aqirea überlegte, ob das ein weiterer Streich des vermaledeiten Männchens war, aber je länger sie das Mädchen anschaute, desto weniger glaubte sie es. Die kleine Gestalt sah so friedlich aus, ein seliges Lächeln lag auf den winzigen Lippen, und auf einmal wurde Aqirea ganz

warm ums Herz. Der Ärger über die Streiche der Kröte war verflogen. Wenn sie die Blume jetzt abschnitt, würde sie die Kleine wecken. Sie überlegte, ob sie es schaffen würde, das filigrane Wesen aus dem Blütenkelch zu bekommen, ohne seinen Schlaf zu stören, aber so zerbrechlich, wie es wirkte, fürchtete sie, es bei dem Versuch zu verletzen. Sie seufzte, denn sie brachte es nicht übers Herz. So gern wäre sie noch in der Dämmerung zurückgekehrt, aber deswegen konnte sie einem Schmetterlingskind doch nicht sein Bett rauben. »Es wird noch mehr solche Blumen geben«, redete sie sich ein und ließ die Blume behutsam wieder los. Langsam schwamm sie zum Ufer zurück. Sie hatte es fast erreicht, als sie im Wasser direkt vor sich einen großen, schuppigen Leib vorbeigleiten sah. Im ersten Moment hielt sie es für einen dicken Fisch, aber dann begriff sie, dass er dafür viel zu lang war. Was da an ihr vorbeitauchte, musste eine riesige Schlange sein, groß genug, um einen Hasen am Stück zu verschlingen … oder einen Zentauren in die Tiefe zu ziehen. Sie geriet in Panik, versuchte zurückzuweichen, ruderte mit allen vieren und nahm die Hände noch dazu, verlor das Gleichgewicht, versank, schluckte Wasser, merkte, dass sie ihren Blumenkranz verlor, kam wieder hoch, paddelte zur Seite, entdeckte den Kranz nicht, fand Steine unter den Hufen und kletterte stolpernd aus dem Wasser, so schnell sie konnte. Atemlos brachte sie zwei Schritte Abstand zwischen sich und das Ufer und starrte ins Wasser, aber von dem Schlangenleib war nichts mehr zu sehen. Und auch nicht von ihrem Blumenkranz. Sie durfte aber nicht ohne ihn zurückkehren, das hatte Raxillos ihr mehrfach eingeschärft. Was sollte sie tun? Sollte sie etwa in das Wasser zurück und nach dem Kranz suchen, obwohl dort ein Ungeheuer wohnte? Auf einmal war ihr zum Heulen zumute. Sie hatte doch immer gesagt, dass sie noch nicht reif war für diese Prüfung. Warum hatten sie ihr das nicht

geglaubt? Stattdessen stand sie nun hier, hatte den Blumenkranz verloren und damit jede Chance vergeben, die Prüfung zu bestehen. Auf einmal hörte sie ein entferntes Kichern, diesmal aber ganz anders als das quakende Lachen des Männleins. Es war perlend, unbeschwert fröhlich, und mischte sich harmonisch in das Rauschen des Wasserfalls. Dann spürte sie eine zarte Berührung an der Wange, wie einen sanften Kuss, aber als sie zurückschreckte, war niemand da. Ihr Blick fiel auf einen Baum, der am Ufer des Teichs stand … und dort hing an einem Ast ihr Blumenkranz, als hätte sie ihn selbst dort hingehängt. Sie traute der Sache nicht so recht und ging sehr vorsichtig hinüber. Aber als sie den Kranz herunternahm, entdeckte sie, dass er völlig trocken war, als sei er niemals ins Wasser gefallen. Und zwischen den Weißdorn-, Hagebutten- und Schwarzfarnzweigen war ein weiterer Stängel eingeflochten, ein Stängel, der in einer blau leuchtenden Blume endete. Fassungslos starrte sie den Kranz an. Sie blickte zu der Blume auf dem Felsen hinüber, aber die stand dort noch, und immer noch pendelten die Blätter auf und ab, als winkten sie ihr zu. Vorsichtig setzte sie sich den Kranz auf den Kopf, aber als immer noch kein weiterer Knall ertönte, kam sie nach und nach zu dem Schluss, dass das Krötenmännchen ihr anscheinend keinen weiteren Streich mehr spielen wollte.

***

In den Straßen Tie'Shiannas Vor ihnen ragte die innere Stadtmauer auf, ein gewaltiger Bau von über dreißig Metern Höhe, über und über mit Mosaiken bedeckt, die im Sonnenlicht funkelten. Die Bilder erzählten von Urvater Simia, von den längst vergangenen Schlachten gegen die Goldene Horde und von anderen Ereignissen aus Geschichte und Legende. Iscalleon blieb stehen und blickte hinauf. Ganz oben, hinter der Brüstung, war der Kopf eines Geisterkriegers zu sehen, der dort Wache hielt. Diese magisch belebten Metallrüstungen waren schlagkräftige, aber hirnlose Kämpfer, die nur für einfachste Dienste herangezogen werden konnten – wie zum Beispiel das Überwachen der Stadtmauern. »Die Schönheit Tie'Shiannas ist manchmal atemberaubend«, stellte er fest. »Vor allem in friedlichen Zeiten«, sagte Elionai. »Nur leider leben wir nicht in solchen. Die Horde steht vor den Mauern und will uns überrennen, wie sie es schon mit den meisten anderen Städten getan hat.« »Aber es heißt doch, dass Tie'Shianna anders ist als die anderen Städte: die Stadt des Erzes, des zeitlosen und unzerstörbaren Elements.« Sie schaute ihn an und runzelte die Stirn. »Das sagt man, ja. Aber man sagt auch, dass die Bindung der Stadt an dieses Element recht brüchig geworden ist, seit ein Bartmurmler den elementaren Schlüssel gestohlen hat.« Er nickte. »Davon habe ich gehört. Die Legenden erzählen von einem mächtigen Erzgeist, der diese Stadt im Auftrag Orimas erbaut habe. Er soll nicht mehr gesehen worden sein, seit der Schlüssel verschwunden ist.« »Ja, das stimmt. Niamh erzählt manchmal von diesem Geist, der *Alte Meisterin* genannt wird, und von einem Pakt, den Orima mit ihr geschlossen haben soll. Es stimmt zwar nicht ganz, dass sie die ganze Stadt errichtet hat, aber die wichtigsten Bauwerke wohl schon. Es muss für Orima ganz fürchterlich gewesen sein, als der Schlüssel verschwunden ist. Niemand kennt den Wortlaut des Pakts, aber Niamh nimmt

an, dass auch dazugehörte, dass sie den Schlüssel beschützt.« »Das hieße, dass Orima den Pakt gebrochen hat, als sie zugelassen hat, dass er gestohlen wird.« »Ja. Und deswegen hat sich die Alte Meisterin nie wieder gezeigt, weder Orima noch sonst jemandem. Aber ihre schützende Hand hält sie immer noch über die Stadt. Ihre Diener sind jederzeit gern bereit, uns zu helfen, und auch der Schutz vor Wesen von jenseits des Sternenwalls ist ungebrochen.« »Sonst hätte der Krieg sicherlich längst einen anderen Verlauf genommen.« »Auch wenn die Diener der Alten Meisterin nicht in der Lage sind, solche monumentalen Bauwerke wie Orimas Turm oder Fenvariens Palast zu errichten, können sie Beschädigungen an der Stadtmauer und vielen anderen Gebäuden doch recht schnell beseitigen.« Iscalleon nickte. Kurz nach seiner Ankunft in Tie'Shianna hatte er gesehen, wie ein Trollgeschütz einen großen Felsbrocken in die Stadtmauer geschleudert hatte. Aber statt einzustürzen, hatte die Mauer den Stein einfach verschluckt. Er hatte sich damals erklären lassen, dass Oisin der Zaubersänger zuvor einen Erzgeist gebeten hatte, die Mauer zu schützen. »Aber das gelingt offensichtlich nicht immer.« Iscalleon wies auf ein teilweise zerstörtes Haus, das in einer Seitenstraße zu sehen war. »Einen hilfsbereiten Geist zu rufen, ist eine aufwendige und anstrengende Aufgabe. Und manchmal erfolgen die Angriffe schneller, als die Zaubersänger für Reparaturen sorgen können. Sie kümmern sich natürlich immer zuerst um die Außenmauern und die wichtigen Gebäude, also vor allem um das Palastviertel.« Sie deutete auf die innere Mauer. »Wenn du genau hinschaust, siehst du, dass dort das Mosaik nicht ganz so prächtig und leuchtend ist. An dieser Stelle ist ein trollisches Geschoss eingeschlagen, und die Erzgeister haben den Schaden repariert. Aber ihre Fähigkeiten reichen nicht an die der Alten Meisterin heran. Anders gesagt: Mit jeder

Reparatur werden Tie'Shiannas Mauern schwächer.« Sie gingen einige Zeit lang schweigend nebeneinander her, denn Iscalleon musste erst einmal seine Gedanken sortieren. Schließlich nahm er das Gespräch wieder auf. »Wäre es nicht möglich, die Alte Meisterin noch einmal zu rufen und ihr einen neuen Pakt anzubieten? Gerade jetzt könnten wir ihre Hilfe dringender gebrauchen als jemals zuvor.« »Das hat Oisin schon ein paarmal versucht, und er gilt als der mächtigste aller lebenden Zaubersänger. Aber die Meisterin reagiert auf keinen Ruf. Vielleicht ist sie dem gestohlenen Schlüssel gefolgt und bewacht ihn jetzt dort, wo der Bartmurmler ihn hinverschleppt hat.« »Hat denn nie jemand versucht, den Schlüssel zurückzuholen?« »O doch, viele sind ausgezogen. Die meisten sind von Orima ausgesandt worden, andere von der Kirche des Pyr, die es damals noch gab. Aber nur wenige sind zurückgekommen, und keiner von ihnen hatte eine Spur des Diebs gefunden.« »Hast du schon einmal darüber nachgedacht, den Schlüssel zu suchen?« Sie schnaubte amüsiert. »Ich war über fünfundzwanzig Jahre lang unterwegs und bin bis zu den Wilden Elfen im Sala Mandra gekommen. Aber ich war genauso erfolglos wie all die anderen. Dann habe ich vom Untergang Isiriels gehört und bin auf dem kürzesten Weg nach Tie'Shianna zurückgekehrt.« »Rechtzeitig, um dich der Horde des Goldenen entgegenzustellen. Bist du sicher, dass du nicht besser im Sala Mandra geblieben wärst?« Sie schaute ihn prüfend an. »Trotz allem ist mein Platz hier an der Seite meiner Mutter. Ich glaube, dass wir manches von den Wilden Elfen lernen könnten, aber sie sind nicht mein Volk. Lieber sterbe ich hier im Kampf, als den Untergang der Stadt aus der Ferne zu beobachten.« Sie seufzte. »Inzwischen wird die Horde von Tag zu Tag frecher. Es scheint, als würden sie ihren gesamten Nachschub mobilisieren und gegen unsere Mauern schicken. Eine schier endlose Flut …« »Keine Flut ist endlos«,

antwortete er bestimmt. »Wir müssen lange genug durchhalten, irgendwann wird ihnen der Nachschub schon ausgehen. Immerhin haben wir Nurtis Wasser, das unsere Wunden heilt, und die Hilfe der Erzgeister, die die Stadt reparieren.« »Möge Orima deine Worte hören und würdigen. Denn wenn die Angriffe der Feinde immer schneller und heftiger werden, werden Nurtis Wasser und die Elementare irgendwann einfach nicht mehr hinterherkommen.« Sie warf einen demonstrativen Blick zu dem unzulänglich reparierten Mosaik. »Wir müssen auf die Götter vertrauen und dürfen die Hoffnung nicht aufgeben. Trotz allem, was in den letzten Jahrhunderten geschehen ist, bleibt es doch eine Tatsache, dass wir das auserwählte Volk sind. Pyr mag uns verraten haben, aber Nurti hält noch immer ihre Hand über uns. Und auch Orima, wenn sie denn eine Göttin ist. Schließlich steht ihr Turm in dieser Stadt, durch diese Straßen ist sie gewandelt, hier hat sie gelebt und gewirkt.« »Bis sie in ihr Sternenschiff gestiegen ist und Tie'Shianna für immer den Rücken gekehrt hat.« Er schwieg, suchte nach Worten, doch sie kam ihm zuvor: »Bist du wirklich so voller Vertrauen in die Götter?« Er zuckte mit den Schultern. »Auf wen sollten wir vertrauen, wenn nicht auf die Götter? Ich halte nicht viel von dem Geschwätz der Ometheon-Anhänger, die jeden zum Gott erklären wollen, den irgendjemand für einen Gott hält. Seit Simia unsere Vorfahren aus dem Sala Mandra führte, ist unsere Geschichte ein fortdauernder Beweis dafür, dass wir ein auserwähltes Volk sind. *Das* auserwählte Volk.« »Aber seit einigen hundert Jahren geht es ständig bergab mit uns«, widersprach sie. »Angefangen mit der Stadt Ometheon im eisigen Norden …« »… das unterging, als sich seine Bewohner von den Göttern abwandten. Das ist doch genau das, was ich meine. Wenn wir jetzt den Glauben aufgeben, geben wir uns selbst auf.« Einen Augenblick lang schwieg sie und schaute in

die Ferne. »Ich wünschte, ich könnte dir zustimmen. Aber was ist mit den anderen Städten, die inzwischen auch verloren sind? Was ist mit Rankaliretena, was mit Simyala? Dort war die Verehrung der Götter noch stark, und doch sind sie von der Goldenen Horde überrannt worden.« Er setzte zu einer Erwiderung an, aber ihm wollte nichts einfallen, was er hätte sagen können. Sie bemerkte es offensichtlich und legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Niemand weiß, welches Schicksal uns erwartet. Und ich bin mir sicher, dass Orima sehr betrübt wäre, wenn wir uns selbst aufgeben würden. Wir sollten uns nicht auf sie verlassen, sondern kämpfen und zeigen, dass wir das Vertrauen wert sind, das sie in uns gesetzt hat. Wenn wir denn wirklich das auserwählte Volk sind, sollten wir uns auch so verhalten. Verzweiflung wäre der falsche Weg.« Er seufzte und blickte sie an. »Du bist sehr direkt.« »Ich weiß. Und am Hof des Königs wird das nicht sehr geschätzt. Deswegen habe ich es auch aufgegeben, eine Karriere in Fenvariens Umgebung anzustreben. Es ist nicht meine Art, meine Meinung auf Dauer für mich zu behalten.« »Du giltst als unübertroffene Meisterschützin. Weshalb solltest du dich mit Diplomatie und langweiligen Regierungsgeschäften abgeben? Die Legenden rühmen nicht die geschwätzigen Berater der Könige, sondern die großen Helden und Heldinnen.« Sie lachte auf, aber es klang bitter. »Es ist nicht mein Ziel, in den Epen unsterblich zu werden. Ich strebe nicht nach Ruhm.« Iscalleon zögerte, bevor er antwortete: »Und was ist es, wonach du strebst?« »Am liebsten würde ich ein freies und unbekümmertes Leben führen. Mein größter Wunsch ist, dass dieser unglückselige Krieg endlich vorüber ist und wir Elfen in Frieden mit den anderen Völkern leben können. Ich träume davon, wieder unbeschwert durch die Wälder ziehen zu können und nicht jederzeit den Angriff von Trollen, Echsen oder

Schlimmerem fürchten zu müssen.« Jetzt lachte er: »Eine Heldin, und doch so romantisch? Das sind Träume, die du da schilderst, nicht mehr.« Sie zuckte mit den Schultern. »Du hast gefragt, wonach ich strebe. Warum wundert es dich, wenn ich dir meine Träume erzähle?« Sie strich sich mit der Hand durchs Haar. »Als ich bei den Wilden Elfen war, habe ich sehen können, dass sie ihre Umgebung nicht mit Magie unter ihren Willen zwingen, sondern sie überreden. Für sie ist die Musik der Schlüssel zum Verständnis der Welt …« »Und es heißt, sie leben ärmlich und wild, kennen keinen Luxus, wertschätzen die Kunst nicht und meiden den Kontakt mit uns. Es heißt sogar, sie hätten einen eigenen Begriff für unsere Lebensart geprägt: *badoc*. Und sie sollen sogar glauben, dass dieses Badoc ansteckend ist.« »Und wenn sie recht haben? Wenn sich unsere Kultur im Niedergang befindet, weil wir uns zu sehr von unseren Wurzeln entfernt haben?« »Heißen sie denn umsonst *Wilde Elfen*? Du hast gesehen, wie sie leben. Möchtest du wirklich auf all das hier verzichten?« Mit raumgreifender Geste deutete er auf die Gebäude ringsum. »Möchtest du dein Essen in täglicher, mühsamer Arbeit im Wald zusammensammeln oder dein Wildbret selbst ausnehmen und über einem Feuer garen, bis es genießbar ist? Deine Schafe selbst scheren, um in mühsamer Arbeit den Stoff für ein grobes Wollkleid herzustellen?« »Wenn ich die Wahl habe, ein Schaf zu scheren, dafür aber nicht mehr in den Krieg ziehen zu müssen, dann würde ich es wohl tun.« »Das greift zu kurz. Wenn wir uns der Goldenen Horde nicht entgegenstellen, sind auch die Wilden im Sala Mandra auf Dauer nicht sicher. Wir sind es doch, die ihnen ein Leben zwischen Blumen und Bäumen ermöglichen.« Sie seufzte. »Vermutlich hast du recht. Aber ich bin des ewigen Tötens müde. Seit zehn Jahren geht es jetzt so, seit die Unnennbaren in unser Land eingefallen sind. So viele liebe Freunde habe ich verloren …«

Einem plötzlichen Impuls folgend nahm er sie in den Arm und hielt sie einfach nur schweigend fest. Einen Augenblick lang ließ sie es sich gefallen, schmiegte sich sogar in seine Umarmung. Aber dann löste sie sich wieder von ihm. Ihre Blicke trafen sich. »Du bist ein eigenartiges Wesen, Iscalleon«, sagte sie leise. »Anders als die meisten anderen in dieser Stadt.« Er hielt ihrem Blick stand und überlegte verzweifelt, was er antworten sollte. Vermutlich erwartete sie jetzt irgendetwas Geistreiches oder Humorvolles, aber ihm wollte nichts Passendes einfallen. Und dann war der Zauber des Augenblicks auch schon wieder vorbei. »Lass uns noch ein Stück spazieren gehen«, sagte sie und blickte die Straße entlang, als wolle sie prüfen, wer diese kurze Umarmung wohl gesehen haben konnte. Er nickte. »Spazieren gehen. Ich habe schon von der hiesigen Sitte gehört, ziellos durch die Straßen zu lustwandeln. Flanieren nennt man es, glaube ich.« Sie lachte. »Ja, so nennt man es. Aber wir könnten es dazu nutzen, dass du die Stadt etwas besser kennenlernst. Wie wäre es, wenn ich dir ein paar Ecken Tie'Shiannas zeige, die dir vermutlich noch unbekannt sind?« »Warum nicht? Es kann nichts schaden, mich hier ein bisschen besser auszukennen.« Schweigend gingen sie nebeneinander her. Nach kurzer Zeit bog Elionai in ein deutlich weniger prächtiges Stadtviertel ab. Die Häuser waren vergleichsweise niedrig und schmucklos, der Anteil an Kurzlebigen dafür recht hoch. Schon nach wenigen Schritten fiel ihm auf, dass ihnen die Leute, die hier unterwegs waren, misstrauische Blicke zuwarfen. »Hier kommen wohl nicht oft Höflinge vorbei, oder?«, fragte er schließlich. Elionai schüttelte den Kopf. »Niemand, der etwas auf sich hält, betritt diese Gegend – außer er hat einen dringenden Grund. Und das ist meistens etwas, das die Bewohner nicht mögen. Zum Beispiel Dienste einfordern oder Gesetzesverstöße verfolgen.« »Aber das hält dich nicht davon ab, dich hier herumzutreiben.« »Nein.

Allerdings kleide ich mich in der Regel anders. Eher auf eine Weise, die hier nicht ganz so sehr auffällt.« Iscalleon deutete auf die Häuser, an denen sie vorbeigingen: »Dieser Baustil erinnert mich an Ovilliana, wo ich aufgewachsen bin.« »Ovilliana ist von den Unnennbaren zerstört worden, nicht wahr?« Er nickte. »Es waren einfach zu viele. Aber zum Glück konnten sich die meisten Einwohner retten.« Sofort zogen Bilder an seinem geistigen Auge vorbei, Erinnerungen an Leid und Schrecken und ruhmlosen Kampf. Eilig schob er sie beiseite. Sie quälten ihn sowieso schon viel zu oft. Er merkte, dass Elionai ihn erwartungsvoll anblickte, aber als er nichts erzählte, fragte sie auch nicht nach. Sie kamen an einem Straßenzug vorbei, der fast vollständig ausgebrannt war. Von den meisten Häusern existierten nur noch verkohlte Außenmauern, hier und da ragten geschwärzte Dachbalken in die Höhe. Da in den Trümmern Unkraut wucherte, ging Iscalleon davon aus, dass die Zerstörung schon länger zurücklag. »Wie gesagt, zunächst einmal werden die wichtigen Häuser aufgebaut«, sagte Elionai. »Diese hier zählen nicht dazu.« Iscalleon begann sich zu fragen, ob Elionai ihn hierhergeführt hatte, um ihm diese Ruinen zu zeigen. Er schaute zu ihr hinüber und bemerkte, dass sie ihn genau beobachtete. »Wenn in den Debattierrunden gesagt wird, dass wir das auserwählte Volk sind, dann meinen die Redner sich selbst –nicht ihre Diener, nicht diejenigen, die im Schweiße ihres Angesichts dafür sorgen müssen, dass alles immer adrett und hübsch ist und das Essen so serviert wird, wie sie es gern genießen.« »Zweifelst du an Fenvarien?«, fragte er. »Ich glaube, dass Fenvarien gar nicht weiß, was in seinem Reich vorgeht. Er hat viele Probleme, und er vertraut auf seine Ratgeber. Ich glaube aber, dass sie das eigentliche Problem sind: die Ratgeber, denn die sehen nur sich. So etwas hier«, sie deutete auf die Ruinen, »nehmen sie nicht wahr, weil sie es nicht wahrnehmen

wollen.« »Du meinst solche Leute wie Thominion oder Corrthin?« »Ja. Solange sie sich die Köpfe über ihre Philosophien heißreden können, sind sie zufrieden. Ich glaube, sie würden sogar weiterdiskutieren, wenn eine Horde Trolle neben ihnen stünde.« »Du hast keine gute Meinung von ihnen«, stellte er fest. Er wusste nicht genau, wie er reagieren sollte. Unterzog sie ihn irgendeiner Prüfung? Hätte er jetzt widersprechen sollen? Sie war eine Tochter Niamhs, gehörte zu den angesehensten Mitgliedern der elfischen Gesellschaft. Wieso sprach sie so kritisch über Fenvariens Berater? Andererseits war sie eine Sternenträgerin. Und die Erzählungen über diese Auserwählten erwähnten manches Mal, dass sie sehr eigenwillig waren und unüblichen Wegen folgten. Wieder einmal wurde ihm bewusst, wie wenig er sich damit auskannte, wie man sich bei Hofe verhielt. Er war es gewöhnt, direkt zu sein. Und er konnte nicht einschätzen, ob Elionai meinte, was sie sagte. Aber er wollte sich nicht die Blöße geben, sie zu fragen. Schweigend gingen sie weiter, anscheinend erwartete sie keine Stellungnahme von ihm. Nach einem kurzen Stück mündete die Straße auf einen Platz. Er wurde von einem großen Springbrunnen dominiert, vor dem sich ein Auflauf gebildet hatte: Mehrere Dutzend Elfen, aber auch einige Menschen und Faune lauschten einer Elfe, die von der Umrandung des Brunnens herab eine Ansprache hielt. Elionai blieb stehen und runzelte die Stirn. »Das ist ungewöhnlich«, sagte sie. »So etwas habe ich hier noch nie gesehen.« »Kennst du sie?«, erkundigte er sich und deutete auf die Sprecherin. Sie trug für elfische Verhältnisse recht einfache Kleidung, ihr Gesicht war verhärmt. Elionai zuckte mit den Schultern. »Sie kommt mir zwar bekannt vor, aber ich weiß nicht, woher. Ein wichtiges Amt kann sie nicht innehaben, daran würde ich mich erinnern. Lass uns ein paar Schritte näher rangehen. Ich möchte wissen, was sie da

erzählt.« »Jawohl, mit meinen eigenen Augen habe ich es gesehen«, verkündete die Rednerin gerade. »Und das, obwohl sie versuchen, es mit allen Mitteln geheim zu halten. Tag für Tag wenden die Nurti- Priester ihre stärksten Heilzauber an, und dennoch ist es Tag für Tag das Gleiche. Es ist Zeit, der Wahrheit ins Auge zu blicken. Wenn der König krank ist, ist das Land krank. Und es ist nicht zu übersehen, wie das Reich dahinsiecht. Darum sage ich es noch einmal: Wir brauchen einen gesunden Hochkönig! Wir brauchen einen Hochkönig, der uns stärkt, und nicht einen, der uns aussaugt wie ein Vampir! Erst dann können wir uns Hoffnung auf den Sieg machen, erst dann dürfen wir auf eine blühende Zukunft Tie'Shiannas vertrauen!« Die Zuhörer brachen in aufgeregtes Gemurmel und Getuschel aus. Elionai und Iscalleon warfen sich ungläubige Blicke zu. »Habe ich richtig gehört?«, zischte Iscalleon. »Ich fürchte schon«, antwortete Elionai. Sie gingen noch ein paar Schritte näher. »Sprich, gute Frau«, erhob Iscalleon seine Stimme. »Du behauptest, Hochkönig Fenvarien litte unter einer Krankheit?« »Ja, das tue ich«, erwiderte die Elfe selbstbewusst. »Unter einer schweren Krankheit.« »Ich hatte gestern Abend die Ehre, an einem Bad mit Fenvarien teilzunehmen. Ich habe keinerlei Hinweise auf irgendeine Krankheit gesehen. Wer bist du, dass du dir deiner Sache so sicher bist?« Die Rednerin lächelte spöttisch. »Ein Bad im Nurti-Tempel? Welch Zufall!« Sie wandte sich wieder ans Publikum: »Seht ihr, wie einfach sie es sich machen? Fenvarien zeigt sich unbekleidet und makellos – direkt nachdem er sich den Behandlungen der Priesterinnen unterzogen hat. So täuschen sie selbst diejenigen, die sich in seiner direkten Umgebung bewegen. Ich aber«, jetzt sprach sie Iscalleon direkt an, »ich bin Eloisia, eine Dienerin im Palast des Hochkönigs. Und ich sehe, wie er aussieht, wenn er morgens aus dem Bett steigt. Blass ist er, als habe er Zerzal persönlich

gesehen, mit blutunterlaufenen Augen. Er spuckt Blut und Galle und hustet wie ein sterbender Troll, und er kann sich kaum aufrecht halten.« »Und wenig später sieht man nichts mehr von all diesem Elend? Das wäre eine allzu famose Illusion!«, spottete Iscalleon. Er stellte fest, dass das Publikum seinen Einwänden sehr aufmerksam lauschte, offensichtlich hatte Eloisia es noch nicht überzeugt. Aber sie ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »O ja, so eine Illusion wäre famos. Aber auch zu leicht zu durchschauen. Wenn du dem Hochkönig so nahestehst, dass du zum Bad geladen wirst, könnte dir aufgefallen sein, dass ihn seit einiger Zeit an jedem Morgen Hohepriesterin Bloddveddis persönlich aufsucht. Dabei ist sie nicht dafür bekannt, sich mit ihm über die Einzelheiten seiner Kriegsführung zu unterhalten. Wenn also nicht zur Beratung, weswegen sucht sie ihn so häufig auf?« »Och, ich hätte da schon eine Idee!«, rief ein Faun dazwischen und bewegte sein Becken in einer eindeutigen Bewegung vor und zurück. Gelächter quittierte seine Anmerkung. »Aber warum sollte er so etwas verheimlichen?«, ging Eloisia auf den Zwischenruf ein. »Bisher hat er keine seiner zahlreichen Liebschaften verheimlicht! Nein, mein guter Freund, selbst wenn seine Manneskraft immer erst nach Tagesanbruch erwachen würde, müsste und würde er kein Geheimnis daraus machen. Die Lösung ist viel einfacher: Nur Bloddveddis kann ihn von dem Husten befreien. Und sie muss es jeden Tag aufs Neue tun.« »Und wozu der ganze Mummenschanz? Warum sollte der Hochkönig uns alle belügen wollen?«, fragte ein Elf mit feuerrotem Haar. »Das liegt doch auf der Hand«, antwortete Eloisia. »Wenn seine Krankheit bekannt würde, würde man ihn absetzen.« »Und Tie'Shianna wäre kopflos … und kopflos würde es sofort überrannt werden«, warf Iscalleon ein. »Das ist es, was sie euch glauben machen wollen«, höhnte Eloisia. »Aber in Wirklichkeit ist kein König

besser als ein siecher König. So haben es die Alten uns gelehrt: Der König verkörpert das Land. Ist es nicht so? Wurde dir das etwa nicht beigebracht?« Iscalleon zögerte, fand keine passende Erwiderung. In diesem Augenblick mischte sich Elionai ein. »Selbst wenn deine Behauptung stimmen sollte und Fenvarien krank ist – und das erscheint mir alles andere als überzeugend –, selbst dann richtest du hier mehr Schaden an, als du ahnst. Was die Alten uns lehrten, dürfen wir nicht wörtlich nehmen. Natürlich sagte auch Orima, dass das Land nur gedeihen kann, wenn es einen kräftigen König hat. Aber diese mystische Verbindung, die du in ihre Worte hineindichtest, ist völlig aus der Luft gegriffen.« »Oh, da solltest du aber die Lehren der Orima-Kirche genauer studieren, die sagen da etwas ganz anderes …« »Geisterkrieger!«, rief plötzlich irgendjemand dazwischen. Unruhe brach aus. »Sie wollen dich holen und mundtot machen!«, rief der rothaarige Elf zu Eloisia hinüber. »Ja, so gehen sie mit denen um, die unbequeme Wahrheiten aussprechen«, antwortete die Elfe unbeeindruckt. »Lauf weg, versteck dich!« »Nein, das werde ich nicht tun. Alle Welt soll sehen, wie sie mit jemandem umgehen, der die Wahrheit verkündet. Und ich verspreche euch, ich werde wiederkommen.« In diesem Augenblick kam aus einer Seitengasse eine Elfe mit einem Gefolge aus sechs Geisterkriegern auf den Platz marschiert. Sie trug die blaue Schärpe der Stadtwache. Das Publikum spritzte auseinander, verschwand in Windeseile in den Gassen und Hauseingängen. Zurück blieben nur Eloisia, die immer noch auf dem Brunnenrand stand, Iscalleon und Elionai. »Das ging schnell«, wandte sich Eloisia spöttisch an Iscalleon. »Hast du sie gerufen?« »Ich? Nein!« Iscalleon schüttelte den Kopf. Die Wachfrau baute sich vor dem Brunnen auf. »Du bist Eloisia? Komm am besten freiwillig mit, ich will keine Gewalt anwenden.« Die Angesprochene schaute auf die sechs belebten

Rüstungen hinunter. »Keine Gewalt? Du klingst nicht sehr überzeugend.« Sie sprach weiterhin sehr laut, damit all jene sie gut hören konnten, die noch in der Nähe waren und aus der Deckung heraus beobachteten, was geschah. »Und wenn ich nun flüchte? Mich in den Häusern verberge? Werdet ihr dann nach mir suchen, alle Türen einschlagen, die euch nicht schnell genug aufgetan werden? Unschuldige verprügeln, damit sie verraten, wo ich mich versteckt habe?« Die Anführerin wusste nicht, was sie erwidern sollte, und wiederholte einfach noch einmal: »Ich will keine Gewalt anwenden.« Sie blickte kurz zu Boden und ergänzte, gerade laut genug, dass man es nur in der direkten Umgebung verstehen konnte: »Aber du wirst es nicht bis zur nächsten Tür schaffen.« Eloisia schaute ihr in die Augen. Dann nickte sie. »Ich komme mit.« Sie kletterte vom Brunnenrand und wurde augenblicklich von den Geisterkriegern umringt. Zwischen den hünenhaften Metallrüstungen sah sie zart und zerbrechlich aus. »Und wer seid ihr?«, wandte sich die Gardistin an Iscalleon und Elionai. »Mein Name ist Iscalleon, ich gehöre der Fliegenden Garde an. Wir sind zufällig vorbeigekommen und haben uns angehört, was Eloisia zu sagen hat.« »Zufällig vorbeigekommen«, wiederholte die Frau, und ihrer Miene war zu entnehmen, dass sie nicht glaubte, dass höherrangige Personen zufällig in einer solchen Gegend unterwegs waren. »Willst du das Wort eines Hippogriffenreiters in Frage stellen?«, erkundigte sich Elionai und legte alle Schärfe einer befehlsgewohnten Anführerin in ihre Stimme. Die Gardistin riss die Augen auf, anscheinend erkannte sie sie erst jetzt als Niamhs Tochter. Iscalleon vermutete, dass die Schattenkleidung dazu beigetragen hatte, dass sie Elionai bisher nicht genauer gemustert hatte. »Nein, keineswegs. Verzeih meine törichte Nachfrage.« Sie nickte zum Gruß und gab den Geisterkriegern das Signal zum Abrücken. Eloisia warf Iscalleon und Elionai

noch einen letzten Blick zu, während sie abgeführt wurde. Die beiden schauten der seltsamen Prozession schweigend hinterher. Erst als sie längst hinter der nächsten Biegung verschwunden war, fand Iscalleon seine Sprache wieder: »Glaubst du, dass sie die Wahrheit sagt?« Elionai zögerte, bevor sie antwortete: »Ich weiß es nicht. Es ist nicht das erste Mal, dass ich von einer solchen Krankheit höre. Und ich kann nicht beschwören, dass es nur ein böswilliges Gerücht ist. Aber ich halte nichts davon, Fenvariens Gesundheit in direkte Verbindung mit dem Wohlergehen des Elfenvolks zu bringen.« »Weil er eben nur ein sterblicher Elf ist und kein göttliches Wesen?« »Genau.« »Aber es heißt doch, dass diese Verbindung eine Folge seines Amtes ist. Deswegen wird ja auch alle sieben Jahre das Königsfest zelebriert. Es wird immer gesagt, dass es dazu dient, die Fähigkeiten des Königs zu beweisen. Eben damit er das Land weiterhin regieren kann.« »Alte Rituale dienen dazu, das Volk zu beruhigen. Wie ich schon sagte: Fenvarien muss dafür sorgen, dass sein Ruf so bleibt, wie er ist. Ich weiß nicht, seit wann das Königsfest gefeiert wird, aber es würde mich nicht wundern, wenn er selbst es initiiert hat. Das ist Propaganda, keine Mystik.« Iscalleon schaute sie lange nachdenklich an. Auch ihre Worte konnten als aufrührerisch gewertet werden. Warum vertraute sie ihm das alles an? Suchte sie jemanden, der ihre Meinung vorbehaltlos teilte, und hoffte, in dem Tölpel aus der Provinz so jemanden zu finden? Dann würde er sie enttäuschen müssen, denn so fremd ihm das Benehmen der Höflinge auch war, er weigerte sich, an der Autorität Hochkönig Fenvariens zu zweifeln. Schweigend verließen sie den Platz. Kaum waren sie in eine Straße eingebogen, als aus den Schatten zwischen zwei Gebäuden eine Gestalt an sie herantrat. Iscalleon legte im Reflex die Hand an den Griff seines Säbels, bis er den Mann erkannte, der dort vor ihnen stand: Es war Oisin, der Zaubersänger.

»Treibst du dich mal wieder in den finsteren Gegenden Tie'Shiannas herum, Elionai?«, fragte Oisin. Iscalleon bemerkte erstaunt, dass sein Tonfall freundschaftlich klang. »Du wirst es mir nicht abgewöhnen, Oisin«, antwortete Elionai schnippisch. »Vor allem nicht, weil du es selbst mindestens so häufig tust wie ich.« Oisin schmunzelte. »Dann werde ich heute ausnahmsweise nicht mit dir darüber diskutieren, was ich davon halte. Schließlich will ich deinen Begleiter nicht langweilen. Aber wir finden bestimmt bald wieder eine Gelegenheit für diese Unterhaltung.« Auch Elionai schmunzelte und deutete auf Iscalleon. »Das ist übrigens Iscalleon, er ist gerade zum Hippogriffenreiter ernannt worden.« Oisin nickte ihm zu. »Sei willkommen, Iscalleon. Du hast heute früh im Nurti-Tempel viel Aufmerksamkeit auf dich gezogen.« Iscalleon verneigte sich steif. »Es ehrt mich, dich persönlich kennenzulernen, Oisin. Dein Ruf …« Oisin winkte ab. »Lass die Förmlichkeiten. Wir sind hier bei keinem offiziellen Empfang.« Er wandte sich wieder an Elionai. »Ihr habt mit angehört, was diese unselige Eloisia eben erzählt hat, nicht wahr?« Elionai blickte ihn scharf an. »Warst du es, der die Wache gerufen hat?« »Unsere Stadt kann zurzeit keine solche Unruhe gebrauchen. Es gibt Leute, die das nicht verstehen wollen. Die Bedrohung durch die Goldene Horde ist größer, als viele glauben wollen, und sie wird von Tag zu Tag größer. Wenn es jetzt auch noch innerhalb der Stadtmauern zu Auseinandersetzungen kommt, ist es schlecht um uns bestellt.« »Also widersprichst du ihrer Aussage …« Oisin blickte die Straße auf und ab, als wolle er sich versichern, dass niemand lauschte. »Stell keine Fragen, deren Antwort du nicht hören willst.« »Überlass es gefälligst mir zu entscheiden, welche Antworten ich hören will«, erwiderte Elionai patzig. Iscalleon zuckte unter der Schärfe ihrer Stimme zusammen, aber Oisin seufzte nur, als sei er ihre Dickköpfigkeit gewöhnt. »Mag

sein, dass du auf die Antworten vorbereitet bist, Elionai. Aber bist du dir sicher, dass sich auch dein Begleiter Iscalleon reif dafür fühlt?« Sie schaute zu ihm herüber. Iscalleon versuchte zu begreifen, was Oisin gerade angedeutet hatte. Sollte Eloisias Behauptung etwa doch wahr sein? Aber auch von dem Zaubersänger musste er sich nicht wie ahnungsloser Provinzelf behandeln lassen. »Edler Herr, ich mag ein einfacher Krieger aus einem unbedeutenden Städtchen sein, der nicht viel von höfischem Benehmen versteht. So habe ich niemals gelernt, Gefechte mit dem Wort statt der Klinge auszufechten und Intrigen zu spinnen, um meine Ziele zu erreichen. Aber vielleicht gereicht mir gerade das zum Vorteil. Denn ich liebe das direkte Wort, die klare Aussage. Also sag, was du zu sagen hast.« Oisin schaute ihn prüfend an, dann nickte er. »Ich hoffe, du weißt, wie mutig deine Worte sind.« Er wandte sich um. »Lasst uns wenigstens weitergehen. Dieser Ort ist vielleicht nicht der beste für eine solche Unterhaltung, nachdem hier gerade eine Aufwieglerin festgenommen wurde.« Sie folgten ihm, wobei Iscalleon Elionai einen besorgten Blick zuwarf. Er ahnte, dass ihm nicht gefallen würde, was er jetzt zu hören bekam. Oisin sprach leise, gerade laut genug, dass die beiden ihn verstehen konnten. »Fenvarien ist schwer krank, ja. Die besten Heiler der Stadt sind ratlos. Tag für Tag wird er geheilt und wirkt vollkommen genesen, aber am nächsten Morgen ist sein Zustand wie zuvor. Eigentlich wäre das alles nur durch finstere Zauberei oder das Wirken von Wesenheiten von jenseits der Sterne zu erklären, aber es gibt keine Hinweise, die für eine dieser Möglichkeiten sprechen.« »Und warum wird daraus ein solches Geheimnis gemacht?«, hakte Iscalleon nach. »Welche Folgen hätte es wohl, wenn die Krankheit bekannt würde?«, fragte Oisin zurück. »Fenvarien ist der Hochkönig, und solange der Hochkönig kräftig und gesund ist, ist es auch das Land. Aber

ein schwacher, schwer kranker König bedeutet ein schwaches und leicht zu besiegendes Land. Wenn seine Krankheit bekannt wäre, würde das Volk unweigerlich nach einem neuen König verlangen. Und dann würde ein Kampf um die Nachfolge entbrennen, ungeachtet des Feindes vor den Stadtmauern. Der Goldene hätte leichtes Spiel.« »Aber nur, solange das Volk glaubt, das Wohl der Elfen Tie'Shiannas hinge direkt mit Fenvariens Gesundheit zusammen«, stellte Elionai fest und erntete einen schwer zu deutenden Blick Oisins. »Dieser Zusammenhang ist fest im Volksglauben verankert. Wie willst du das auf einmal ändern?«, fragte er. »Die Wahrheit siegt«, sagte Elionai. »Wenn nur deutlich genug gesagt wird, dass es sich hier um einen alten Aberglauben handelt, wird das schon verstanden werden.« Oisin schnaubte. »Du hast richtig entschieden, als du dich von der Politik abgewendet und deine Bestimmung im Kampf gesucht hast. Mit Ehrlichkeit und Wahrheit kommst du nicht weit in dieser Welt. Nicht die Wahrheit siegt – die Behauptung des Siegers wird zur Wahrheit.« »Hältst du das Volk für so dumm? Glaubst du, es würde an seinem Aberglauben festhalten, wenn man ihm die Wahrheit sagt?« »Das Volk glaubt, was es glauben will. Gerade in einer Zeit wie heute verspricht es Sicherheit, wenn man glaubt, der eigene König sei eine göttliche oder von Göttern erwählte Person. Und was kann besser beweisen, dass es so ist, als eine mystische Verbindung zwischen ihm und dem Wohlergehen des Landes?« Elionai runzelte die Stirn. »Aber solche Hoffnungen werden doch nicht jede Vernunft betäuben! Verachtest du unser Volk wirklich so sehr, dass du das glaubst?« Hilfesuchend blickte sie zu Iscalleon, aber der fühlte sich von dem Gesprächsverlauf vollkommen überfordert. Oisin war der weiseste Zaubersänger, von dem er jemals gehört hatte. Sein Name wurde in einem Atemzug mit solch legendären Gestalten

wie Fenvarien und Niamh genannt. Was er jetzt über die Elfen sagte, passte nicht in das Bild, das Iscalleon von ihm hatte. »Ich liebe unser Volk«, sagte Oisin sanft. »Und ich wünschte manchmal, es würde sich anders verhalten. Aber es ist, wie es ist, das habe ich im Verlauf der letzten Jahrhunderte einsehen müssen.« »Nehmen wir einmal an, du hättest recht«, lenkte sie ein. »Du kanntest Orima noch persönlich, bevor sie entrückt wurde. Meinst du, sie würde es zulassen, dass sich unser Volk in kleinlichem Zwist zerfleischt, während der Feind vor den Toren steht?« Er seufzte. »Nein, die Orima, die ich kannte, würde das nicht zulassen. Aber Orima weilt nicht mehr unter uns. Sage mir, würde Orima zulassen, dass alle anderen elementaren Städte von der Goldenen Horde überrannt wurden? Würde Orima zulassen, dass Fenvarien erkrankt? Wir sollten langsam einsehen, dass Orima entweder inzwischen andere Interessen verfolgt oder aber machtlos ist. Jedenfalls dürfen wir von ihrer Seite keine Hilfe erhoffen. Und einmal ganz davon abgesehen: Wenn du eine solche Verfechterin der Wahrheit bist, warum willst du dann unbedingt den Zusammenhang zwischen König und Land verleugnen?« »Weil es ihn nicht gibt«, antwortete sie, ohne nachzudenken. Dann erschauerte sie, als liefe es ihr kalt den Rücken hinunter. »Weil es ihn nicht geben *kann*«, fügte sie leise hinzu. »Es gibt keinen Grund, warum es nicht sein kann«, erwiderte Oisin trocken. »Warum glaubst du, dass Orima von dort, wo sie jetzt ist – wo auch immer das sein mag –, für unser Wohlergehen sorgt, willst aber nicht glauben, dass das Amt des Königs mehr ist als nur ein Amt?« »Und was ist mit den anderen Göttern?«, fragte sie angriffslustig. »Willst du etwa auch behaupten, dass Nurti das alles geschehen lässt? Oder Zerzal?« Freudlos lachte Oisin auf. »Zerzal hat die Stadt mit ausreichend Segen bedacht, findest du nicht? Und ohne Nurtis Hilfe wäre Fenvarien vermutlich längst tot.« Er wurde von einem lauten

Hornsignal unterbrochen, einem Klang, vor dem sich die meisten Bewohner der Stadt fürchteten, der aber immer öfter ertönte. Die drei blickten einander an. »Ein Angriff«, stellte Iscalleon überflüssigerweise fest. Im nächsten Moment flog etwas hoch über ihnen durch die Luft, das wie ein großer Korb aussah. »Sie schleudern wieder giftiges Getier in die Stadt«, sagte Elionai. »Wir sollten hingehen und schauen, ob wir gebraucht werden.« »Aber du hast gar keine Waffe!«, widersprach Iscalleon. Als Antwort zog sie einen langen, schmalen Dolch aus ihrem Ärmel. »Ich gehe schon lange nicht mehr unbewaffnet aus dem Haus«, erwiderte sie und lächelte grimmig. **Übers Wasser** *Fenvariens Palast* »Schaut einmal an, Herrin, wer dort steht!« Tibolo deutete auf Iscalleon, der sich auf eine Fensterbrüstung lehnte und in die Ferne blickte. Er hatte die Stimme des Fauns offensichtlich gehört, denn er drehte sich um. Als er Elionai sah, breitete sich ein Lächeln über sein Gesicht. »Was machst du denn hier?« Er trug seine dunkle Rüstung, als sei er auf dem Weg in eine Schlacht. »Das könnte ich genauso fragen.« Sie musste sich eingestehen, dass es schön war, ihn wiederzusehen. Obwohl sie ihn erst seit gestern kannte, hatte sie das Gefühl, in ihm einen Seelenverwandten gefunden zu haben. Zumindest hoffte sie es. »Rinasto hat mich herbestellt. Anscheinend ist er mit der Untersuchung des Vorfalls im Nurti-Tempel betraut.« Iscalleon nickte. »Deswegen hat er mich auch herholen lassen. Dabei wurde gerade eben die Fliegende Garde zusammengerufen. Aber Rinasto hat seine Autorität spielen lassen, dass ich zuerst hierherkomme. Als sei dieses Gespräch so wichtig.« Er blickte wieder nach draußen, als könne er am Himmel irgendwo seine Kameraden sehen, wie sie auf ihren Hippogriffen ins nächste Gefecht ritten. »Merkwürdig, dass er das mit solcher Dringlichkeit behandelt. Aber ich vermute, dass wir nicht lange brauchen werden, schließlich haben wir ja nicht

viel gesehen.« Sie hauchte ihm einen Begrüßungskuss auf die Wange, den er erwiderte. »Und was macht der Faun hier?« Er deutete mit dem Daumen auf Tibolo. »Oh, sicherlich ist Euch mein Name entfallen. Tibolo heiße ich«, meldete sich dieser von hinten, bevor Elionai etwas sagen konnte. Sie schmunzelte. Seine vorlaute und respektlose Art war einer der Gründe, warum sie ihn mochte. Vielleicht, weil sie selbst es nicht wagte, sich so zu verhalten. »Er steht mir von Zeit zu Zeit als Leibdiener zur Verfügung. Eigentlich steht er in Lariels Diensten, aber weil er ein wirklich helles Köpfchen ist, habe ich Lariel überredet, ihn mir manchmal auszuleihen.« »Ein wirklich helles Köpfchen.« Iscalleon wirkte nicht so, als könne er sich vorstellen, dass diese Bezeichnung auf irgendeinen Kurzlebigen zutraf. Diese Erkenntnis versetzte ihr einen kleinen Stich – anscheinend waren sie doch nicht so seelenverwandt. Hinter seinem Rücken grinste Tibolo ihr zu, denn er hatte wie immer sein stilles Vergnügen daran, dass er unterschätzt wurde. »Ich dachte, in der Provinz hättest du mit Kurzlebigen genug zu tun gehabt, um festzustellen, dass sie nicht alle tumb und dumm sind«, sagte sie, und es gelang ihr nicht, die Schärfe aus ihrer Stimme zu verbannen. Er zuckte mit den Schultern. »In Ovilliana gab es deutlich weniger Kurzlebige als hier in Tie'Shianna. Diejenigen, die ich erlebt habe, waren Bauern und Händler, die uns ihre minderwertigen Waren andrehen wollten. Aber selbst mit denen hatte ich nicht viel zu tun.« »Verstehe«, sagte sie. »Ich bin immer davon ausgegangen, dass man dort mehr Kontakt mit den Bewohnern der Umgebung hat.« Er schüttelte den Kopf. »Nein, wir halten uns eher fern. Es sind Dienerrassen, und nicht alle sind dankbar für die Segnungen, die wir ihnen gebracht haben.« Diesmal war Tibolos Blick gar nicht mehr amüsiert, sondern sprach eher von Verachtung. Aber auch das sah Iscalleon nicht. »Du kennst sie also nicht, bist aber überzeugt, dass sie nicht

sonderlich klug sind. Weißt du, wie man so etwas nennt? Ein Vorurteil.« Jetzt schaute er sie verblüfft an. »Du klingst irgendwie, als hätte ich dich beleidigt …« »Nicht beleidigt – enttäuscht«, antwortete sie. »Ich hatte gehofft, dass du dich nicht von dem Geschwätz beeindrucken lässt, das man überall hören kann. Aber das ist wohl zu viel verlangt.« Sein Blick wurde hart. »Zu viel verlangt von einem Trampel aus der Provinz?« Sie zuckte mit den Achseln. »Zu viel verlangt von dir – warum auch immer.« In diesem Augenblick öffnete sich die Tür, neben der sie standen. Eine Elfe in der Robe der Leibgarde Fenvariens kam heraus und nickte ihnen zu. Elionai war dankbar für die Unterbrechung, sie verspürte keinerlei Lust, diese Unterhaltung noch weiterzuführen. »Elionai? Iscalleon? Bitte kommt herein!« Die Elfe trat zur Seite. Der Saal war groß und vom Sonnenlicht hell erleuchtet, das durch dünn geschliffene Kristallscheiben hereinfiel und bunte Muster auf Boden und Wände zeichnete. An der hinteren Wand erhob sich eine überlebensgroße Orima-Statue in der klassischen Pose: mit verbundenen Augen, einem Schwert und einem Füllhorn. Davor war ein Tisch aufgebaut, an dem drei Personen saßen: in der Mitte Rinasto, der ranghöchste Richter in Tie'Shianna. Er war klein für einen Elf, das schwarzblau schimmernde Haar hatte er zu einem strengen Zopf geflochten, seine amethystfarbenen Augen blickten durchdringend und misstrauisch. Zu seiner Rechten saß Mydharella, seine engste Vertraute und Spezialistin für Rechtsgeschichte. Sie war fast so klein wie er, hatte aber ein freundliches, rundliches Gesicht mit einer breiten Nase und hellbraun leuchtenden Augen. Den Platz zu Rinastos Linken hatte Thominion eingenommen, und Elionai entging nicht, dass er Iscalleon einen triumphierenden Blick zuwarf. Mit einem Mal befürchtete sie Schlimmes. Die Elfe, die sie hereingebeten hatte, wies ihnen Stühle auf der diesseitigen Seite des Tisches zu.

»Möge Orima uns erleuchten«, eröffnete Rinasto das Gespräch, nachdem sie sich gesetzt hatten. Tibolo war auch in hereingekommen und stand nun mucksmäuschenstill in der Nähe des Eingangs. Immerhin wurde es Elionai nicht verwehrt, ihren Leibdiener mitzubringen. Das entschärfte den ersten Eindruck ein wenig, dass sie wie Angeklagte behandelt wurden. »Am gestrigen Tage ist es im Nurti-Tempel zu einem geheimnisvollen Vorfall gekommen, dessen Aufklärung mir angetragen wurde. Ihr wart Zeugen dieses Vorfalls und sogar aktiv darin verwickelt.« »Nun ja«, meldete sich Iscalleon. »Aktiv verwickelt klingt gerade so, als seien wir Auslöser des Vorfalls gewesen, und das waren wir nun wirklich nicht. Wir haben nur für seine Beendigung gesorgt.« Elionai hätte ihm gern irgendein Zeichen gegeben, um ihn zum Schweigen zu bringen. Es war nur allzu offensichtlich, dass er mit den Gepflogenheiten einer solchen Befragung nicht vertraut war und nicht wusste, dass er nur sprechen durfte, wenn er gefragt wurde. Aber ihr fiel keine Möglichkeit ihn, ihn jetzt noch aufzuklären, ohne ihn noch mehr als Deppen dastehen zu lassen. Rinasto blickte Iscalleon mit seinen durchdringenden Augen an, und es wirkte, als würde er nur allzu aufmerksam zuhören. Thominion hingegen schmunzelte, offenkundig freute es ihn, dass sich Iscalleon schon mit seinen ersten Worten als Provinzler entpuppte. »Für seine Beendigung«, wiederholte Rinasto. »Nun gut. Davon unabhängig bitte ich euch, mir in allen Einzelheiten zu schildern, was ihr beobachtet habt.« Er schaute Elionai an, denn als die Ranghöhere wurde sie zuerst gehört. Also schilderte sie so exakt wie möglich, wie sie das Auftauchen der Spinne erlebt hatte. Als sie berichtete, wie die Spinne im Becken versunken war, unterbrach Rinasto ihre Erzählung und wandte sich an Iscalleon: »Stimmst du mit dem Gehörten überein?« Thominion beugte sich weit nach vorn, als wolle er sichergehen, keines von

Iscalleons Worten zu verpassen. Iscalleon nickte. »Als einzige Ergänzung kann ich Odotheïon nennen, der die Spinne mit einem Zauber töten wollte, aber das Gegenteil bewirkt hat. Das hat mir zumindest klargemacht, dass dieser Weg wirkungslos ist.« »Eine wenig durchdachte Handlung eines Kriegers, ja«, merkte Rinasto beiläufig an. »Wenn ich richtig informiert bin, Iscalleon, bist du in Ovilliana aufgewachsen.« »Das ist richtig.« »Und ist es auch richtig, dass Ovilliana vor einem halben Jahr zerstört wurde?« Iscalleon nickte. »Von Unnennbaren überrannt, heißt es. Unter großen Verlusten aufgegeben und dann völlig zerstört.« »In Anbetracht der großen Übermacht und der Gnadenlosigkeit der schuppigen Brut waren die Verluste recht gering«, erwiderte Iscalleon gereizt. »Gering, aha«, echote Rinasto. »Und was für eine Aufgabe hattest du in Ovilliana?« »Ich war in Viveanas Garde.« »Aha. Also direkt der Königin unterstellt und damit verantwortlich für die Abwehr von Feinden, nicht wahr?« Ohne Iscalleon Gelegenheit zu einer Antwort zu geben, sprach er weiter. »Wie kommt es dann aber, dass du aus der Stadt geflohen bist? Warum hast du nicht an Viveanas Seite auf den Mauern Ovillianas ausgeharrt?« »Das hätte ich gern getan, aber Viveana hat mir den ausdrücklichen Befehl gegeben, für das Entkommen der Bewohner zu sorgen und sie wohlbehalten bis nach Catalireminas zu bringen«, erwiderte Iscalleon steif. »Eine Aufgabe für einen wahren Feigling, will ich meinen«, warf Thominion genussvoll ein. »Während die Gefährten unter den Waffen der Unnennbaren einen grausamen Tod erleiden, konntest du dich in Ruhe aus dem Staub machen und wusstest dich in Sicherheit.« Iscalleon zögerte einen Augenblick, bevor er antwortete, und zu Elionais Erleichterung ließ er sich nicht zu etwas Unbedachtem verleiten. Er sprach sehr langsam und deutlich: »Wie viel Mut, mein bester Thominion, gehört dazu, seine besten Kameraden dem sicheren

Tod zu überlassen, sich von denen zu trennen, an deren Seite man jahrzehntelang gefochten hat? Stell es dir einmal vor: Dort stehen deine Gefährten, abgekämpft, verletzt, und doch voller grimmiger Entschlossenheit. Und dann gibt dir deine Königin den Befehl, all das, was dir teuer ist, hinter dir zu lassen, deinen Zorn hinunterzuschlucken und dein Leben in den Dienst jener zu stellen, die wehrlos und hilfsbedürftig sind. Feige und schwach ist es, sich dem Befehl zu widersetzen, seinem eigenen Wunsch nachzugeben und bei den vertrauten Freunden zu bleiben, den Kampf und die Entscheidung zu suchen. Wie viel einfacher ist es, frage ich dich, wie viel einfacher ist es, den Tod zu suchen, als dazu verurteilt zu sein, den Säbel wegzustecken und eine Schar von Wehrlosen auf einem verzweifelten Weg zu begleiten?« Jetzt lehnte er sich vor und blickte Thominion direkt in die Augen. »Ich gebe zu, so etwas kann möglicherweise nicht verstehen, wer den Kampf nur aus Legenden und aus strategischen Planspielen kennt, wer noch nie Zerzals Fänge nach sich schnappen gespürt hat, wer noch nie den Gestank von Blut und Tod in der Nase hatte, wer noch nie eine sterbende Gefährtin in den Armen hielt, die ihr Leben für das deine gegeben hat … ja, ich nehme an, so jemand würde froh und dankbar sein, wenn man ihm den Auftrag gibt, die Wehrlosen zu begleiten und dafür alles hinter sich zu lassen, was einem etwas bedeutet. Aber er sollte nicht von sich auf jemand anderen schließen.« Thominion lehnte sich in seinem Stuhl zurück und verschränkte die Arme. »Willst du etwa all jenen, die den Zweck ihres Lebens nicht im Schwingen von Säbel und Lanze sehen, Feigheit unterstellen?« »Offen gestanden maße ich mir nicht an zu beurteilen, was für Motive jemand hat, der seine Zeit damit verbringt, in Debattierkreisen darüber zu diskutieren, ob Pyr Daokra ein Gott ist oder nicht, während vor den Mauern die Goldene Horde steht. Ich für meinen Teil versuche nur

herauszufinden, wie du auf den Gedanken kommst, ich könne aus Feigheit gehandelt haben. Und der einzige Grund, der mir dazu einfällt, ist der, dass du dir nicht vorstellen kannst, was in einem Kämpfer vorgeht. Könnten wir dieses Geplänkel also langsam beenden und zum Kern der Sache kommen? Meine Gefährten sammeln sich zum Kampf, und es will mir nicht einleuchten, warum ich mir hier Feigheit vorwerfen lassen muss, statt meinen Mut an ihrer Seite beweisen zu dürfen.« »Nur keine Ungeduld«, ging Rinasto dazwischen, bevor Thominion etwas erwidern konnte. »Feigheit oder nicht, das ist nicht Gegenstand der Befragung. Und sei dir versichert, Iscalleon, dass dieses Gespräch für den Fortbestands Tie'Shiannas wichtiger ist als die Frage, ob nun ein Hippogriffenreiter mehr oder weniger am Himmel patrouilliert. Halten wir an dieser Stelle einfach fest, dass du als Einziger aus Viveanas Garde den Untergang der Stadt überlebt hast. Das ist doch richtig, oder?« Iscalleon nickte zähneknirschend. »Schön. Wenden wir uns also der nächsten Frage zu. Als Ovillianer bist du doch sicher Arachnäern begegnet, oder nicht?« »Nie selbst begegnet, obwohl ihr Wald nicht weit von Ovilliana entfernt ist … war. Aber ich selbst habe die Achtbeiner immer nur aus der Ferne gesehen.« »Kannst du die gläserne Spinne aus dem Tempel in irgendeine Verbindung mit den Arachnäern bringen?« Iscalleon runzelte die Stirn. »Eine Art Haustier? Nun ja, ausschließen kann ich es nicht, aber ich habe nie davon gehört, dass Arachnäer andere Wesen in ihrer Nähe dulden. Sie sind nicht sehr gesellig – außer untereinander – und pflegen alle anderen Kreaturen zu fressen, derer sie habhaft werden.« »Kein Ja, kein Nein – das ist keine sehr hilfreiche Antwort, die du uns da anbietest«, merkte Thominion selbstgefällig an. Jetzt war es Elionai, die sich nicht mehr zurückhalten konnte: »Willst du hilfreiche Antworten oder solche, die der Wahrheit entsprechen?«, schnappte sie. »Also

bist du dir sicher, dass Iscalleon die Wahrheit spricht«, stellte Rinasto fest und fixierte sie mit seinen unangenehmen Augen. »Bisher habe ich keinen Grund, daran zu zweifeln.« »Du verbürgst dich demnach nicht für ihn?«, hakte Rinasto sofort nach. »Ich habe keinen Grund, an seinen Worten zu zweifeln«, wiederholte sie und musste sich Mühe geben, nicht entnervt zu klingen. »Ich habe gestern im Nurti-Bad zum ersten Mal in meinem Leben mit Iscalleon gesprochen. Deswegen wäre es töricht, mich für ihn verbürgen zu wollen. Ich kenne ihn kaum.« Rinasto nickte zufrieden. »Schön, dass wir das geklärt haben.« Er wandte sich wieder Iscalleon zu. »Hast du ansonsten irgendeine Vorstellung, um was für eine Art von Kreatur es sich bei dieser Spinne gehandelt haben kann?« »Nein. Bisher ist mir nichts Vergleichbares untergekommen. Besonders merkwürdig erscheint mir die Struktur dieses Wesens. Es ist zersplittert, als habe es aus Kristall oder Glas bestanden. Und bisher kenne ich nur Wesenheiten, die den elementaren Domänen zugerechnet werden, bei denen ich so etwas schon gesehen habe.« »Also behauptest du, diese Spinne sei elementarer Natur.« »Nein!« Iscalleon funkelte Rinasto zornig an. »Warum will mir hier eigentlich jeder die Worte im Mund herumdrehen? Ich habe keine Ahnung, was für ein Wesen das war. Möglicherweise könnte es ein Erz-Wesen gewesen sein. Aber das weiß ich nicht.« Am amüsierten Leuchten in Rinastos Augen erkannte Elionai, dass er Iscalleon genau dort hatte, wo er ihn haben wollte. Thominion grinste breit, und Mydharella lächelte unbeteiligt wie immer. Elionai war sich nicht einmal sicher, dass Rinastos Helferin überhaupt zuhörte, was hier gesprochen wurde, denn sie hatte in der ganzen Zeit noch keine Reaktion auf irgendeine Äußerung gezeigt. »Wenn du so wenig über das Wesen weißt, wie du behauptest, wie konntest du dann wissen, wie man es bekämpft?«, fragte Rinasto. »Ich wusste es nicht«,

fauchte Iscalleon. »Ich habe nur gehört, wie Bloddveddis sagte, dass es keinesfalls innerhalb des Tempels getötet werden darf. Also fand ich es naheliegend, es nach draußen zu bringen.« »Aha«, sagte Rinasto. »Du warst also klüger als all die anderen, die sich dort versammelt hatten, richtig?« »Bei Orimas Schwert, nein! Dort waren sicherlich lauter Leute, die um ein Vielfaches klüger sind als ich. Aber vielleicht bin ich praktischer veranlagt, was ungewöhnliche Maßnahmen anbelangt. Woher soll ich denn wissen, warum ich der Erste war, der auf diese Idee gekommen ist? Genauso gut kannst du irgendjemanden fragen, warum er *nicht* auf diese Idee gekommen ist. Ja, Thominion, warum hast du nicht zu einem Tuch gegriffen und etwas unternommen?« Thominion versteifte sich, anscheinend hatte er in seinem Triumph nicht damit gerechnet, sich auf einmal rechtfertigen zu müssen. Seine Worte kamen deswegen schärfer, als klug gewesen wäre: »Weil ich es nicht wagen würde, mich einfach vor Fenvarien zu drängen.« »Nun, wenn es um Leben oder Tod geht, folge ich vielleicht weniger streng den Vorgaben der Etikette. Ich hatte eine Idee und habe sie ausgeführt, ohne darüber nachzudenken, ob das nun dem Hofzeremoniell entspricht oder nicht.« »Du handelst häufiger, ohne nachzudenken, nicht wahr?«, warf Rinasto ein. »Orimas Weisheit, natürlich! Im Kampf bleibt oft nicht genug Zeit, jede Möglichkeit in Gedanken durchzuspielen. Wer überlegt, ist tot, bevor er zu einem Schluss gekommen ist. Ja, ich bin ein Kämpfer, kein Denker, das ist mir durchaus bewusst. Deswegen reite ich ja auch einen Hippogriff, statt mir mit anderen Denkern in Debattierkreisen die Köpfe heißzureden.« »Und so hast du ohne jegliches Nachdenken genau gewusst, an welcher Stelle die Spinne aus dem Becken herauskrabbeln würde?« »Ich habe es nicht gewusst«, gab Iscalleon zu und lehnte sich seufzend zurück. »Ich habe es geahnt. Man musste nur gedanklich den

Weg verlängern, den die Spinne genommen hat, als sie die Kuppel entlanggekrabbelt ist – sie hat den kürzesten Weg zu Fenvarien und seiner Tochter genommen. Also bin ich davon ausgegangen, dass sie auf den Hochkönig angesetzt war.« »Auf den Hochkönig angesetzt? Demnach gehst du davon aus, dass jemand das Tier absichtlich in den Tempel gebracht hat?« »Ich dachte … ich kann mir nicht vorstellen, dass eine solche Kreatur zufällig ins Allerheiligste des Nurti- Tempels gelangt. Aber offen gestanden habe ich keine Vorstellung, wer so etwas getan haben kann – noch nicht einmal davon, warum niemand sie vor ihrem Angriff bemerkt hat.« »Fassen wir also zusammen: Du hast noch nie eine Kreatur wie diese Spinne gesehen. Du hältst sie aber möglicherweise für ein Elementarwesen. Und du glaubst, jemand habe sie in den Tempel gebracht, um einen Anschlag auf Fenvarien zu verüben. Außerdem konntest du die Absichten dieses Wesens erahnen und hast deswegen mit purem Glück genau die Maßnahmen getroffen, die es aufhalten konnten. Richtig?« Iscalleon nickte ungeduldig. »Dann wollen wir der Vollständigkeit halber noch erwähnen, dass dein schnelles Eingreifen hervorragend dazu geeignet war, dir mit einem Schlag die Gunst der wichtigsten Bewohner Tie'Shiannas zu sichern. Nun aber zu dir, Elionai.« Elionai merkte, dass Iscalleon Anstalten machte, Rinasto zu widersprechen, was im Moment eher schaden als nützen würde. Also antwortete sie, bevor er etwas sagen konnte: »Aus meiner Sicht ist Iscalleons Schilderung überzeugend.« Rinasto blickte sie scharf an. Der Satz war etwas zu schnell gekommen. Aber immerhin hatte sie Iscalleon zum Schweigen gebracht. »Das solltest du etwas genauer erklären«, sagte Rinasto. »Zunächst einmal: Ich habe den Vorfall genauso erlebt, wie er es eben hier erzählt hat. Und ich erinnere mich an die völlige Ratlosigkeit, die mich überfiel, als die Spinne im Becken versunken war. Die Situation war so

absurd, dass sie mir wie ein übler Traum vorkam. Da stehen sie, die größten Feldherren und Krieger unserer Zeit, nackt, unbewaffnet, wehrlos. Die mächtigsten Zauberweber – ihrer Macht entblößt. Die weisesten Ratgeber – und keiner kennt den Angreifer, kann seine Schwachpunkte nennen. Vermutlich gab es unter all den Anwesenden nur einen, der sich der Außerordentlichkeit dieses Moments gar nicht so bewusst war. Und der genau deshalb dem Instinkt folgen konnte, den er sich bei zahlreichen Kämpfen und Schlachten erworben hat: Iscalleon, der Kämpe aus der Provinz, der noch keine Gelegenheit hatte, die eigentliche Macht der Anwesenden zu erleben.« Rinasto lehnte sich zurück, legte die Fingerspitzen aufeinander und blickte zwischen ihr und Iscalleon hin und her. »Ein interessantes Szenario, das du da malst. Nicht ohne einen gewissen Reiz.« Er beugte sich wieder vor. »Also ist es dir überhaupt nicht eigenartig vorgekommen, dass er sowohl die richtige Idee hatte, wie man mit der Kreatur umspringt, als auch die geradezu geniale Eingebung, wo sie wohl aus dem Becken steigen werde.« »Nein, das war nicht eigenartig. Sobald er das Tuch in der Hand hatte, fiel es mir wie Schuppen von den Augen, was er vorhatte. Und dass es das Wichtigste war, Fenvarien zu schützen, erschien mir auch völlig klar. Eigentlich hat es mich in dem Moment sogar geärgert, dass er zuerst darauf gekommen ist.« »Also verbürgst du dich für die Rechtschaffenheit von Iscalleons Tat.« »Wie ich bereits sagte: Ich kenne ihn zu wenig, um mich für ihn verbürgen zu können. Aber ich sehe keinerlei Grund, an ihm zu zweifeln.« Rinasto nickte zufrieden. »Thominion hat mir erzählt, du hättest heute gemeinsam mit Iscalleon – den du ja nach eigenem Bekunden gestern zum ersten Mal gesprochen hast – eine Debattierrunde besucht. Stimmt das?« »Nein«, antwortete sie. Rinasto hob fragend die Augenbrauen, Thominion verschränkte die Arme

und lächelte finster. »Ich war bei dieser Debattierrunde. Aber ich war nicht gemeinsam mit ihm dort, sondern allein. Wäre Thominion so aufmerksam gewesen, wie er sich selbst gern darstellt, dann hätte ihm auffallen müssen, dass ich schon längst da war, als Iscalleon eintraf. Was Thominion vermutlich zu seiner falschen Annahme verleitet hat, war die Tatsache, dass wir die Runde zusammen verlassen haben.« »Soll das heißen, dass ihr euch rein zufällig getroffen habt?« »Genau das.« »Ein wirklich erstaunlicher Zufall«, mischte sich Thominion süffisant ein. »Schließlich bist du nicht dafür bekannt, ein häufiger Gast der Debatten zu sein, und unseren Freund Iscalleon habe ich noch nie in einem solchen Umfeld gesehen.« »Noch eine falsche Annahme, mein bester Thominion«, erwiderte sie und gab sich keine Mühe, ihren Ärger zu überspielen. »Ich bin weit häufiger in den Debattierkreisen, als du denkst. Nur bin ich eine wesentlich bessere Zuhörerin als Rednerin. Deswegen übersieht mich ein unaufmerksamer Beobachter leicht – zumindest wenn er nicht ausdrücklich auf meine Anwesenheit achtet.« »Aber du gibst zu, dass ihr den Ort gemeinsam verlassen habt«, hakte Rinasto nach. »Ja, die hundertste Diskussion über die unselige Ometheon-These war es mir wirklich nicht wert, noch länger zu verweilen. Also habe ich Iscalleon gefragt, ob er Lust auf einen Spaziergang durch die Stadt hat.« »Wenig später wurdet ihr beide bei einem Volksauflauf gesehen, bei dem verleumderische Thesen gegen unseren Hochkönig verkündet wurden«, stellte Rinasto sachlich fest. Elionai verschlug es für einen Augenblick die Sprache. Wollte Rinasto ihr etwa unterstellen, einer Verschwörung gegen Fenvarien anzugehören? »Wir waren zufällig dort, und als wir den Auflauf sahen, wollten wir wissen, was es damit auf sich hat.« »Zufällig dort«, zitierte Thominion vergnügt. »Der wievielte Zufall in eurer Erzählung ist das jetzt? Findest du nicht, dass ihr uns da ein bisschen viel Zufall

auftischt?« »Oho, soll das jetzt eine Diskussion über die Natur des Zufalls werden?«, konterte sie. »O nein«, lächelte Thominion. »Du bist zu klug, um zu glauben, dass ich auf eine solche Diskussion hinauswill. Es geht mir vielmehr darum, dass mich die schiere Zahl der Zufälligkeiten misstrauisch macht.« »Was soll das heißen?«, fragte Iscalleon tonlos. Statt einer Antwort drehte sich Rinasto zu Mydharella, die ihr seliges Lächeln in der ganzen Zeit nicht eingestellt hatte. Sie zwinkerte zweimal, atmete tief ein und begann mit einem Vortrag, der einstudiert klang: »Für unsereins ist es von äußerster Wichtigkeit, jeden merkwürdigen Vorfall genau zu überprüfen. Wie wir alle wissen, steht Tie'Shianna vor einer der größten Herausforderungen seiner Geschichte. Noch nie ist ein Feind unserer geliebten Stadt so nahe gekommen wie die Goldene Horde. Ja, ich wage sogar zu sagen, dass wir möglicherweise vor einer Wende stehen, die über die Zukunft unseres Volks entscheidet. Was es besonders gefährlich macht, ist der Umstand, dass der Goldene ein Meister der Täuschung und Verführung ist. Wir müssen also damit rechnen, dass Bewohner unserer Stadt Opfer seiner Verführung werden. Es gilt, solche Opfer schnellstmöglich ausfindig zu machen und auf den richtigen Weg zurückzuführen.« »Soll das heißen …«, brauste Iscalleon auf, aber Elionai legte ihm beschwichtigend eine Hand auf den Arm. Daraufhin verstummte er und begann, an seiner Unterlippe zu nagen. »Nehmen wir einmal an – nur als Theorie, wohlgemerkt –, nehmen wir also an, der Goldene Täuscher würde es schaffen, ein Mitglied der Garde einer kleinen Stadt auf seine Seite zu ziehen«, referierte Mydharella weiter. »Als Beispiel könnte man Ovilliana nennen – nicht zu groß, nicht zu klein, und in einem Gebiet, das im Krieg recht bald überrannt werden kann. Auf welche Weise er es schafft, den Gardisten zu verführen, ist hier nicht von Belang, sein Instrumentarium ist

bekanntlich facettenreich. Nehmen wir also an, dieser Gardist würde durch Verrat dafür sorgen, dass die Stadt in die Hände des Goldenen fällt. Das aber ist nur ein Teilerfolg, der noch nicht viel bewirkt. Wie viel besser wäre es, einen solchen Verbündeten auch noch nach Tie'Shianna schicken zu können? Also richtet der Goldene es so ein, dass besagter Gardist nicht nur den Angriff überlebt, sondern auch noch als Retter der Unschuldigen und Wehrlosen in die Gleißende Stadt einziehen kann.« Elionai legte ihre Hand erneut auf Iscalleons Arm, um ihn daran zu hindern, Mydharellas Vortrag zu unterbrechen. Er zitterte vor Zorn, schwieg aber. »Dass er dabei eine Schar von Wehrlosen vor dem Tod rettet, ist ein Opfer, das der Täuscher nur allzu gern bringt. Hauptsache, die Kämpfer, die Denker und die Zauberweber werden vernichtet. Nun ja, das alles lässt sich einrichten. Der Verräter erreicht Tie'Shianna und gilt dort als großer Held – so groß, dass er gleich in höchste Kreise eingeführt wird. Lässt sich dieser Erfolg noch steigern? Aber ja! Man könnte nämlich dafür sorgen, dass er wenig später den König selbst vor einem Attentat rettet. Also wird eine gefährliche Kreatur in die Stadt geschmuggelt und dafür gesorgt, dass der scheinbare Held genug über das Wesen weiß, um es aufzuhalten. Sollte er scheitern, besteht immer noch die Möglichkeit, dass der König wenigstens verletzt wird, wenn nicht Schlimmeres. Gelingt ihm die Rettung, hat er Aussicht auf eine noch einflussreichere Stellung. Aber selbst damit noch nicht genug. Es gibt da eine Elfe, von hoher Geburt und großem Ansehen. Doch leider hat sie nur wenige Freunde, gilt allgemein als eigenbrötlerisch und unzufrieden. Wie es der Zufall so will, lässt es sich einrichten, dass diese Elfe auf den Neuling aufmerksam wird. Und mehr als das, rein zufällig begegnet man sich wieder. Freundet sich an, tauscht sich aus. Und landet, wiederum ganz zufällig, in einer Versammlung von Aufrührern.

So gelingt es dem Verräter, in der Elfe das Samenkorn des Zweifels zu säen und damit den Acker des Verrats vorzubereiten. Ein durchtriebener Plan, komplex und schwer zu durchschauen – alles in allem also genau die Handschrift des Goldenen.« Mydharella lehnte sich selbstzufrieden zurück und faltete die Hände vor der Brust. Einen Augenblick lang herrschte gespannte Stille im Raum. Während Mydharella wieder ganz in ihre eigene Welt zu versinken schien, beobachteten Thominion und Rinasto ihre Gegenüber sehr genau. Iscalleon war blass geworden und schaute hilfesuchend zu Elionai, die sich erst einmal eine Strategie zurechtlegen musste. Schließlich seufzte sie und nickte. »Ein wirklich beeindruckendes Gedankenspiel, meine Anerkennung, Mydharella. Man merkt doch sehr genau, wie viel Zeit manche Leute damit verbringen, hochkomplexe Theorien zu entwickeln, bei denen es schon längst nicht mehr darum geht, die Wirklichkeit zu verstehen, sondern die Zuhörer durch die Winkelzüge der eigenen Denkfähigkeiten zu beeindrucken. Nur glaube ich, dass man sich davor hüten sollte, dieses Spiel allzu oft zu spielen. Es verleitet dazu, jeden Sachverhalt für hochkomplex zu halten, bis man sich gar nicht mehr vorstellen kann, dass irgendetwas ganz einfach und naheliegend sein könnte. Der eigene Geist ist es so gewöhnt, um möglichst viele Ecken zu denken, dass man den geraden Weg gar nicht mehr erkennt.« »Nun ja«, antwortete Thominion in väterlichem Ton. »Wessen Geist so einfach gestrickt ist, dass er die Beschäftigung mit komplizierten Philosophien scheut, der mag sich von dem, was wie ein gerader Weg aussieht, leicht blenden lassen. Doch zum Glück gibt es in Tie'Shianna immer noch Denker, die das Wohl der Stadt im Auge haben und bereit sind, auch unangenehme Gedankengänge zu vollziehen, wenn es gilt, Gefahr von der Stadt abzuwenden.« Unter dem Tisch ballte Elionai die Hand zur Faust, um ihren Zorn zu bezähmen. Noch

immer verstand sie nicht, was Thominion plante. War er zu der Überzeugung gekommen, dass er sie nicht auf seine Seite ziehen konnte, um über sie Einfluss auf Niamh zu nehmen? Aber warum hatte er seine Strategie dann ins Gegenteil verkehrt? Wollte er sie etwa zuerst in Ungnade stürzen, um ihr dann später großherzig die Hand zu reichen und sich mit ihrer Rehabilitation endlose Dankbarkeit zu sichern? Oder sollte es sogar eine direkte Erpressung werden? »Kannst du mit Sicherheit sagen, dass dieses Gedankenspiel jeder Grundlage entbehrt?«, fragte Rinasto und durchbohrte sie wieder einmal mit seinem Blick. »Mit Sicherheit?«, fragte sie zurück. »Ich halte das Gedankenspiel für arg konstruiert, und es hat gewaltige Lücken, die bei näherer Betrachtung nur allzu offensichtlich werden. Aus meiner Sicht ist es nur ein taktisches Manöver unseres Freundes Thominion, der irgendetwas im Schilde führt.« »Oh, da kann ich dich beruhigen«, erwiderte Rinasto. »Diese Überlegung stammt keineswegs von Thominion. Mydharella hat sie nach reiflichem Abwägen aufgestellt.« »Das ist ja ungemein beruhigend«, sagte Elionai sarkastisch, aber Rinasto ging nicht darauf ein. »Ich frage dich noch einmal: Kannst du mit Sicherheit sagen, dass die Theorie völlig abwegig ist?« Elionai schloss kurz die Augen. Egal, was sie jetzt sagte, es war falsch. »Ich bin nicht so töricht, dass ich irgendetwas sicher zu wissen glaube.« »Also nein«, stellte Rinasto sachlich fest. Elionai suchte einen triumphierenden Ausdruck in seiner Miene, aber sie fand nichts. War diese Angelegenheit für ihn wirklich nur ein Abwägen von Fakten? Oder konnte er seine Gefühle so gut verbergen? »Dann zu dir,
Iscalleon«, fuhr er fort. »Was sagst du denn zu dieser Theorie?« Iscalleon fiel es sichtlich schwer, ruhig zu sprechen, und aus seinem Tonfall sprachen tiefe Kränkung und Enttäuschung. »Mir fehlen die Worte. Was mir hier unterstellt wird, ist … unfassbar.

Ich habe meine nächsten Verwandten verloren, meine besten Gefährten, habe mein Blut vergossen, alles für unser Volk. Noch gestern wäre ich fast von einer Lanze durchbohrt worden. Und das ist der Dank?« Er erhob sich von seinem Stuhl, bedrohlich langsam, und stützte sich mit beiden Fäusten auf die Tischplatte: »Leute wie ihr, die sich groß vorkommen, weil sie auf alles eine Antwort zu haben glauben, in Wirklichkeit aber keine Ahnung haben, wie es in der Welt aussieht … in der echten Welt, nicht der, die ihr euch in euren verdrehten Debatten zurechtdrechselt. Solchen Leuten kann ich nur ans Herz legen, selbst einmal einen Säbel in die Hand zu nehmen und in die Schlacht zu ziehen. Dabei würden euch vielleicht eure Hirnfürze vergehen …« Rinasto unterbrach Iscalleons Tirade, indem er die Hand hob. Seine Miene war immer noch emotionslos. »Wir sind von Hochkönig Fenvarien persönlich mit der Untersuchung des Vorfalls betraut worden, und ich bin mir sicher, dass du nicht an Fenvariens Wahl zweifeln willst, nicht wahr?« Iscalleon schüttelte langsam den Kopf, aber es war schwer zu sagen, ob das nicht nur eine Geste des unterdrückten Zorns war. »Schön«, fuhr Rinasto fort. »Dann können wir ja zu meiner Frage zurückkehren. Könntest du dir vorstellen, dass an der Geschichte, die Mydharella vorzutragen so freundlich war, etwas dran sein könnte?« »Nein, es ist alles erstunken und erlogen«, zischte Iscalleon, immer noch stehend auf den Tisch gelehnt. Rinasto schüttelte den Kopf wie ein Lehrmeister, dessen Schüler eine falsche Antwort gegeben hat. »Ich habe nicht danach gefragt, ob diese Geschichte wahr ist. Stell dir einfach vor, sie wäre eine theoretische Annahme, völlig losgelöst von bestimmten Personen. Nun frage ich dich: Wäre so etwas denkbar?« Iscalleon blickte ihn stumm an, dann ließ er sich in seinen Stuhl fallen. »Denkbar …«, wiederholte er. »Ja … nein … vielleicht … ich weiß es nicht, bei Orimas Schwert.«

»Einigen wir uns auf *vielleicht*«, sagte Rinasto und legte wieder die Fingerspitzen aufeinander. »Wenn so etwas aber *vielleicht denkbar* ist, dann stellt sich mir die Frage, wie ich sicherstellen kann, dass es *ganz bestimmt nicht* so ist.« Iscalleon starrte ihn an und machte keine Anstalten, etwas zu sagen. »Ich bin mir sicher, du hast auch schon eine Antwort auf diese Frage«, mischte sich Elionai ein. Rinasto durchbohrte sie wieder einmal mit seinem Blick. Etwas sagte ihr, dass er ein wenig enttäuscht war, dass es ihm nicht gelungen war, sie genauso einzuschüchtern wie Iscalleon. »Ja, die habe ich in der Tat. Um jeden Zweifel auszuräumen, könnte Iscalleon sich bereit erklären, uns seinen Geist zu öffnen.« Elionai nickte langsam. Es war genau das, was sie befürchtet hatte. Das Öffnen seiner Gedanken für andere war eine Intimität, die eigentlich nur unter Elfen vorkam, die sich sehr vertrauten. Liebende konnten sich so ihre Gefühle vermitteln, wie es mit Worten niemals möglich war, enge Freunde konnten Gedanken und Erinnerungen teilen, und in besonders engen Lehrverhältnissen war es sogar denkbar, dass ein Lehrer seine Schüler in seine Gedanken blicken ließ, um ihnen tiefe Erkenntnis zu gewähren. Einem Fremden einen solchen Zugang zu ermöglichen war eine unerhörte Sache, denn er galt als tiefer Eingriff in die Freiheit. Bei Nichtmenschen war es üblich, notfalls sogar mit Gewalt in die Gedanken einzudringen, wenn es angemessen war, aber bei einem Elf kam so etwas nur äußerst selten vor. »Einverstanden.« Iscalleons Zustimmung kam erstaunlich schnell und entschlossen. »Ich habe nichts zu verbergen. Und wenn wir dieses Schauspiel möglichst bald beenden können, damit ich zu meinen Kameraden zurückkehren kann, um mich an ihrer Seite so *unwichtigen* Dingen wie dem Kampf gegen die Horde zu widmen, dann ist mir alles recht.« Rinasto nickte und erhob sich. Mit wenigen Schritten kam er um den Tisch herum und stellte

sich hinter Iscalleons Stuhl. »Entspann dich.« Iscalleon warf Elionai einen hilfesuchenden Blick zu, dann schloss er die Augen und lehnte sich zurück. Rinasto murmelte einige Worte und legte beide Hände an Iscalleons Kopf. Mydharella war aus ihrer Abwesenheit erwacht, sie beobachtete Rinasto interessiert. Der schläfrige Ausdruck war aus ihrem Gesicht gewichen, und Elionai fragte sich, ob diese ständige Abwesenheit nur Schein war. Auf ihre Weise war sie genauso schwer zu durchschauen wie Rinasto. Thominion hingegen hatte sich in seinem Stuhl zurückgelehnt. Er sah unzufrieden aus. Vielleicht hatte er wirklich gehofft, Elionai unter Druck setzen zu können. Wenn Rinasto nun aber Iscalleon Unschuld attestierte, würde das nicht mehr funktionieren. Sie versuchte, Thominion überlegen anzulächeln, aber so, wie sie sich fühlte, wurde es nur eine Grimasse. Nichtsdestotrotz funkelte er zornig zurück. Es dauerte nervenaufreibend lange, bis Rinasto seine Hände von Iscalleons Kopf nahm, tief durchatmete und zurück zu seinem Stuhl ging. »Ein interessanter Geist«, sagte er milde, nachdem er sich gesetzt hatte. Elionai fragte sich, was er damit meinte. »Aber frei von Verrat. Keine Spur von den Ränken des Goldenen.« Rinasto lehnte sich zurück. »Ich danke dir für deine Zustimmung zu dieser Prozedur.« »So bleibt also nur noch die Frage nach den vielen Zufällen.« Thominion wollte offensichtlich immer noch nicht klein beigeben. »Zufälle«, bestätigte Rinasto in einem Tonfall, der keine weitere Debatte zuließ. »Falls wir noch Fragen haben, werden wir es euch wissen lassen.« Thominion warf ihm einen zornigen Blick zu und schwieg. Elionai erhob sich, aber sie musste Iscalleon erst die Hand auf die Schulter legen, bevor er sich bewegte. Er wirkte erschöpft. »Möge Orima euch erleuchten«, sagte Elionai und schob Iscalleon aus dem Saal.

***

Im Tränenwald Das Hochgefühl darüber, die Blume gefunden zu haben, ließ bald nach, denn der Weg aus dem Wald heraus erwies sich als genauso mühsam wie der Weg hinein. Immer wieder hatte sie mit losen Steinen und rutschigem Moos zu kämpfen. Sie glaubte, nicht mehr weit vom Waldrand entfernt zu sein, als plötzlich die Elfe ein paar Armeslängen entfernt hinter einem Busch hervortrat. Wie angewurzelt blieb Aqirea stehen. Was wollte die Fremde? Die Elfe lächelte freundlich und deutete mit dem Finger auf Aqireas Kopf, nahm den Blumenkranz von ihrem eigenen und hielt ihn in die Höhe. Eine blaue Blüte leuchtete unübersehbar daraus hervor. Es wirkte wie eine anerkennende Geste, ein »Schön, dass du es auch geschafft hast«, aber Aqirea traute dieser Freundlichkeit nicht. Zu oft war sie vor der Falschheit der Elfen gewarnt worden. »Was willst du?«, fragte sie und tastete nach dem Griff ihres Messers. Diese Bewegung entging der Elfe nicht, und sie hob ihre leeren Hände, als wolle sie beweisen, dass sie unbewaffnet war und friedliche Absichten hatte. Der silberne Unterarm blitzte in einem Sonnenstrahl auf, der es durch die Baumwipfel geschafft hatte. Aqirea wiederholte ihre Frage, ohne die Hand vom Messer zu nehmen. Die Elfe zuckte mit den Schultern und deutete in die Richtung, in die Aqirea unterwegs war. Sie sagte etwas in ihrer fremdartig singenden Sprache. Als Aqirea nicht darauf reagierte, sondern sie nur weiterhin misstrauisch beobachtete, hob sie die Arme über den Kopf, tapste schwerfällig von einem Bein aufs andere und gab ein brummendes Geräusch von sich. Dann deutete sie noch einmal in die gleiche Richtung wie zuvor. Fast hätte Aqirea losgelacht. Sie hatte den Eindruck, dass die Elfe einen Bären darstellen wollte, aber so klein und schlank, wie sie war, wirkte dieser Bär eher niedlich als bedrohlich. Dabei war sie jedoch mit so viel Ernsthaftigkeit bei der Sache, dass Aqirea an ein Kind denken musste. Wenn sie das Schauspiel richtig

verstand, dann wollte die Elfe ihr vermitteln, dass irgendwo dort vorn ein Bär lauerte. Aber warum tat sie das? Wollte sie ihr wirklich helfen? Was versprach sie sich davon? Erwartungsvoll blickte die Elfe sie an. »Ich traue dir nicht«, sagte Aqirea. »Ich glaube, du willst dir nur einen Vorteil verschaffen. Du weißt, dass ich hier im Wald langsam bin, aber draußen auf der Steppe schneller. Deswegen willst du mich davon abhalten, den Waldrand schnell zu erreichen. Aber ich lasse mich nicht für dumm verkaufen. Ich glaube dir nicht.« Sie ging weiter, änderte aber die Richtung nur so weit, wie es nötig war, um nicht direkt an der Elfe vorbeizulaufen. Die Elfe zog missmutig die Augenbrauen zusammen und sagte wieder etwas, nein, diesmal *sang* sie es, und Aqirea hatte das Gefühl, zwei Stimmen zu hören, die beide aus der Kehle der Elfe kamen. Dann wurde ihr klar, dass die Elfe zauberte. Im ersten Moment erschrak sie, im zweiten wurde sie zornig und schrie sie an, dass sie diese Hexerei gefälligst unterlassen solle. Zu ihrer Überraschung wirkte es. Die Elfe machte einen Schritt rückwärts, hörte auf zu singen und starrte sie an. »Jetzt lass mich gefälligst in Ruhe und geh deiner eigenen Wege«, raunzte Aqirea sie an und setzte ihren Weg fort. Die Elfe sah unzufrieden aus, was Aqirea mit grimmigem Triumph erfüllte. So leicht würde sie sich nicht verzaubern lassen. Sie ließ die Elfe nicht aus den Augen, bis sie an ihr vorbei war und das Unterholz den Blick auf sie verdeckte. Aber die Elfe machte weder Anstalten, erneut zu zaubern, noch folgte sie ihr, sie blieb einfach stehen und schaute ihr hinterher. Gern wäre Aqirea jetzt schneller weitergelaufen, aber der Untergrund ließ es nicht zu. Als sie sich wieder einmal mit einem Blick über die Schulter überzeugt hatte, dass sie nicht verfolgt wurde, hörte sie vor sich ein dumpfes Grollen. Erschrocken blieb sie stehen. Aus einem Gebüsch kroch ein Bär hervor und stellte sich auf die Hinterbeine. Es war ein stattlicher

Braunbär, stehend war er fast so hoch wie sie. Dass er sich aufgerichtet hatte, war ein ganz schlechtes Zeichen. Normalerweise griffen Bären keine Zentauren an, außer sie waren vollkommen ausgehungert oder fühlten sich in die Enge getrieben. Im Sommer gab es jedoch genug zu essen, und die meisten Beutetiere waren weniger wehrhaft als Zentauren. Dann entdeckte sie die Wunde an seiner Flanke und das blutverschmierte Fell. Er war verletzt, offenbar sogar schwer verletzt, litt große Schmerzen und war vermutlich kaum noch in der Lage, richtig zu jagen. Doch auf diesem Untergrund war er schneller als sie, und sie hatte nur ein kleines Messer. Selbst für eine erfahrenere Kämpferin wäre das keine gute Ausgangslage gewesen. Fieberhaft überlegte sie, was sie tun sollte. Sie wich ein paar Schritte zurück, aber der Bär folgte ihr, sichtlich humpelnd, und brüllte bedrohlich. Plötzlich ertönte hinter ihr eine herrische Stimme. Die Elfe? Der Bär brüllte noch einmal, kam jetzt aber nicht mehr näher. Wieder schien ihm die Elfe etwas zu befehlen, und es war, als mische sich in ihre Stimme eine zweite, wie vorhin, als sie versucht hatte, Aqirea zu verzaubern. Der Bär verstummte und ließ sich nach kurzem Zögern auf alle viere hinunter. Er sah unzufrieden aus, aber nicht mehr angriffslustig. Die Elfe ging an Aqirea vorbei zu ihm hin, als sei sie sicher, dass er ihr nichts tun würde. Fassungslos schaute Aqirea zu, wie sie dem Raubtier die Hand hinhielt und es daran schnuppern ließ. Sie kniete sich vor dem Bären hin, unfassbar winzig gegen seine massige Gestalt, und begann in ihrer fremden Sprache zu singen. Diesmal war sich Aqirea sicher, dass sie es irgendwie fertigbrachte, zwei Melodien gleichzeitig hervorzubringen. Der Bär wurde zusehends friedlicher und träger, und schließlich setzte er sich und ließ es sich gefallen, dass die Elfe direkt an ihn herantrat und die Hand auf sein blutiges Fell legte, ohne ihren eigenartigen Gesang zu

unterbrechen. Aqirea sah, wie sich der Bär immer weiter entspannte, sich schließlich auf die Seite legte und die Augen schloss. Dann war der Augenblick gekommen, indem sie sich umdrehte und in eine andere Richtung davonlief.

***

In Tie'Shianna Auf dem Rückweg von Fenvariens Palast diskutierten Elionai und Tibolo darüber, welches Ziel Thominion mit seinen Unterstellungen verfolgen mochte, kamen aber zu keinem befriedigenden Ergebnis. Als sie sich Niamhs Haus näherten, kam ihnen Corminis entgegengelaufen, eine junge Elfe aus Lariels Gefolge. »Ich suche dich schon die ganze Zeit«, sagte sie. »Du sollst sofort zum Löwentor kommen. Wolkentänzer haben entdeckt, dass die Unnennbaren am Rand des Schneckensumpfs einen Ritualplatz eingerichtet haben. Er ist größer als alle, die wir bisher gesehen haben. Lariel will noch vor Sonnenuntergang ausreiten und ihn zerstören.« »Noch vor Sonnenuntergang?«, wiederholte Elionai. »Das ist eigenartig. Warum hat er es so eilig?« »Das hat er nicht gesagt. Aber ich fürchte, du musst sofort losgehen, um nicht zu spät zu kommen.« Elionai seufzte schicksalsergeben. »Gerade jetzt könnte ich eigentlich eine Pause gebrauchen. Aber es hilft ja nichts. Komm mit und hilf mir in meine Rüstung.« »Dann werde ich wohl mal zum Tor laufen und ankündigen, dass du unterwegs bist«, sagte Tibolo. »Vielleicht wünscht Lariel ja auch meine Dienste.« »Mach das«, sagte Elionai und ging mit Corminis zu ihren Privaträumen. Wieder einmal verfluchte sie diesen Krieg. Warum nur wollte die Goldene Horde die Elfen vom Angesicht der Welt tilgen? Es musste einen Grund geben. Aber egal, wen sie gefragt hatte, keiner von all jenen großen Denkern hatte ihr eine zufriedenstellende Antwort geben können. »Der Goldene will Aventurien beherrschen, und wir Elfen stehen ihm im Weg, weil wir so mächtig sind«, war noch das Sinnvollste gewesen, was sie gehört hatte. Aber war es wirklich so einfach? Mit Corminis' Hilfe dauerte es nicht lange, bis sie ihre Lederrüstung angelegt hatte. Elionai wusste, dass die junge Elfe davon träumte, eines Tages auch ein Kind des Windes zu werden, und wären die Zeiten andere gewesen, hätte man sie sicherlich zu

einer guten Reiterin ausbilden können. Ihr Geschick mit dem Bogen war zwar höchstens durchschnittlich, aber sie war eine gute Fechterin. Doch seit einigen Jahren wurde niemand mehr gründlich ausgebildet. Vermutlich würde sie irgendwann einfach in den Kampf geschickt werden. Die Verluste waren trotz des Nurtiwassers längst zu groß, um darauf zu warten, dass der Ersatz für die Gefallenen seine Ausbildung vollendete. Ohne entsprechende Vorbereitung sanken die Überlebenschancen im Kampf gegen die riesigen Trolle oder die gnadenlosen Geschuppten rapide. Entweder würde Corminis auf dem Schlachtfeld sehr schnell lernen, wie sie sich schützen konnte, oder sie überlebte nicht lange. Elionai hoffte für sie, dass diese Entscheidung noch auf sich warten lassen würde. Wenig später erreichten sie das Löwentor. Es war ein imposanter Bau: Zwei massive Türme von über fünfzig Metern Höhe flankierten den Torbau, auf dessen Fassade ein riesiges Mosaik Szenen aus Götterwelt und Mythen zeigte. Das Zentrum des Bildes war ein großes Halbrelief, das das Gesicht eines friedlich schlafenden Nachtlöwen darstellte. Nach außen hin trug der Bau ebenfalls Zerzals Angesicht, dort allerdings hellwach und bedrohlich fauchend. Durch den ständigen Beschuss war das äußere Bild mittlerweile schwer beschädigt und kaum noch zu erkennen. Links und rechts neben dem Tordurchgang, der selbst für einen Elefanten mit Aufbau ausgereicht hätte, gab es kleine, gut gesicherte Pforten, die in die Türme führten. Elionai hielt auf den linken Turm zu, nickte dem Elf zu, der als Wache neben der Pforte stand, und trat in das Halbdunkel des Vorraums. Schnell hatten sich ihre Augen an das Zwielicht gewöhnt, aber dennoch ahnte sie die komplexen Ornamente an den Wänden des Raums mehr, als dass sie sie sah. Versteckt waren mächtige Zauber in verwirrende Blumen- und Rankenmuster eingewoben, die dafür sorgten, dass kein Feind unbemerkt das Tor durchschreiten oder

gar in den Turm vordringen konnte, sei er lebendig oder übernatürlich. Durch eine zweite Tür kam sie in den großen Portalraum, einen ovalen Saal, der von leuchtenden Steinen in unwirklich bläuliches Licht getaucht war. Hier hatten sich bereits die meisten Kinder des Windes eingefunden. Diener eilten umher und verteilten Kalebassen mit Nurtiwasser, die sich die Kämpfer an die Gürtel hängten, um sie im Kampf griffbereit zu haben. Im Zentrum des Raums stand das Portal der Pferde, eine reich verzierte, aufrecht stehende Steinplatte, in die ein dreimal drei Meter großer Durchlass geschlagen war. Zurzeit konnte man durch diesen Durchlass noch die Leute sehen, die dahinterstanden, aber drei Torwächter standen schon oben auf der Platte und bereiteten durch leise Gesänge die Aktivierung des machtvollen Artefakts vor. Elionai entdeckte Lariel, der mit Titulon und Ipalisa sprach, zwei seiner erfahrensten Reiter, und ging zu ihm hinüber. »Wir können es uns nicht leisten, so etwas zu ignorieren«, sagte Lariel gerade. »Die Wolkentänzer erzählen von einem magischen Kreis, der groß genug ist, um ganze Horden von Wesen aus dem Reich hinter den Sternen herbeizurufen.« »Und hat sich irgendjemand, der etwas davon versteht, den Aufbau angesehen? Die Goldenen werden wissen, dass wir es angreifen werden. Also würde es ihnen reichen, etwas zu bauen, das nur gefährlich aussieht, um uns in eine Falle zu locken«, wandte Ipalisa ein. Sie galt als die beste Fechterin unter den Kindern des Windes, und an ihrer Seite hing das legendäre Schwert Silberflamme, mit dem schon manche Helden gegen die Goldene Horde gefochten hatten. Lariel schüttelte den Kopf. »Niemand weiß, ob es echt oder ein Täuschungsmanöver ist.« Jetzt entdeckte er Elionai und nickte ihr zu, ohne das Gespräch zu unterbrechen. Auch Titulon und Ipalisa begrüßten sie mit einem kurzen Nicken. »Aber selbst wenn es ein Täuschungsmanöver sein sollte, rechnen sie nicht mit einem

Angriff bei Sonnenuntergang, denn die Horde ist es gewöhnt, dass wir erst tief in der Nacht oder in den frühen Morgenstunden angreifen. Genau deswegen reiten wir jetzt, solange es noch hell ist.« »Damit vergeben wir aber auch den Vorteil ihrer schlechten Nachtsicht«, argumentierte Titulon. »Und die Unnennbaren sind möglicherweise auch noch aktiv.« »Ja, aber das müssen wir in Kauf nehmen. Es ist mir vollkommen klar, dass wir in dieser Situation nicht aus eigener Entscheidung handeln können, sondern die Umstände uns bestimmte Handlungen aufnötigen. Deswegen müssen wir so viel Unerwartetes tun, wie wir nur können. Neben der ungewöhnlichen Tageszeit ist das vor allem der Ablenkungsangriff auf das Lager der Schwarzpelze durch die Geisterkrieger und die Fliegende Garde. Und der Weg, den wir nehmen, soll sie zu Beginn im Glauben lassen, wir hätten es auf den Hafen abgesehen. Aber hinter dem Tränenhain werden wir abbiegen und über den Nalayr reiten.« »Über den Fluss?« Elionai blickte ihn ungläubig an. »Wir alle?« »Ja. Deswegen werden Oisin und seine Gehilfen uns begleiten. Sie werden das Wasser bitten, uns zu tragen.« »Ein riskantes Unterfangen«, sagte Titulon. »Wir wissen nicht, ob die Zauberer der Horde den Fluss nicht irgendwie manipuliert haben. Es ist bekannt, dass sie so etwas können. Im schlimmsten Fall könnte der Nalayr zu einer tödlichen Falle werden.« »Wir müssen uns auf Orimas Gnade verlassen. Sie hat uns noch jedes Mal geholfen, wenn wir es am dringendsten brauchten.« Mit diesen Worten war die Diskussion beendet. Lariel gehörte zu jenen, die immer noch die Meinung vertraten, dass die Elfen das auserwählte Volk der Götter seien. Darüber ließ er nicht weiter mit sich diskutieren, und auch wenn sich Titulon und Ipalisa einen vielsagenden Blick zuwarfen, wagte niemand, das Thema noch weiter auszubreiten. »Elionai, du hast es gehört«, wandte er sich nun an sie. »Unser Vorhaben ist äußerst gefährlich, die Risiken sind kaum

abzuschätzen. Deswegen möchte ich, dass du immer in meiner Nähe bleibst. Es mag sein, dass ich auf deine Fähigkeiten zurückgreifen muss.« »Wie du befiehlst«, antwortete sie und spürte Angst ihren Nacken hinaufkriechen. Sie hatte noch nie erlebt, dass er eine Situation ausdrücklich als riskant und unwägbar bezeichnete. Es musste wirklich schlimm stehen. Lariel ließ sie stehen und ging zu Oisin hinüber, der auf der anderen Seite des Saals auf einige andere Zauberweber einredete. Elionai starrte ihm noch einen Moment hinterher, dann riss sie der anschwellende Gesang der Torwächter aus ihren Überlegungen. Die drei Elfen, zwei Männer und eine Frau, hatten mit ihrem rituellen Tanz begonnen, dessen Rhythmus sie mit dem Gesang selbst vorgaben. Elionai hatte sich schon oft gefragt, ob die fremdartigen Worte, die sie sangen, irgendeiner uralten Sprache entstammten oder reine Klangmalereien waren. Auch die Melodie widersprach jedem Harmonieverständnis, dem die üblichen Gesänge folgten, ihre Ästhetik war ungewohnt und fremd, aber doch in sich stimmig, die Tonfolgen so verwirrend, dass nur wahre Meister ihres Fachs sie hervorbringen konnten. Sie wusste niemals zu sagen, ob es die Klänge waren, die sie mit einer seltsamen Unruhe erfüllten, oder die Vorfreude auf das, was hinter dem Tor wartete. Tanz und Gesang wurden lauter und schneller, während die Gespräche im Saal leiser wurden und schließlich verstummten. Alle starrten auf den Torstein, dessen Durchgang sich mit einer nebligen Struktur füllte. Nach und nach wurden in diesem wabernden Grau Formen sichtbar, die sich schließlich zu einer lieblichen Landschaft verdichteten: eine sonnenüberflutete Wiese inmitten eines hügeligen Waldes. Am Waldrand standen Pferde, die meisten davon mit leuchtend weißem Fell, und einige wendeten gerade ihre Köpfe und blickten zum Tor herüber. Entferntes Wiehern mischte sich unter die Musik der Torwächter, und es kam Bewegung in die Herde.

Zuerst verfielen nur wenige Tiere in Trab, aber je mehr sich anschlossen, desto schneller wurden die vordersten, bis schließlich die ganze Herde in vollem Galopp auf das Tor zugestürmt kam. Augenblicke später drängten die Pferde durch den schmalen Durchgang in den dunklen Saal, und ohne zu zögern verteilten sie sich und liefen zu den Elfen, zu denen sie gehörten. Eines der vordersten trabte zu Elionai herüber und wieherte leise zur Begrüßung. Elionai hielt ihm die offene Hand hin, die das Pferd zärtlich zur Seite schubste, um seinen großen Kopf auf ihre Schulter zu legen. Sie umarmte den kräftigen Hals und kraulte das samtige Fell. »Dalis«, flüsterte sie ihm ins Ohr, und das Pferd wieherte noch einmal. Niemals hatte sie sich einem Elfen so nahe gefühlt wie Dalis. Ohne die eigenen Gedanken zu öffnen, schien das Tier jederzeit zu wissen, was in ihr vorging, und umgekehrt erkannte sie Dalis' Gedanken, ohne sich bemühen zu müssen. Natürlich war das nicht von Anfang an so gewesen, aber die gemeinsamen Erlebnisse auf dem Schlachtfeld hatten ein Band tiefster Vertrautheit zwischen ihnen gewoben. Wie schön wäre es, auch in friedlichen Zeiten einmal diese Nähe zu spüren und einfach gemeinsam über die weiten Steppen zu ziehen, die Wärme der Sonne zu genießen und die Kühle des Windes! Würde es jemals wieder Frieden geben? Pferde waren Kreaturen aus der Welt hinter dem Nebel, die es in Aventurien nicht gab. Vielleicht waren sie mit den Einhörnern verwandt, obwohl sie im Gegensatz zu ihnen nicht zaubern konnten. Seit Lariel sie vor einigen Jahrhunderten entdeckt hatte, wurde es ausgewählten Kämpfern erlaubt, sich der Herde zu nähern und mit einem der Tiere anzufreunden. Wer von dem Tier anerkannt wurde, schloss damit eine sehr intensive Bindung. Und das war Voraussetzung dafür, in Lariels Reitergarde aufgenommen zu werden, eine der angesehensten Kämpfertruppen des gesamten Elfenreichs. Leider waren Pferde

sterblich und mit einer Lebenserwartung von knapp hundert Jahren aus elfischer Sicht auch kurzlebig, aber es kam gar nicht selten vor, dass ein einmal von einem Pferd Auserwählter bei dessen Tod von einem Fohlen der gleichen Blutlinie »übernommen« wurde. Elionai hatte allerdings auch schon erlebt, dass die Bindung zwischen Pferd und Reiter so eng war, dass der Reiter nach dem Tod seines Tiers auf eine neue Bindung verzichtet hatte. Und inzwischen war auch sie sich längst nicht mehr sicher, ob sie nach Dalis jemals ein weiteres Pferd reiten wollte. Hinter ihr räusperte sich jemand und riss sie aus ihren Träumereien. Sie schob Dalis' Kopf ein wenig zur Seite und drehte sich zu Tibolo, der hinter ihr stand und sie anlächelte. Es war nicht sein übliches schelmisches Grinsen. Elionai wusste, dass der Faun seine ewig spöttische Maske nur sehr selten fallen ließ und dann aufrichtige Gefühle zeigte. Im Moment schien er teilzuhaben an der Liebe, die Elionai und Dalis verband. Ohne ein weiteres Wort hielt er ihr zwei Kalebassen hin. »Danke«, sagte sie, nahm die beiden Gefäße mit dem Nurtiwasser entgegen und schob sie in die dafür vorgesehenen Schlaufen an ihrem Gürtel. »Ich wünsche Euch viel Glück«, sagte er. Es klang ungewohnt ernsthaft, als wisse auch er von der Gefährlichkeit des Vorhabens. Elionai legte ihm die Hand auf die Schulter. »Ich danke dir. Möglicherweise werde ich dieses Mal wirklich noch dringender auf Orimas Gnade angewiesen sein als sonst.« Sie wandte sich wieder Dalis zu und streichelte der Stute über die Nüstern. »Weißt du, ob die fliegende Garde schon losgeflogen ist?« »Nein, Euer Augenstern ist vorerst noch in der Sicherheit der Mauern Tie'Shiannas.« Jetzt war er wieder da, der spöttische Unterton, der so typisch für ihn war. »Wenn ich es richtig verstanden habe, dann werden die Fliegenden einen Ablenkungsangriff ausführen, der Euch den Rücken freihalten soll. Daher werden sie erst kurz vor Euch

aufbrechen.« Das stimmte mit dem überein, was sie eben gehört hatte. Tibolo hatte die erstaunliche Gabe, sehr viel aufzuschnappen, während er seinen Aufgaben als Leibdiener nachging. Deswegen war er oft sehr gut informiert – besser als viele Elfen. Als kurzlebiger Diener wurde er von den meisten gar nicht weiter wahrgenommen, vor allem weil niemand damit rechnete, dass er das Asdharia gut genug verstand, und so sprachen sie ahnungslos weiter, wenn er in ihrer Nähe war, auch wenn das Thema des Gesprächs nicht für Außenstehende gedacht war. Schon manches Mal hatte er ihr Informationen beschaffen können, an die sie selbst kaum gekommen wäre. »Dann bete ich zu Orima, dass er Zerzals Klauen entgeht«, sagte sie. »Ich würde ihn gern morgen zum Essen einladen.« Mit einer geübten Bewegung schwang sie sich auf Dalis' Rücken. Die Stute wieherte erfreut. »Ja, meine Gute, gleich geht's raus.« Elionai streichelte beruhigend ihren Hals. Auch viele andere Reiter saßen inzwischen auf ihren Pferden und warteten auf das Zeichen zum Aufbruch. Sie entdeckte Lariel auf seinem gewaltigen Rappen, dem größten und kräftigsten Tier der ganzen Herde. Es unterschied sich von den meisten Pferden nicht nur durch seine nachtschwarze Farbe, sondern auch dadurch, dass es ein Hengst war. Es geschah nicht oft, dass ein männliches Tier einen Elfen akzeptierte, aber Zorr war eines davon. Mittlerweile musste er deutlich über hundert Jahre alt sein, aber dennoch strahlte er immer noch vor Kraft und Stolz. Elionai vermutete, dass Lariel sein Leben mit Nurtis Hilfe verlängert hatte, weil er nicht bereit war, sich ein neues Tier zu suchen. »Wir sehen uns nachher«, nickte sie Tibolo zu. Der Faun zwinkerte ihr zu. »Aber selbstverständlich.« Ein leichter Schenkeldruck reichte aus, um Dalis zu signalisieren, dass sie sich einen Weg zwischen den anderen Reitern hindurch zu Lariel suchen sollte. Der Reiterfürst wechselte gerade noch einige Worte mit Fenvarien, der neben

Zorrs Kopf stand, und mit Kershwiki. Als Elionai hinzukam, schenkte ihr der Hochkönig ein Lächeln, während das Einhorn sie nur aus seinen goldenen Augen musterte. »Möge Orima euch gewogen sein«, sagte Fenvarien. »Wir kämpfen für das Volk der Elfen«, antwortete Lariel formelhaft und blickte sich um. »Und das werden wir jetzt tun.« Er gab Titulon ein Zeichen, woraufhin dieser ein kristallenes Jagdhorn an die Lippen setzte und ihm einen sanften, klagenden Ton entlockte. Sofort kehrte Ruhe ein. Wer sich bisher noch nicht auf den Rücken seines Pferdes geschwungen hatte, holte das jetzt nach, und alle blickten Lariel an. »Elfen von Tie'Shianna, Kinder des Windes«, begann er. »Ein weiteres Mal habe ich euch zusammengerufen, weil es gilt, Gefahr von unserem Volk abzuwenden. Die Bedrohung ist ein magischer Ritualplatz, größer als alle, die wir bisher gesehen haben. Wir werden tief in feindliches Gebiet eindringen müssen, und unser Weg wird nicht einfach. Es gilt, die Horde möglichst lange im Dunkeln über unsere Absichten zu halten, denn nur so haben wir Aussicht auf Erfolg. Bleibt also nahe beieinander und folgt euren Scharführern, die genaue Befehle haben. Für Tie'Shianna!« »Für Tie'Shianna«, echote es vielstimmig. Dann öffneten einige Diener ein zweiflügliges Steintor, kalter Abendwind fegte ihnen entgegen. In Zweierreihen verließen die Reiter den Saal, folgten einem kurzen Gang und ritten aus Tie'Shianna hinaus. Von ihrer Umgebung konnten sie kaum etwas erkennen, alles war in dichten Nebel gehüllt. Selbst von den Reitern neben ihr sah Elionai nur Silhouetten, aber sie wusste, dass der graue Schemen vor ihr Lariel war, der daneben musste Oisin sein. Dies war die übliche Maßnahme der Zaubersänger, um die Angriffe von Lariels Reitern zu verschleiern. Immer wieder wurden an den Toren solche Nebelbänke beschworen, oft als reines Täuschungsmanöver, manchmal aber eben auch, um den Feind im Unklaren über

Anzahl der Kämpfer und Richtung des Ausfalls zu lassen. Auf den ersten hundert Metern konnten sie noch nicht ihr volles Tempo aufnehmen, denn hier führte der Weg von dem Felsplateau, auf dem die Stadt errichtet war, steil hinunter auf die Ebene. Kaum hatten sie den Hang hinter sich gelassen, rannten die Pferde los, schneller als sich irgendein anderes Wesen fortbewegen konnte, außer es flog. Elionai hörte das Dröhnen Hunderter galoppierender Hufe. Für einen Außenstehenden musste es wie das beängstigende Donnern eines nahenden Gewitters klingen, für sie bedeutete es, zu einer machtvollen Kraft zu gehören, die Tod und Verderben über ihre Feinde brachte. Es war nicht ganz einfach, sich dieser Euphorie zu entziehen. Sie hatte schon manch einen jungen Reiter erlebt, der sich von dem Machtrausch hatte übermannen lassen und sich überlegenen Kämpfern entgegengeworfen hatte – was manchmal gelang, in der Regel aber mit einem allzu frühen Heldentod endete. Sie konzentrierte sich auf Nurtis Gabe, Leben zu erkennen, und im nächsten Moment veränderte sich ihre Wahrnehmung. In dem undurchdringlichen Grau wurden grünlich schimmernde Umrisse sichtbar: Jedes Lebewesen in der Umgebung leuchtete, Pferde wie Reiter. So konnte sie nicht nur erkennen, wo ihre Gefährten waren, sondern würde auch jeden Gegner rechtzeitig bemerken, der es wagte, sich der Reiterschar inmitten des Nebels entgegenzustellen. Doch so nahe an den Mauern Tie'Shiannas würde das niemand tun. Lariel führte sie nicht über die gepflasterte Straße, die früher einmal vom Löwentor zum vorgelagerten Flusshafen geführt hatte, bevor er von der Horde eingenommen worden war. Die Schlachten der letzten Wochen und Monate hatten die Straße an vielen Stellen zerstört, Fallgruben und tiefe Gräben durchzogen sie, magisch entstandene Sümpfe lauerten ebenso wie Zonen, in denen tiefe Panik oder Verzweiflung über jedes denkende Wesen herfielen.

So flog die Reiterschar über die ehemaligen Wiesen hinweg, die Tie'Shianna umgeben hatten, die aber unter den Füßen und Hufen der Kämpfenden längst vergangen waren und sich in eine staubige und blutgetränkte Steppe verwandelt hatten. Von einem Moment zum nächsten verließen sie den Nebel – weiter reichte der Zauber nicht. Von nun an konnten die Elfen ihre Gegner zwar besser erkennen, aber auch diese sahen, wie viele elfische Reiter Tie'Shianna verlassen hatten. Und natürlich waren die Befehlshaber der Goldenen Horde nicht untätig geblieben, als der Nebel vor dem Löwentor aufgetaucht war. Bewegung war in die Belagerungslinien gekommen, Gestalten rannten hin und her. Aber noch waren sie zu weit entfernt, um gefährlich zu werden. Weit im Osten, in der Nähe des Kristalltors, flackerten große Feuer. Sie mussten das Ergebnis des Ablenkungsangriffs sein, der hoffentlich für einige Verwirrung gesorgt hatte. Bisher war es den Goldenen jedenfalls noch nicht gelungen, angemessen auf das Auftauchen von Lariels Schar zu reagieren. Titulon blies ein kurzes, dreitöniges Signal. Sofort teilte sich die Schar der Reiter. Während Lariel mit dem größeren Teil nach links schwenkte, ritten Titulon, Oisin und gut zwanzig weitere Reiter nach rechts. Elionai sah jetzt auch, dass Kershwiki seine Einhörner ebenfalls in die Schlacht führte. Weil sie nicht mit der Geschwindigkeit der Pferde mithalten konnten, hatten sie bereits den Anschluss verloren und galoppierten Titulon und Oisin mit wachsendem Abstand hinterher. Elionai blieb bei Lariel, der auf einen echsischen Vorposten zuhielt. Es war schon fast Routine, über solche Vorposten herzufallen und sie zu zerstören, auch wenn das Ergebnis nicht viel mehr als ein Nadelstich für die Horde war. Diese Vorposten waren flache, von Erdwällen umgebene Gruben, deren Böden mit Schlamm und brackigem Wasser bedeckt waren. Darin lagen die echsischen Kämpfer und schützten sich vor der Austrocknung durch die Sonne. Wann

immer die Elfen einen Ausfall wagten, konnten die Echsen ihnen von hier aus sofort entgegentreten, und gleichzeitig bot dieser innere Belagerungsring die letzte Gelegenheit, diejenigen aufzuhalten, die von außen nach Tie'Shianna hineinwollten und es irgendwie geschafft hatten, sich durch den äußeren Ring hindurchzuschleichen. Andererseits waren diese Posten ein willkommenes Ziel für schnelle Überraschungsangriffe, denn Lariels Reiter waren schneller bei ihnen, als Verstärkung von hinten nachrücken konnte. Hinzu kam, dass die Echsen nachts in Kältestarre verfielen, was sie zur leichten Beute machte. Deswegen waren jene Gruben, die man zu nahe an den Toren errichtet hatte, längst aufgegeben worden. In den anderen mussten dafür manchmal nachts Kämpfer ausharren, denen die Kühle der Nacht weniger ausmachte: Orks, Goblins, Trolle oder die ebenso tumben wie gefräßigen Oger. Der Posten, der vor ihnen lag, war größer als die meisten anderen. Er war dort errichtet worden, wo die Straße zum Hafen zwischen zwei Hügeln hindurchführte, eine taktisch wichtige Position. Innerhalb der Palisade aus dicken Baumstämmen stand ein gemauertes Haus, das früher einmal ein elfischer Wachposten gewesen war. Hinter der Palisade waren Fackeln angezündet worden, und Elionai konnte mehrere Gestalten erkennen, die wild durcheinanderrannten. Eine davon war besonders auffällig, denn sie war größer als die anderen: ein Leviatan. Diese überaus hässlichen Wesen waren die Elite der Echsen, nicht nur gewaltige Kämpfer, sondern auch mächtige Zauberer. Zum Glück gab es nicht viele von ihnen, und kaum welche hatten sich dem Goldenen angeschlossen. Jeder von ihnen war aber ein ernstzunehmender Gegner. Lariel gab das Signal zum Anhalten, als sie in Schussreichweite waren. Elionai nahm den Kristallbogen aus seiner Halterung und einen Pfeil aus dem Köcher. Vom Pferderücken aus hatte sich der Langbogen nicht

bewährt, obwohl sie ihn wesentlich lieber benutzte. Doch obwohl der Reiterbogen eine geringere Reichweite und weniger Durchschlagskraft hatte, war er jedem nichtmagischen Bogen immer noch weit überlegen. Dalis erkannte, was Elionai wollte, denn obwohl sie eben noch heftig geatmet hatte, hielt sie jetzt die Luft an, um Elionai einen optimalen Schuss zu erlauben. Auch die Elfe stellte das Atmen ein, während sie den Bogen spannte. Die Welt verblasste, alles wurde nebensächlich. Sie erspürte die Aura des Leviatans, verband sie mit dem Bogen, dem Pfeil und ihrem Selbst. Wie aus weiter Entfernung hörte sie Lariels Befehl, hörte, wie hundert Sehnen ihre Geschosse entließen, hörte das Zischen einer todbringenden Pfeilwolke. Sie jedoch wartete einen Herzschlag länger, bevor sie ihr Geschoss auf die Reise schickte. Trommelnd schlugen die Geschosse ein, und Elionai sah die Aura des Leviatans aufleuchten, als seine Schutzmagie zahlreiche Pfeile wirkungslos abprallen ließ. Aber der Zauber würde einige Momente brauchen, um sich zu regenerieren, und mit etwas Glück … und sie hatte Glück. Ihr Pfeil traf, und keine magische Rüstung hielt ihn auf. Allerdings meinte Orima es auch mit dem Leviatan gut, denn unter dem Pfeilregen war er zusammengezuckt, das Geschoss verfehlte seine Kehle und durchschlug stattdessen seine Wange. Das würde ihn nicht töten, aber zumindest für einige Zeit schwächen – und ihm vermutlich auch das Zaubern erschweren. Wäre dieser Angriff keine Ablenkung gewesen, dann hätte Lariel nun einen Sturmangriff befohlen, um den Augenblick zu nutzen, in dem die Feinde noch in Deckung waren oder mit den Folgen der Pfeilattacke zu kämpfen hatten. Doch Lariels Plan sah anderes vor. »Rückzug!«, rief er, wendete sein Pferd und preschte davon, gefolgt von seinen Leuten. Elionai widerstand dem Impuls, einen weiteren Pfeil auf den Leviatan abzuschießen –

geschwächt, wie er jetzt war, hätte sie ihn vielleicht töten können –, und reihte sich wieder in das Reiterheer ein.

***

Im Dorf der Zentauren Aqirea erreichte das Dorf am späten Abend und wurde mit großer Freude begrüßt. Niemand fragte, was sie unterwegs erlebt hatte, obwohl sie an Raxillos' Blick sah, dass er es gern gewusst hätte. Aber es gehörte sich nicht – die Erlebnisse bei den Prüfungen waren sehr persönlich und gingen niemanden etwas an. Sehr interessiert war der Rat der Mütter aber an ihrem Bericht, dass sie zwei Wegstunden vom Dorf entfernt Spuren von Minotauren entdeckt hatte. Vermutlich war es ein kleiner Jagdtrupp, und seine Anwesenheit sorgte für große Aufregung. Eilig wurden zusätzliche Späher ausgesandt und die Wachen verstärkt. Es kam immer wieder mal vor, dass einige der Stierköpfigen über den Fluss setzten und hier auf Jagd gingen, und wenn sie eine Gelegenheit fanden, fielen sie auch über Zentauren her, um sie zu versklaven oder einfach zu töten. Es hieß, sie beteten einen grausamen Götzen an, der nach Blutopfern verlangte, und Zentauren seien willkommene Objekte für die blutigen Rituale zu seinen Ehren. Deswegen wurden meistens, sobald sich Minotauren hier blicken ließen, bewaffnete Gruppen ausgesandt, die sie über den Fluss zurückjagen sollten – oder gegen sie kämpften, wenn sie sich nicht vertreiben ließen. Dass die Minotauren ausgerechnet während einer Initiation auftauchten, wurde von einigen Stammesmitgliedern als schlechtes Omen betrachtet. Was für ein Zeichen sie darin sahen, wusste Aqirea nicht. Mit etwas Glück wurde es nicht ihr angelastet, sondern der Elfe. Eigentlich hätte sie froh darüber sein sollen, aber sie war es nicht. Es schien niemanden zu interessieren, dass die Elfe allein unterwegs war und Gefahr lief, den Minotauren direkt in die Arme zu laufen. Einige Leute sahen sogar einen Zusammenhang zwischen der Anwesenheit der Elfe und dem Auftauchen der Minotauren – suchten die Minotauren möglicherweise nach ihr? Je später es wurde, ohne dass die Elfe zum Dorf zurückkehrte, desto nervöser wurde Aqirea. Schon

während des gesamten Rückwegs hatte sie über das Verhalten der Elfe nachgedacht, aber sie war zu keinem Ergebnis gekommen. Die Warnung vor dem Bären hatte sich als zutreffend herausgestellt. Hätte sie auf die Elfe gehört, wäre sie nicht in diese tödliche Gefahr geraten. Und dann hatte die Elfe ihr das Leben gerettet, obwohl sie die Warnung einfach in den Wind geschlagen hatte. Aber warum? Es gab keine vernünftige Begründung – jedenfalls keine, die sich mit dem Wenigen vereinbaren ließ, was Aqirea über Elfen wusste. Eine ihrer Überlegungen lief darauf hinaus, dass die Elfe vielleicht den Bären behext hatte, damit er sie angriff und die Elfe sie retten konnte, um sich ihr Vertrauen zu erschleichen. Aber erstens erklärte das nicht, warum der Bär so schwer verletzt war, und zweitens erschien es ihr auch nicht stimmig. Wäre es der Elfe nur um ihr Vertrauen gegangen, hätte sie dieses Ziel mit Zauberei doch bestimmt einfacher erreichen können. Am Ende liefen all ihre Überlegungen darauf hinaus, dass es ihre Pflicht gewesen wäre, die Elfe vor den Minotauren zu warnen, wie die Elfe sie vor dem Bären gewarnt hatte. Wenn die Fremde nun angegriffen wurde, traf Aqirea eine Mitschuld. Zwar hätte sie eigens umkehren müssen, aber dennoch … Jetzt saß sie allein an ihrem Lagerfeuer und grübelte weiter vor sich hin. Kaum war sie im Dorf angekommen, hatte Qachisa ihr die nächste Aufgabe erklärt: Auf einer Wiese war Feuerholz zusammengetragen worden, und sie musste ein Lagerfeuer entzünden und es bis zum Morgen in Gang halten. Allerdings waren Teile des Holzes nass gewesen, was sie sich zunächst nicht erklären konnte. Kaum brannte das Feuer und sie wollte sich ein wenig ausruhen, da bemerkte sie jemanden, der sich in der Dunkelheit heranschlich: ein Zentaur mit einem großen Holzeimer. Sie stellte sich ihm in den Weg – es war Uthagor, er trug eine bunt bemalte Maske, die einen Wassergeist darstellte. Als er merkte, dass sie ihn gesehen

hatte, drehte er kommentarlos um und verschwand wieder in der Dunkelheit. Eine zweite Gestalt jedoch – Torges mit einer ähnlichen Maske – ging zu dem Feuerholzstapel, der ein paar Schritte weiter für die Elfe bereitstand, und schüttete seinen Eimer voller Wasser darüber aus. Dieses Schauspiel wiederholte sich noch zweimal, und Aqirea begriff, dass sie sich keinen Schlaf gönnen durfte, so müde sie auch war. Es war ihre Pflicht, das Feuer bis zum Sonnenaufgang zu bewachen – und anscheinend gehörte es auch dazu, die beiden Brüder daran zu hindern, es zu löschen. Das Holz der Elfe jedoch wurde von Mal zu Mal nasser, und Aqirea bezweifelte, dass es überhaupt noch möglich war, es anzuzünden. Es ging auf Mitternacht zu, als die Elfe endlich von Qachisa und Kratis zu ihrem Holzstapel geführt wurde. Sie sah sehr erschöpft aus, schien aber unverletzt. Erstaunt registrierte Aqirea, wie erleichtert sie war, dass die Elfe es geschafft hatte. Die Strecke zum Tränenwald und zurück musste für einen Zweibeiner eine beachtliche Leistung darstellen. Den Hinweg hatte sie mit erstaunlichem Tempo zurückgelegt, kaum langsamer als Aqirea selbst. Für den Rückweg hatte sie viel länger gebraucht. Hatte sie sich so lange dem verletzten Bären gewidmet? Oder hatte sie ihre Kräfte auf dem Hinweg zu sehr beansprucht und keine Reserven mehr für den Rückweg gehabt? Auch sie trug noch immer den Blumenkranz, und sie lächelte Aqirea matt zu. Nachdem Kratis ihr in der seltsam singenden Elfensprache die Aufgabe für diese Nacht erklärt hatte, ging sie zum Feuerholz und durchsuchte es. Sie fand ein paar Äste, die wohl noch nicht ganz so durchnässt waren. Dann nahm sie den Holzbogen zur Hand, der zum Entzünden des Feuers bereitlag, und schaute ihn verständnislos an. Es dauerte einen Moment, bis Aqirea begriff, dass die Elfe keine Ahnung hatte, was sie damit anfangen sollte. Dieser Gedanke war seltsam. Konnte es wirklich jemanden geben, der

den Feuerbogen nicht kannte? Sollten Elfen etwa die Nutzung des Feuers nicht beherrschen? Das konnte nicht sein! Vermutlich hatten sie irgendwelche anderen Hilfsmittel zum Feuermachen, zum Beispiel Feuersteine – einen solchen hatte Hilios irgendwann mal bei einem Nachbarstamm gegen ein Fuchsfell eingetauscht. Aber jetzt half ihr das nicht. Und wenn sie das Feuer nicht in Gang bringen konnte, würde sie die Initiationsprobe nicht schaffen. Aqirea schüttelte den Kopf. An einer solchen Kleinigkeit durfte die Prüfung doch nicht scheitern! Es war ihr zwar untersagt, der Elfe zu Hilfe zu kommen, aber andererseits: War die Warnung vor dem Bären nicht auch eine Hilfe gewesen? Schließlich hatte sie eine Idee. Sie nahm ihren eigenen Feuerbogen und räusperte sich kräftig. Als die Elfe zu ihr herüberschaute, tat sie so, als wolle sie ihr Feuer noch einmal entzünden, und achtete darauf, dass die Elfe genau sehen konnte, was sie tat: Sie schlang die Sehne um das Rundholz und setzte es auf ein Holzscheit. Durch das schnelle Hinund Herbewegen des Bogens drehte sie das Rundholz, bis am Reibungspunkt Rauch entstand und sich schließlich Glut zeigte. Mit ein paar Holzspänen und behutsamem Pusten fachte sie diese Glut zu einem Flämmchen an. Als sie zu der Elfe hinüberblickte, lächelte die ihr zu und machte sich daran, die Technik nachzuahmen. Wenig später prasselte auch bei ihr ein kleines Feuerchen. Es war kleiner als Aqireas und rauchte stark, was am nassen Holz lag. Vermutlich würde es nicht ganz einfach werden, es bis zum Morgen in Gang zu halten. Der Elfe geholfen zu haben, ohne sie dabei allzu offensichtlich zu unterstützen, erfüllte Aqirea mit Zufriedenheit. Damit war ihre Schuld vielleicht noch nicht beglichen, aber immerhin hatte sie einen kleinen Teil davon abgegolten. Die Elfe setzte sich an ihr Feuer und starrte in die Flammen. Damit kehrte für Aqirea die Langeweile zurück. Der Tag war sehr anstrengend gewesen, und

Vater Sonne hatte das seine beigetragen. Sie war müde und hungrig. Aber sie hatte nichts zu essen bekommen, und einschlafen durfte sie nicht, denn sonst würde Uthagor kommen und ihr Feuer auslöschen. Sie versuchte sich wachzuhalten, indem sie gemächlich um das Feuer trottete, immer im Kreis. Das war zwar eintönig, verhinderte aber, dass sie einschlief. Doch es änderte nichts daran, dass sie immer müder wurde. Erst als sie ins Stolpern kam, weil sie die Hufe nicht mehr hoch genug über den Boden hob, merkte sie, dass sie fast im Laufen weggedämmert war. Sie blieb stehen und versuchte, die Müdigkeit aus dem Kopf herauszuschütteln. Die Zeit wollte einfach nicht vergehen. Ein Blick zur Elfe verriet, dass sie regungslos an ihrem Feuer saß. Vermutlich war sie längst eingeschlafen. Aqirea überlegte, ob sie sie wecken sollte, aber sie beschloss, dass eine solche Hilfestellung doch zu viel gewesen wäre. Stattdessen legte sie etwas Feuerholz nach und wartete, bis ihr eigenes Feuer wieder schön hoch flackerte. Dann begann sie wieder herumzulaufen, und diesmal wählte sie ständig wechselnde Strecken, um nicht wieder von der Eintönigkeit eingelullt zu werden. Wie viel Zeit vergangen war, als sie wieder einmal eine Gestalt sah, die durch die Schwärze der Nacht auf sie zuschlich, wusste sie nicht. Sofort schnitt sie ihr den Weg zum Feuer ab. »Du siehst, dass ich noch wach bin, Uthagor«, sprach sie ihn an. »Du kannst also wieder gehen und dein Glück später noch einmal probieren.« Dann sah sie, dass er diesmal eine andere Maske trug. Er stellte nicht mehr den freundlichen Wassergeist dar, sondern einen streitlustigen Wasserdämon. Und er ließ sich nicht von ihren Worten beeindrucken. »Wer sagt, dass es ausreicht, wach zu bleiben? Hindere mich doch daran, dein Feuer auszulöschen, wenn du kannst!« Aqirea starrte ihn an. Er überragte sie um mehr als Haupteslänge, und vermutlich wog er das Doppelte. Wie sollte

sie verhindern, dass der erfahrenste Kämpfer des ganzen Stamms ihr Feuer erreichte? Er tat so, als wolle er loslaufen, blieb aber sofort wieder stehen und lachte über ihren Versuch, ihn abzufangen. »Na, kleine Aqirea, Träumerin, gib doch einfach auf. Sieh es ein, dein Feuer ist schon so gut wie aus!« Plötzlich ertönte vom Feuer der Elfe her ein Schrei, dann ein lautes Platschen. Obwohl nicht die Elfe geschrien hatte, sondern Torges, widerstand Aqirea dem Impuls hinzuschauen, um zu sehen, was passiert war. Uthagor nickte anerkennend, offensichtlich hatte er damit gerechnet, dass sie sich ablenken lassen würde. Doch dann war er es, der zu dem anderen Feuer hinüberblickte und ein erstauntes Gesicht machte. Aqirea ließ sich auch davon nicht in die Irre leiten und behielt ihn im Blick. Ihr wurde klar, dass sie ihn ohne eine List nicht würde aufhalten können – und sie beschloss, seine Ablenkung gegen ihn selbst zu verwenden. Sie machte einen schnellen Satz nach vorn, bäumte sich direkt vor ihm auf und schlug mit beiden Fäusten nach seinem Kopf. Sie wollte ihn gar nicht treffen, sondern trat gleichzeitig mit einem Vorderhuf nach dem Eimer. Uthagor, der nicht mit einem Angriff gerechnet hatte, wich zurück und schützte seinen Kopf mit dem linken Arm, denn in der rechten Hand trug er ja den Eimer. Den Tritt sah er nicht kommen. Durch seine Ausweichbewegung traf Aqirea jedoch nicht den Eimer, sondern seinen Oberarm. Uthagor schrie auf, und Aqirea machte erschrocken zwei Schritte zurück. »Entschuldige«, sagte sie, denn sie hatte ihm nicht wehtun wollen. Durch die Maske hindurch starrte er sie finster an und rieb sich den Arm. Den Eimer aber hatte er nicht fallen lassen. Vom anderen Feuer ertönten wilde Flüche. »Das war gar nicht schlecht, kleine Träumerin«, sagte Uthagor. »Sollte ich dich etwa unterschätzt haben?« »Ein Glückstreffer«, antwortete Aqirea, und sie befürchtete, dass sie der Wahrheit damit sehr nahe kam. Wieder

machte er einen schnellen Schritt auf sie zu, brach dann aber zur Seite aus und galoppierte los. Sie versuchte, ihm in den Weg zu springen, aber sie war nicht schnell genug, und so konnte sie nur noch zusehen, wie er mit einem Jubelruf das Wasser über ihre Feuerstelle goss. Immerhin traf er in der Eile nicht allzu genau. Die Flammen zischten und dampften, gingen aber nicht aus. Uthagor drehte sich zu ihr. »Nichts für ungut, Kleine, du hast dich gar nicht schlecht geschlagen. Aber man kann halt nicht immer gewinnen.« »Das sagt der Richtige«, antwortete sie und versuchte, sich den Ärger über die Niederlage nicht anmerken zu lassen. »Bis zum nächsten Mal«, sagte er spöttisch und ließ sie stehen. Sie schaute ihm hinterher, bis er in der Dunkelheit verschwunden war. Erst dann blickte sie zu dem anderen Feuer hinüber. Dort stand die Elfe mit einem Eimer in der Hand, kampfbereit und anscheinend hellwach. Ein paar Meter weiter stand Torges und rieb sich die Augen. Sein Haar war tropfnass, und er schimpfte laut vor sich hin. »Verdammte Hexe, du hast mich verzaubert. Ich bringe dich um, lass es dir gesagt sein. Bei nächster Gelegenheit dreh ich dir den Hals um, und weißt du was? Ich werde Spaß daran haben. Verdammte Zauberei. Das ist bestimmt nicht erlaubt. Ich werde dafür sorgen, dass du rausgeworfen wirst. So besteht man doch keine Initiation!« Er warf ihr einen finsteren Blick zu und zischte noch einmal hasserfüllt »Hexe!«, bevor er sich umwandte und ebenfalls in der Dunkelheit der Nacht verschwand. Gern hätte Aqirea herausgefunden, wie die Elfe es geschafft hatte, Torges den vollen Eimer abzunehmen, obwohl es kurz zuvor noch ausgesehen hatte, als würde sie schlafen. Aber Torges würde es ihr nicht erzählen, und die Sprache der Elfe verstand sie nicht. Als die Elfe zu ihr herüberblickte, rief sie ihr »Toll!« zu und lächelte. Die Elfe lächelte zurück, stellte den Eimer neben das Feuerholz und setzte sich wieder hin.

***

In der Nähe des Nalayr In vollem Galopp jagten sie der Gruppe um Titulon und Oisin hinterher. Oben auf den Hügeln war inzwischen Bewegung in die Horde gekommen, Elionai sah eine größere Gruppe von Mammut- und Wildschweinreitern, die versuchte, ihnen den Weg abzuschneiden. Aber das beunruhigte niemanden, denn keines dieser Tiere war auch nur ansatzweise so schnell wie ein Elfenross. Gefährlich würde es erst beim Rückweg werden, wenn die Feinde versuchten, ihnen den Weg abzuschneiden. Aber darüber würden sie sich Gedanken machen, wenn es so weit war. Sie überquerten die Hügel und erreichten das Ufer des Nalayr. Inmitten dieses verheerten Landes strahlte der Fluss eine eigenartige Ruhe aus, wie der Leib einer schlafenden Schlange, auf deren Schuppen sich das Mondlicht spiegelte. Hier trafen sie auf die Vorhut, die von einer Gruppe Trolle in einen Kampf verwickelt worden war. Am Flussufer, beschützt von einem Dutzend weißer Einhörner, tanzte Oisin ein magisches Beschwörungsritual, während die anderen Elfen die Trolle davon abhielten, ihm zu nahe zu kommen. Drei Trolle lagen bereits am Boden, aber auch vier Pferde waren gefallen. Ihre Reiter versuchten verzweifelt, den zweihändig geführten Äxten und Hämmern auszuweichen, die so groß waren wie sie selbst, während die anderen immer wieder mit eingelegten Speeren im Sturmangriff auf die Trolle eindrangen oder sie aus sicherem Abstand heraus beschossen. Als die Trolle die gewaltige Übermacht herankommen sahen, wandten sie sich um und flüchteten in die Richtung eines kleinen Wäldchens. Lariel und seine Leute sprengten ihnen hinterher, und nur drei der Hünen konnten sich zwischen die Bäume retten, die anderen fielen vorher den Speeren und Pfeilen der Elfen zum Opfer. Einer von ihnen, ein besonders großes Exemplar, begriff, dass er es nicht schaffen würde, blieb stehen und stellte sich zum Kampf. In seinem Bein steckte ein abgebrochener Speer,

weshalb er nicht mehr schnell vorankam. Auch seine Arme waren mit Pfeilen gespickt, aus einer Wunde an seiner Stirn floss dunkles Blut über die Wange in den struppigen Bart. Kampfbereit hob er seine Axt, um den Ersten, der sich ihm näherte, zu fällen. Die Elfen kreisten ihn ein, aber keiner machte Anstalten, sich in die Reichweite der gewaltigen Waffe zu begeben. Es war Lariel, der schließlich sein Pferd nach vorn lenkte. Die Augen des Trolls weiteten sich, dann ließ er die Axt sinken. »Fürst Lariel«, sagte er auf Isdira, seine grollende, tiefe Stimme war auf ihre Art wohlklingend. »Gewährt einem alten Krieger die Ehre, von der Hand eines Kriegerfürsten in das Reich seiner Ahnen gesandt zu werden.« »Nenn mir deinen Namen«, antwortete Lariel feierlich. »Ich bin Tubolosch Sohn des Agalosch vom Stamm der Tarpatsch.« Aus der Stimme des Trolls klang Stolz. »Nun denn, Tubolosch vom Stamm der Tarpatsch, dein Wunsch sei dir gewährt.« Einige der Elfen wechselten unbehagliche Blicke, denn sie trauten dem Troll nicht. Aber Lariel stieg von Zorr und zog seine beiden Wolfsmesser. Elionai legte einen Pfeil auf die Sehne, und sie war nicht die Einzige. So würde sie hoffentlich eingreifen können, falls es notwendig werden sollte. Lariel nickte dem Troll zu, der eine Verbeugung andeutete und sich kampfbereit machte. Er war mehr als doppelt so groß wie Lariel, und vermutlich wog er das Zehnfache. Seine Axt war so groß, dass ein Elf sie ohne magische Hilfe nicht hätte anheben können. Aber Lariel war ein Kampftänzer, und noch dazu einer der besten von ganz Tie'Shianna. Leichtfüßig näherte er sich dem Troll, es wirkte, als würde er kaum den Erdboden berühren. Der Troll wartete reglos, bis der Elf in Reichweite war. Dann holte er aus und ließ seine Axt in Hüfthöhe über den Boden kreisen, als wolle er Lariel in der Mitte teilen. Doch mit einer Bewegung, die schneller war, als man ohne Zauberei nachverfolgen konnte,

sprang Lariel mit einem Salto über die Axt hinweg und schlug noch im Flug nach Tuboloschs Arm. Eine tiefe Wunde blieb zurück, aus der Blut sprudelte. Anerkennend nickte der Troll, bevor er noch einmal zuschlug. Diesmal zog er die die Axt schräg nach oben, um Lariel im Sprung zu treffen. Doch der Reiterfürst ahnte die Bewegung voraus und duckte sich, und kaum war die Schneide über ihn hinweggesaust, da sprang er wieder hoch, stieß sich diesmal vom Arm des Trolls ab und rammte ihm die Klinge seines Wolfsmessers durchs Auge bis tief ins Hirn. Die Axt entglitt Tuboloschs Hand und flog mehrere Meter weit, bevor der Troll umstürzte wie eine gefällte Eiche. Lariel hatte bis dahin längst seine Waffe aus der Wunde gezogen und sich mit einem weiteren Sprung in Sicherheit gebracht. Er hob das bluttriefende Wolfsmesser zum Gruß und sagte: »Mögen deine Götter dich ehrenvoll aufnehmen, Tubolosch.« Dann kehrte er zu Zorr zurück und schwang sich auf dessen Rücken. »Wir müssen uns beeilen«, drängte Ipalisa und deutete zu den Goblins auf ihren Wildschweinen, die inzwischen bedenklich nahe gekommen waren. Nicht weit hinter ihnen dröhnten die schweren Schritte der Mammuts. Mittlerweile hatte Oisin seinen Tanz beendet und war aufs Pferd gesprungen. Lariels fragenden Blick beantwortete er mit einem Nicken und ritt auf den Fluss hinaus. Obwohl das Wasser unter den Hufen aufspritzte, sank das Pferd nur eine Handbreit tief ein, als wäre der Nalayr hier nicht tiefer als eine Pfütze. Lariel folgte ihm, dahinter die anderen. Obwohl Feinde das Flussufer säumten, konnte ihnen niemand etwas anhaben. Immer wieder wurden Wurfgeschosse oder Pfeile in ihre Richtung gesandt, aber Oisins Zauberweber riefen Windböen herbei, die die meisten davon wirkungslos im Wasser versinken ließen. Und als eine Gruppe von Echsenmenschen mit eigenartigen Kopfbedeckungen versuchte, eine gewaltige Flammenwolke in ihre Richtung zu

schicken, spiegelte Oisin ihren Zauber und warf ihn zurück, sodass die Unnennbaren im eigenen Feuer verbrannten. Schließlich hatten sie den Fuß der Anhöhe erreicht, hinter dem sich den Berichten der Späher zufolge der magische Kreis befinden sollte. Hier lenkten sie ihre Pferde zum Ufer und überrannten eine Schar Orks, die von ihrem plötzlichen Auftauchen überrascht waren und es nicht rechtzeitig schafften, sich in Sicherheit zu bringen. Da sie sich immer noch direkt hinter Lariel hielt, gehörte Elionai zu den ersten, die die Hügelkuppe erreichten. Von dort aus konnte sie erkennen, was die Späher gemeint hatten: Umgeben von einem Wall, der mit spitzen Pfählen gegen einen Reiterangriff gespickt war, war mit weißer Farbe ein gewaltiger, dreizehnzackiger Stern auf den Boden gemalt worden. Überall innerhalb des Zeichens leuchteten bizarre Symbole, und an der Spitze jedes Zackens waren große Pfosten aufgestellt. An ihnen würde man die Opfer anketten, deren Blut den finsteren Zauber speisen sollte. In der Mitte der Anlage stand ein hölzernes Podest, darauf eine Art Altar, auf dem irgendwelche unheiligen Dinge standen, die Elionai auf diese Entfernung jedoch nicht identifizieren konnte. Sie kannte sich mit Beschwörungszauberei kaum aus, aber sie war überzeugt, dass diese Anlage zu aufwändig konstruiert war, um nur eine Falle für die Elfen zu sein. Natürlich gab es zahlreiche Wachen, und das Trompeten einiger Mammuts ließ keinen Zweifel daran, dass die feindlichen Zauberer ihre Anlage nicht ohne Gegenwehr aufgeben würden. Elionai sah nicht nur Trolle, sondern auch Orks und, zu ihrem Schrecken, einige Dunkelelfen, finstere Kreaturen aus dem hohen Norden. Ein Angriff würde schwierig werden, aber aussichtslos war er nicht. »Feuerpfeile!«, zischte Lariel Titulon zu, und der setzte erneut das Jagdhorn an den Mund und gab ein kurzes Signal, das den Befehl an die Schützen weitergab. Wie alle anderen nahm

Elionai einen Pfeil in die Hand, rief die elementare Essenz des Feuers in ihn hinein und legte ihn auf die Sehne. »Jetzt!«, befahl Lariel, und wieder stieg eine Pfeilwolke in die Luft. Noch im Flug glühten die Pfeile auf und begannen zu brennen, und so war es ein Feuerregen, der auf das Podest hinabfiel. Doch bevor sie aufkamen, leuchtete um das Podest eine bläuliche Halbkugel auf, von der sie abprallten. »Trollische Hexerei«, fluchte Ipalisa. »Oisin, kannst du den Zauber brechen?« »Habe ich eine Wahl?«, antwortete Oisin und scharte seine Zauberweber um sich. »Aber ich brauche Zeit.« »Die haben wir nicht«, sagte Lariel. »Wenn du zu lange brauchst, werden wir nicht durchhalten.« Oisin nickte und stieg vom Pferd. Gemeinsam mit sechs weiteren Elfen bildete er einen Kreis, und sie begannen sich aufeinander und auf die Zauberei einzustimmen, die das Podest schützte. Lariel gab Titulon ein Zeichen, daraufhin zog er mit zwei Dutzend Reitern und einigen Einhörnern eine Verteidigungslinie um die Zauberer, während Lariel, Ipalisa und die übrigen Reiter den Gegnern entgegenstürmten. Elionai hielt sich weiterhin in der Nähe Lariels. Ein Gruppe kleiner, rotpelziger Goblins auf quiekenden Wildschweinen kam den Hügel hinauf und in Schussreichweite. Das Hoppeln der Schweine hatte so gar keine Ähnlichkeit mit dem windgleichen Galopp eines Elfenrosses. Es kam Elionai vor wie ein Sinnbild der Barbarei der Goldenen Horde neben der elfischen Hochkultur. Sie lenkte Dalis an den Rand der elfischen Gruppe und hielt an. An der Spitze der Rotte ritt ein besonders prächtiger Goblin auf dem größten Eber, den Elionai seit Langem gesehen hatte. Der Goblin war fettleibig und hatte sich mit unzähligen Ketten und Schmuckstücken behängt, und in der Hand trug er eine stachelbewehrte Keule. Das Auf und Ab des galoppierenden Ebers erschwerte es, auf ihn zu zielen, und Elionai stimmte sich sorgfältig auf den Rhythmus ein, während sie das geistige Band zum Goblin wob. Sie wusste

wie üblich nicht zu sagen, ob sie die Sehne losließ oder ob der Pfeil selbst den richtigen Augenblick wählte, aber er traf, wie es nur ein Elfenpfeil konnte. Der feiste Goblin griff sich mit beiden Händen an die Kehle, aus der nur noch die Befiederung des Pfeils herausragte, und kippte hintenüber von seinem Tier. Als die nachfolgenden Goblins sahen, dass ihr Anführer vom Schwein stürzte und tot liegen blieb, kam ihr Angriff ins Stocken. Mit panischen Schreien wendeten einige ihre Tiere zur Flucht. Doch dort kam ihnen eine Schar wütender Trolle entgegen und versperrte den Weg. Eingekeilt zwischen Trollen und Elfen zögerten sie einen Augenblick, aber nachdem der erste von ihnen von einem Trollhammer getroffen wurde, sodass er samt Schwein mehrere Meter weit durch die Luft flog, entschieden sie sich für die Elfen und stürmten ihnen wieder entgegen. Elionai folgte den anderen, die inzwischen an ihr vorbeigaloppiert waren, aber sie ließ sich Zeit, um die Situation möglichst genau zu überblicken. Sie war eine bessere Schützin als Nahkämpferin, deswegen konnte sie aus dem Hintergrund mehr helfen, als wenn sie sich ins Getümmel begab. Beim Aufeinanderprallen hatten die Goblins keine Chance gegen die Elfen. Aus elfischer Sicht waren sie nicht viel mehr als lästige Hindernisse auf dem Weg zu den eigentlichen Gegnern. Normalerweise war das Zahlenverhältnis günstiger, wenn die Kinder des Windes auf Trolle trafen, aber in der Regel drangen sie auch nicht so tief in gegnerisches Gebiet ein. Elionai musste mit ansehen, wie zwei ihrer Gefährten durch gewaltige Hiebe von den Pferden geholt wurden. Es war eine alte Regel: Wer dem Schlag eines Trolls nicht ausweichen konnte, war verloren. Einen solchen Hieb zu parieren, war weit jenseits des Möglichen. Aber Trolle waren langsam, nicht nur wegen ihrer riesigen und schwerfälligen Waffen, sondern auch, weil sie der magischen Geschwindigkeit der Elfen nichts entgegenzusetzen

hatten. So war es in der Regel kein Problem, ihren Angriffen zu entgehen und die entstehenden Lücken in der Verteidigung auszunutzen, um sie zu zermürben. Doch auch die Trolle kannten inzwischen die Taktik der Elfenreiter, und so blieben sie nahe beieinander, um sich gegenseitig zu decken. Das schränkte zwar ihre Beweglichkeit mit den langen Waffen ein, aber den Elfen fiel es schwerer, sich nach einem Angriff schnell wieder außer Reichweite zu begeben. Lariel, der wie immer an der Spitze seiner Leute geritten war, wurde von drei Trollen in die Zange genommen. Ohne sich mit langem Zielen aufzuhalten, sandte Elionai einen Pfeil auf den Weg zum Arm eines Trolls, der gerade zum Schlag ausholte. Aufheulend brach der Troll den Angriff ab und versuchte, den Pfeil aus der Wunde zu zerren – das verschaffte Lariel zumindest Zeit. Der Reiterfürst war inzwischen von seinem Pferd gesprungen und duckte sich unter den Hieben der anderen beiden Angreifer hindurch. Elionai verlor ihn aus den Augen, nur Zorr entdeckte sie, der knapp einer Axt entging und davonsprang. Dann schrie einer der Trolle auf und sank auf die Knie. Hinter ihm tauchte Lariel auf, der eines seiner Wolfsmesser tief in die ungeschützte Kniekehle des Trolls versenkt und die Sehnen zerschnitten hatte und ihm das zweite Messer nun von hinten ins Herz stieß. Da hatte sich auch schon Kershwiki gemeinsam mit zwei Elfen bis zu Lariel vorgearbeitet und kam ihm zu Hilfe. Elionai sah von der Seite fünf Mammuts heranstampfen, auf denen weitere Trolle saßen. Solche Gegner waren schwer aufzuhalten, denn die gewaltigen Tiere überrannten einfach alles, was sich ihnen in den Weg stellte, waren selbst aber wegen ihres dichten Fells und der dicken Haut nur schwer zu verletzen. Besorgt schaute sich Elionai nach Oisin um, doch die sieben Zauberweber waren noch in ihr Ritual vertieft. Die Zeit wurde knapp. Im nächsten Moment fiel ihr eine Bewegung in der Nähe des Ritualplatzes

auf, und als sie genauer hinsah, stockte ihr der Atem: Dort war eine Gestalt erschienen, die auf den ersten Blick einem Troll ähnelte. Aber so, wie Zwerge aussahen wie verkleinerte Trolle, so sah dieses Wesen aus wie ein vielfach vergrößerter Troll. Noch nie hatte Elionai einem echten Riesen gegenübergestanden. Sie hatte Berichte gehört, dass sich einige dieser Unsterblichen auf die Seite der Goldenen Horde gestellt hatten, und Überlebende einiger Schlachten berichteten davon, sie im Kampf gesehen zu haben. Aber ein Riese so nahe an Tie'Shianna? Sie schätzte ihn auf acht oder neun Meter, und dabei war er mindestens so bullig gebaut wie ein Troll. Seine Kleidung bestand aus zahllosen grob zusammengenähten Tierfellen, der dunkle, verfilzte Bart hing bis zu dem dicken Tau herab, das ihm als Gürtel diente. Das Haupthaar war so dünn, wie es bei alternden Menschen häufig vorkam, und gab eine fliehende Stirn über wulstigen Augenbrauen frei. Arme und Beine waren dick wie mächtige Bäume, seine Kraft musste schier unermesslich sein. Gerade bückte er sich und hob etwas auf, in dem Elionai eine Keule erkannte. Genau genommen war es wohl ein Baumstamm von sechs oder sieben Metern Länge und über einem halben Meter Durchmesser, in ein Ende hatte jemand riesige Eisenstacheln geschlagen. Die Vorstellung, von dieser Keule getroffen zu werden, schnürte ihr den Hals zu. In diesem Moment ertönte das Hornsignal, das vor großer Gefahr warnte. Offensichtlich war auch Titulon auf den Riesen aufmerksam geworden. Die Mammuts waren bedenklich näher gekommen, und hinter ihnen waren weitere Feinde aufgetaucht: Orks, die mehrere Kriegsoger mit sich führten, und mindestens ein Dutzend Dunkelelfen in ihren schimmernden Rüstungen. Wenn nicht sofort etwas geschah, würde diese Mission ein fürchterliches Ende nehmen. Offensichtlich sah Lariel das auch so, denn er rief zum Rückzug. Das Gefecht mit den Trollen war

noch nicht entschieden, hatte aber auf beiden Seiten einen hohen Blutzoll gefordert. Der Reiterkönig saß wieder auf Zorr, aber Elionai sah vier oder fünf reiterlose Pferde. Und sicherlich waren auch wieder Pferde getötet worden, denn die Trolle wählten gern das größere Ziel. In diesem Moment richtete sich ein blutüberströmter Troll, der wohl schon für tot gehalten worden war, mit letzter Kraft auf und schleuderte seinen Hammer nach Lariel, bevor er wieder zusammenbrach. Der Reiterfürst blickte gerade in eine andere Richtung und sah den Hammer nicht kommen. Zorr hingegen hatte den richtigen Instinkt und machte einen Satz nach vorn, doch auch er war um einen Wimpernschlag zu spät. So traf das Wurfgeschoss Lariel zwar nicht mit voller Wucht, aber doch heftig genug, um ihn vom Pferd zu schleudern. Elionai fluchte in sich hinein und drückte die Fersen in Dalis' Flanken. In Windeseile jagte sie in das Getümmel, wo sich die anderen Reiter gerade von den letzten Trollen zu befreien versuchten. Als sie bei Lariel ankam, hockte bereits Ginhifares bei ihr, eine erfahrene, aber manchmal etwas zu temperamentvolle Reiterin. Elionai sprang ab und kauerte sich neben sie. Lariel war nicht bei Bewusstsein, ein zersplittertes Stück seines Schlüsselbeins hatte Haut und Rüstung durchstoßen. Ginhifares war selbst blutüberströmt, aber Elionai konnte nicht erkennen, ob es ihr eigenes Blut war, das ihr über Gesicht und Brust gelaufen war. Gerade zerrte sie eine Kalebasse von Lariels Gürtel, entkorkte sie und hielt sie ihm an die Lippen. Behutsam hob Elionai seinen Kopf an, damit er schlucken konnte. Der Boden bebte unter den Schritten der herannahenden Mammuts. Kaum war ein wenig von dem Nurtiwasser in Lariels Kehle gelaufen, da begann er zu würgen und spuckte Blut. Erschrocken zuckte Elionai zurück und ließ seinen Kopf sinken. Ginhifares ließ sich nicht beirren und schüttete nach, aber Lariel hustete das Wasser sofort wieder aus,

gemischt mit schaumigem Blut. Elionai riss ihr die Kalebasse aus der Hand und hielt sie sich unter die Nase. Das Wasser roch leicht nach Minze, wie es sein sollte, aber darunter verborgen lag ein anderer Geruch, den sie nicht kannte. »Was ist?«, raunzte Ginhifares sie an. »Wir müssen uns beeilen!« »Ich weiß es nicht«, antwortete Elionai. »Das Wasser ist … eigenartig.« Sie schüttete sich ein wenig davon in die hohle Hand, aber es brannte auf der Haut. »Bei Orima, das Zeug ist kein Heiltrank, das ist Gift!« Ginhifares glotzte sie verständnislos an. Ein armdicker trollischer Wurfspeer bohrte sich knapp hinter ihr in den Boden. »Hilf mir!«, sagte Elionai und versuchte, Lariel aufzuheben. »Du kannst ihn so nicht tragen, er stirbt!«, protestierte Ginhifares. »Aber ich kann ihn auch nicht hierlassen«, widersprach Elionai. Da sie nicht darauf warten wollte, dass Ginhifares sich überreden ließ, lenkte sie ihre Willenskraft in die eigenen Arme. Derart magisch gestärkt, konnte sie den Reiterfürsten leicht aufheben und zu Dalis tragen. Ohne auf seine schweren Verletzungen zu achten, warf sie ihn auf den Rücken des Pferdes. »So, meine Liebste, diesmal musst du ihn an meiner statt behüten. Bring ihn zu Oisin, so schnell dich deine Beine tragen.« Dalis warf ihr einen Blick zu, der deutlich ausdrückte, wie ungern sie sie allein ließ, und jagte davon. Elionai wusste, dass das treue Pferd dafür sorgen würde, dass Lariel nicht von seinem Rücken rutschte. Sie griff nach ihrem Bogen und legte einen Pfeil auf die Sehne. Die meisten Elfen waren bereits fort, und auch Ginhifares saß wieder auf ihrem Pferd. Zwei Mammuts waren nur noch wenige Sprünge entfernt. Elionais Blick traf den von Ginhifares, und beide waren sich einig, dass Ginhifares es nicht mehr schaffen würde, sie mitzunehmen. Ohne noch einmal zurückzublicken, jagte sie davon. Eines der beiden Mammuts änderte seine Richtung und nahm die Verfolgung auf. Elionai spannte den Bogen und

konzentrierte sich auf die Härte der Erde: auf Stein, Fels, Diamant. Die Essenz dieser Härte lenkte sie in den Pfeil und schoss. Er traf das Mammut an der Stirn oberhalb des Rüsselansatzes, und er hatte die Auswirkung eines gewaltigen Hammerschlags. Das hässliche Krachen der berstenden Schädelplatte übertönte das Donnern der Mammutfüße. Das Tier hielt so plötzlich inne, als sei es gegen eine Wand gelaufen, und sein Reiter wurde aus dem Sattel auf seinen Hals geschleudert. Dann bäumte es sich mit einem schmerzerfüllten Trompeten auf. Der Troll stürzte zu Boden und wurde im nächsten Moment unter dem riesigen Leib des sterbenden Mammuts begraben. Dieser Feind war besiegt, aber drei weitere waren schon fast heran. In diesem Augenblick schoss ein kleiner Schatten aus der Luft herab wie ein Raubvogel, der sich auf seine Beute stürzte. Die Gestalt flatterte direkt vor das Gesicht des vordersten Reiters, der sich davon ablenken ließ und mit den Armen fuchtelte, als wolle er ein lästiges Insekt vertreiben. Elionai erkannte eine fliegende Katze – Spico, die ihr zur Hilfe gekommen war und den Sturmangriff des vordersten Mammutreiters beendete. Sie beschloss, sich vorerst keine Gedanken darüber zu machen, wo Spico auf einmal herkam, denn die beiden anderen Mammuts preschten weiter auf sie zu. Hier gab es nichts mehr zu tun, und den kurzen Augenblick, den Spico ihr verschafft hatte, musste sie ausnutzen. Zwar war sie zu Fuß viel langsamer als auf Dalis' Rücken, aber mit Hilfe ihrer Magie immer noch fast so schnell wie die Mammuts. Sie rannte, schlug Haken, wenn das Donnern der Verfolger zu nahe kam, sprang über Hindernisse, von denen sie hoffte, dass sie die Mammuts aufhalten würden. Ihre Beine mochten durch den Zauber viel schneller sein – ihr Geist war es nicht, und sie durfte sich keinen Fehltritt leisten. In ihrer Kindheit war es ein beliebtes Spiel gewesen, unter der Wirkung dieses Zaubers

durch unwegsames Gelände zu rennen, und so manches Mal hatte sie sich dabei verstauchte Knöchel oder üble Prellungen geholt. Aber diese Übungen hatten Früchte getragen, und sie entging ihren Verfolgern, ohne zu straucheln. Endlich kamen ihr einige Elfen entgegen, schickten den Mammutreitern Pfeile entgegen und hielten sie damit auf Abstand. Dann trabte auf einmal Dalis neben ihr. Dankbar schwang sich Elionai auf ihren Rücken und ließ sich zu der Stelle tragen, wo sich die Reiter um Oisin versammelt hatten. Dort stand auch Zorr, und an seine Flanke gelehnt Lariel, der ihr zunickte. Noch nie hatte sie ihn so elend gesehen. Seine Kleidung triefte vor Blut, die Augen lagen in tiefen Höhlen, die Wangen waren eingefallen. Aber er stand aufrecht, und der Bruch schien bereits verheilt zu sein. Jemand musste magisch nachgeholfen haben. »Rückzug«, krächzte er. »Zurück nach Tie'Shianna!« Elionai blickte zu der magischen Anlage hinüber. Sie war unbeschädigt. Oisin hatte es nicht geschafft, den Schutzzauber rechtzeitig zu brechen. Der Riese mit seiner gewaltigen Keule hatte inzwischen den halben Weg zu den Elfen zurückgelegt, und in seinem Windschatten kam eine beeindruckende Schar von Feinden heran. Es war bitter, aber unübersehbar: Diesmal hatten sie versagt.

***

Im Dorf der Zentauren Als endlich die Morgensonne über dem Horizont erschien, glaubte Aqirea die längste Nacht ihres Lebens hinter sich zu haben. Uthagor und Torges waren noch mehrfach mit Wassereimern aufgetaucht, aber sie hatten nur noch einmal versucht, sich an den beiden Feuerwächterinnen vorbeizudrängen. Sonst waren sie abgezogen, sobald sie feststellten, dass sie entdeckt worden waren. Aber selbst die scheinbar leichte Aufgabe, sie rechtzeitig zu bemerken, war nach und nach immer schwerer geworden, und Aqireas Feuer hatte noch zwei Eimer voll Wasser abbekommen. Ihr waren einfach die Augen zugefallen, die Müdigkeit hatte gesiegt. Sie erinnerte sich sogar daran, geträumt zu haben, und in diesem Traum war außerhalb des Feuerscheins ein großer, schuppiger Körper entlanggekrochen, eine riesige Schlange, die sie aus der Dunkelheit heraus beobachtete. Aber als sie hochschreckte, war natürlich nichts davon zu sehen. Immerhin hatte der Schreck geholfen, wieder eine Zeitlang wach zu bleiben. Zweimal hatte auch ein Warnruf der Elfe sie geweckt, was Torges zu lauten Flüchen veranlasst hatte. Irgendwie hatten sie es beide geschafft, die Feuer in Gang zu halten. Immer wieder hatte Aqirea geglaubt, dass die Elfe tief schliefe, aber sobald sich die Zentauren näherten, war sie aufgesprungen, als habe sie nur darauf gewartet. Sie schien über die Fähigkeit zu verfügen, alle Müdigkeit von einem Augenblick auf den anderen abzuwerfen. Nun endlich kamen Qachisa und Kratis, und hinter ihnen Raxillos, Uthagor, Torges und einige weitere Stammesangehörige, die ihnen zum bestandenen zweiten Teil der Probe gratulieren wollten. Nachdem Qachisa einige salbungsvolle Worte von sich gegeben hatte, die Aqirea vor lauter Müdigkeit kaum hörte, trat Kratis vor und reichte den beiden Prüflingen Schalen mit einem würzig riechenden Kräutersud. Aqirea stürzte die heiße Flüssigkeit mit

Begeisterung hinunter, über die Müdigkeit hatte sie Hunger und Durst vorübergehend vergessen. Kratis lächelte, sagte »Vorsichtig, mein Kind!« und füllte die Schale noch einmal auf. Die Elfe hingegen nippte nur an dem Sud, verzog das Gesicht und lehnte ab, bis Kratis ihr irgendetwas in ihrer Sprache erklärte. Dann nickte sie schicksalsergeben und trank die Schale leer, wobei ihr der Widerwille deutlich anzusehen war. »Und nun?«, erkundigte sich Aqirea. Der heiße Trunk machte sie sofort wieder schläfrig. Insgeheim hoffte sie auf eine Pause, aber sie ahnte, dass ihr die auch jetzt nicht gegönnt wurde. So hoffte sie wenigstens auf irgendeine Aufgabe, die ihre Lebensgeister weckte. »Ihr habt die blaue Blume geholt und das Feuer vor dem Zorn des Wassers und der Kälte der Nacht beschützt. Heute gilt es, das Feuer des Tages zu besiegen«, sagte Qachisa. »Das Feuer des Tages?«, wiederholte Aqirea. »Ja. Ihr müsst euch der Gnadenlosigkeit von Vater Sonne stellen. Folgt mir!« Sie führte die gesamte Prozession hinüber zum heiligen Wald und dort bis vor den Mutterbaum, in dem zahlreiche Vögel saßen und zwitschernd den neuen Tag begrüßten. Wie immer, wenn sie diesen Ort betrat, wurde Aqirea von tiefer Ehrfurcht erfüllt. Dieser Baum hatte schon immer hier gestanden, jedenfalls solange die Legenden des Stamms zurückreichten. Er stand für die Jahreszeiten, für Werden und Vergehen, für Geburt und Tod und alles, was dazwischenlag. Es hieß, dass der Baum manchmal in Gestalt einer wunderschönen, alterslosen Zentaurin zu den Weisesten sprach und ihnen Geheimnisse offenbarte: Diese Gestalt wurde Baummutter genannt. Auf jeden Fall war der Stamm abhängig von den Segnungen des Mutterbaums und deswegen immer bemüht, seinen Willen zu erforschen und zu befolgen. Manchmal, wenn Aqirea hergekommen war, um ein bisschen allein zu sein und die Baummutter in stiller Andacht um Rat zu fragen, hatte sie sich eingebildet, irgendwo weit oben

im Baumwipfel eine Gestalt zu sehen, aber natürlich keine Zentaurin – denn die hätte nicht in den Baum klettern können –, sondern eher ein Wesen, das vielleicht eine Elfe sein könnte. Aber sie hatte nie jemandem davon erzählt, sondern bewahrte es als ihr kleines Geheimnis. »Für den heutigen Tag werdet ihr die Hilfe der Baummutter brauchen«, sagte Qachisa. »Überreicht ihr also euren Blumenkranz und nehmt an dessen Stelle irgendetwas von hier, das eure Verbindung zu ihr sein soll. Behaltet es immer in der Hand, damit es euch an die Nähe der Mutter erinnern kann, wenn Vater Sonne euch plagt.« Kratis übersetzte diese Anweisung in die Elfensprache, während Aqirea ihren Blumenkranz an einen Ast hängte und losging, um den Boden nach etwas abzusuchen, das ihr als Verbindung zur Baummutter dienen konnte. Ein Sonnenstrahl, der durch die Äste fiel, ließ ein kleines Spinnennetz aufleuchten, das zwischen zwei Waldmeisterstängeln gespannt war. Darin hatte sich die gestreifte Feder eines Eichelhähers verfangen. Vorsichtig zog Aqirea die Feder aus dem Netz. Sie schaute nach oben in den Mutterbaum und sagte leise: »Danke!« Sie hatte gehofft, auch diesmal eine Gestalt zu sehen, aber dort war niemand. Die Wahl der Elfe fiel auf einen kleinen Zweig mit drei Blättern, den sie ausgerechnet von dem Ast abbrach, den der Troll auf der Jagd nach ihr abgeschlagen hatte. Natürlich murrte Torges über diese Wahl, die er für ein schlechtes Omen hielt, und manches Stammesmitglied stimmte ihm zu. Aber Qachisa erklärte, dass jeder sein Zeichen selbst wählen müsse, und wenn die Wahl der Elfe schlecht sei, würde die Baummutter sie das schon spüren lassen. Vom heiligen Wald aus wurden die beiden Initianden in einer schweigenden Prozession zu den weißen Klippen geführt, steilen Felsen, die am Rand einiger Hügel in die Höhe ragten. Sie galten allgemein als unheimlich, denn der Wind fegte oft jaulend durch ihre Spalten. »Ihr müsst bis heute Abend auf

einem dieser Felsen ausharren und Vater Sonne trotzen«, erklärte Qachisa feierlich. »Seid euch der Gefahr bewusst, dass jede falsche Bewegung einen Sturz in die Tiefe bedeuten kann. Aber wenn die Baummutter euch gewogen ist, wird sie euch durch den von euch gewählten Gegenstand Kraft senden. Nutzt die Zeit, um euch über euch selbst klarzuwerden – über den Sinn eures Daseins, über eure Ziele, eure Stärken und Schwächen. Und darüber, auf welche Weise ihr als vollwertiges Stammesmitglied unserer Gemeinschaft dienen könnt. Kratis wird euch zwischendurch etwas zu essen und zu trinken bringen. Ansonsten seid ihr ganz auf euch selbst gestellt.« Unter den Blicken der anderen Zentauren führte Kratis sie einen schmalen Pfad auf die Felsen hinauf. Dort oben lagen aus schmalen Baumstämmen zusammengebundene Stege, die über tiefe Felsspalten gelegt worden waren und auf zwei kleine Plateaus hinausführten. Kratis wies Aqirea das größere zu, gerade einmal ausreichend, dass sie sich vorsichtig um sich selbst drehen konnte. Und rundherum ging es steil abwärts. Die Fläche der Elfe war viel kleiner, aber als Zweibeinerin benötigte sie ja auch nur einen Bruchteil des Platzes. Aqirea musste all ihren Mut zusammennehmen, um den Steg zu überqueren. Bei einem Sturz aus dieser Höhe hätte sie sich auf jeden Fall alle Beine gebrochen, und so etwas zählte zu den gefährlichsten Verletzungen, die sich ein Zentaur zuziehen konnte. Beim Gehen konnte sie nur ihr vorderes Hufpaar sehen, bei dem hinteren musste sie sich einfach darauf verlassen, dass sie nicht danebentrat. Gerade diese Angst, verstärkt durch die Müdigkeit, verleitete sie aber dazu, sehr steif zu gehen, und auch wenn der Steg nicht wackelte, zitterten doch ihre Beine. Einmal merkte sie, dass ein Huf halb in der Luft hing, aber sie konnte ihn noch zurechtschieben, bevor sie ihr Gewicht darauf verlagerte. Als sie endlich auf der kleinen Plattform stand, atmete sie tief durch.

Die Feder in ihrer Hand war schweißfeucht und zusammengedrückt. Vorsichtig glättete sie sie und pustete sie an. Hinter ihr gab es ein schabendes Geräusch, als Kratis den Steg wegzog und sie damit von der Außenwelt abschnitt. Die Heilerin lächelte ihr noch einmal aufmunternd zu, dann zog sie auch den Steg der Elfe weg und machte sich an den Abstieg. Aqirea blickte hinunter und sah Raxillos, der ihr seine Fäuste mit gedrückten Daumen entgegenreckte. Sie winkte ihm zu. Vielleicht hatte er ja doch recht damit, dass die Zeit für ihre Initiation gekommen war. Die Zentauren gingen zurück zum Dorf, und Aqirea blieb zurück, allein mit der Elfe. Die hatte sich auf ihrem Felsen hingehockt, die Beine über Kreuz, wie es nur Zweibeiner konnten. Das sah beneidenswert bequem aus. Sie selbst faltete vorsichtig die Hinterbeine unter den Leib, um wenigstens zu sitzen. Das war zwar keine sehr gemütliche Haltung, aber besser, als den ganzen Tag zu stehen. Um sich auf die Seite zu legen, war die Fläche zu klein. Immerhin war es angenehm warm in der Morgensonne. Keine Wolke war am Himmel zu sehen, der Tag würde heiß werden. Der Wind, der hier gern toste, war im Moment nur ein laues Lüftchen. Das war jetzt noch angenehm, aber sie ahnte, dass sie sich später eine erfrischende Brise herbeisehnen würde. Wenig später fielen ihr die Augen zu. Sie erwachte davon, dass ihr Oberkörper zur Seite kippte und sie zu einem kleinen Ausfallschritt zur Seite zwang. Sofort war sie hellwach, denn dieser Schritt hatte sie an den Rand der Klippe gebracht. Die Tiefe drehte sich vor ihren Augen und schien sie magisch anzuziehen, hektisch sprang sie auf und zog sich zur Mitte des kleinen Plateaus zurück. Vater Sonne stand bereits etwas höher, war aber noch weit vom Zenit entfernt. Würde sie diesen Tag wirklich überstehen? Schon ein einziger Fehltritt konnte tödlich sein. Andererseits hatten Generationen von Zentauren diese Probe bestanden, warum also

nicht auch sie? Sie war aber nicht wie die anderen Zentauren. War es noch nie gewesen. Immer eine Einzelgängerin, keine gute Jägerin, keine gute Kriegerin. Eine Träumerin wurde sie genannt. Und wirklich war es das, was sie am liebsten tat: ihren Träumen nachhängen. Aber konnte sich der Stamm eine Träumerin leisten? Sie musste ihren Teil zur allgemeinen Arbeit beitragen, musste beim Jagen und beim Sammeln helfen, musste auch zur Waffe greifen, wenn wieder einmal die Minotauren in der Gegend auftauchten. Aber Träumereien besiegten keinen Feind, halfen nicht gegen Hunger oder Durst und auch nicht beim Bau einer Jurte. Eigentlich wollte sie im Stamm doch niemand haben. Vielleicht Raxillos, aber dem machte sie doch auch nur das Leben schwer. Verwundert stellte Aqirea fest, dass sie unwillkürlich angefangen hatte, Qachisas Anweisung zu befolgen und sich Gedanken über ihre Zukunft im Stamm zu machen. Ob dieser Ort das einfach mit sich brachte? Fing man hier oben von selbst mit solchen Überlegungen an? Sie schaute zur Elfe hinüber, die regungslos dasaß, die Augen geschlossen. Die Zweibeinerin konnte wenigstens schlafen. Aber schlief sie wirklich? Schon in der Nacht hatte Aqirea häufig geglaubt, sie schlafe, bis sie beim nächsten Angriff der Wasserträger plötzlich hellwach gewesen war. Dachte sie vielleicht auch über sich nach? Was für eine Rolle würde sie wohl übernehmen? Wollte sie denn überhaupt bei den Zentauren bleiben? Raxillos hatte erzählt, dass sie die Initiationsprüfung ablegen musste, um nachträglich die Erlaubnis für das Eindringen in den heiligen Wald zu erhalten. Das machte es unwahrscheinlich, dass sie hierbleiben würde. Aber warum machte sie die Prüfungen dann überhaupt mit? Gestern hätte sie ohne weiteres davonlaufen können. Die Zentauren hätten sie kaum eingeholt, wenn sie erst einmal im Gebirge gewesen wäre, an dessen Fuß sie sich bereits befand. Hoffte sie vielleicht auf die Hilfe des Zentaurenstamms?

Vielleicht war sie nicht in der Lage, ganz allein in der Wildnis zu überleben, und ihre Gefährten waren alle tot. Ja, vielleicht war das der Grund. Plötzlich sprang die Elfe auf wie von einer Tarantel gestochen, schrie »Tie'Shianna!« und trat ins Leere. Sie kippte über den Rand der Klippe, aber irgendwie schaffte sie es, sich im Fallen herumzuwerfen und eine kleine Felsnase zu packen. Aqirea hörte sie aufstöhnen, als ihr Leib gegen den Felsen knallte. Dort hing sie einen Moment lang regungslos, bevor sie sich langsam hochzog – allerdings nur mit einer Hand. Die zweite, silberne nutzte sie erst, als sie weit genug gekommen war, um den Arm um die Felsnase zu schlingen. In diesem Augenblick begriff Aqirea, dass Hand und Unterarm nicht nur verfärbt waren – sie waren aus Silber. Die Elfe konnte die Finger nicht bewegen, konnte nichts ergreifen. Diese Hand war vollständig nutzlos. Gern hätte sie erfahren, was es damit auf sich hatte – ob es das Ergebnis eines Zaubers war oder vielleicht irgendeine eigenartige elfische Sitte. Aber dazu würde sie die Sprache lernen müssen – und vermutlich würde die Elfe nicht lange genug hierbleiben, um sie ihr beizubringen. Aber was hatte sie da geschrien? Es klang wie ein Name, und sie schien aus einem Traum hochgeschreckt zu sein. War es vielleicht der Name einer anderen Elfe? Möglicherweise einer derjenigen, die beim Absturz des Schiffs umgekommen waren? Es gab so viel, was Aqirea sie gern gefragt hätte. Die Elfe hatte sich inzwischen wieder hingesetzt und inspizierte ihre Arme und Knie. Bei dem Beinahe-Absturz hatte sie sich Ellenbogen und Knie aufgeschrammt. Aber das war milde im Vergleich dazu, was passiert wäre, hätte sie sich nicht halten können. Aqirea schauderte bei dem Gedanken, und das nicht einmal deshalb, weil sie sich vorstellte, was so ein Sturz für sie selbst bedeutet hätte. Es war merkwürdig, aber sie fühlte sich dieser Fremden verbunden. Angefangen hatte das, als sie begriffen hatte, dass sie

sie wirklich vor dem Bären hatte warnen wollen. Und die gemeinsame Nacht am Feuer, in der sie immer wieder von den ›Wassergeistern‹ heimgesucht worden waren, hatte eine Nähe geschaffen, die schwer zu beschreiben war. Die Elfe nickte ihr zu und bedeutete mit einer Geste, dass ihr nichts Ernsthaftes passiert war. Aqirea nickte und ließ wieder ihre Gedanken schweifen. Doch die Elfe blieb stehen und starrte nach Süden, wo sich die Gipfel der Wolkenberge gegen den Horizont abzeichneten. Erst nach einiger Zeit setzte sie sich wieder, stand jedoch bald wieder auf und lief ungeduldig auf dem Plateau hin und her, soweit der geringe Platz es zuließ. Etwas später kam Kratis den steilen Weg herauf und warf ihnen über den Spalt hinweg jeweils einen Teigfladen und eine verkorkte Flasche zu. Nachdem sie sich vergewissert hatte, dass beide wohlauf waren, ließ sie sie wieder allein. Heißhungrig verschlang Aqirea den Fladen, und auch die Flasche leerte sie mit wenigen Zügen. Sie wusste nicht, was für eine Flüssigkeit das war, sie schmeckte würzig und hinterließ einen süßen Nachgeschmack. Nur wacher machte das Getränk nicht. Wenig später hatte sie das Gefühl, dass der Himmel einen hellroten Farbton annahm, als würde sich Vater Sonne bereits dem Horizont nähern. Die hügelige Graslandschaft hingegen färbte sich blau, und der Fluss glitzerte violett in der Ferne. Sie fühlte sich leicht und ausgelassen, die Müdigkeit spielte keine Rolle mehr. Es war schön hier oben, der Ausblick ein Genuss … irgendwas war in der Flüssigkeit gewesen. Aber warum eigentlich nicht? Auf diese Weise war es hier oben viel angenehmer. Und was sollte schon dabei sein, ein bisschen aufgemuntert zu sein? Jetzt schwirrten ihre Gedanken wild umher. Das Bild ihrer Mutter tauchte auf, wie sie sie anlächelte und sie ermahnte, nicht so viel zu träumen. Dann war es auf einmal nicht mehr ihre Mutter, sondern ein elfenhaftes Wesen, ganz in Blätter gekleidet, das irgendwo im Mutterbaum

saß und sie anschaute. Aber die Augen waren immer noch die ihrer Mutter. Auf der Hand dieses Wesens saß ein Eichelhäher, der sich putzte, und dabei löste sich eine Feder aus der Schwinge und segelte zu Boden. Dort saß die Elfe, und sie schrie vor Schmerz. Ihre linke Hand steckte in einer eisernen Manschette, die an einem Steinblock befestigt war, und ringsum brannte es. Ihr Gesicht war von Ruß, Schweiß und Blut verschmiert, und sie zerrte mit aller Kraft, konnte den Arm aber nicht befreien. Da zog sie einen Säbel, holte aus und schlug sich mit einem kräftigen Hieb die eigene Hand ab. **Durch Erz** Iscalleon klopfte an die Tür, die sofort geöffnet wurde. Vor ihm stand Tibolo, der ein Gewand aus blauem Samt trug und nicht so aussah, als würde er sich darin wohlfühlen. Nichtsdestotrotz grinste er breit. »Herr Iscalleon Hippogriffenreiter, Ihr werdet erwartet«, sagte er mit einer Verbeugung. »Natürlich werde ich das, Faun«, antwortete Iscalleon. Er konnte sich immer noch nicht daran gewöhnen, dass dieser Kurzlebige sich benahm, als sei er ein Elf. »Oh, verzeiht, ich hatte wohl vergessen, mich vorzustellen. Ich heiße Tibolo.« Der Faun lächelte unverbindlich, aber Iscalleon ging nicht darauf ein. Hinter ihm erschien Elionai. »Iscalleon! Schön, dass du gekommen bist.« Sie sah aus wie eine Prinzessin. Ihr eng anliegendes Kleid schillerte im Licht der Leuchtkristalle. Erst auf den zweiten Blick begriff er, dass es aus Wasser bestand, das auf magische Weise in Form gehalten wurde. Die langen Haare hatte sie auf eine Weise hochgesteckt, dass es an eine Muschel erinnerte, und um den Hals trug sie eine Kette aus Schildpatttäfelchen. Doch all diese Pracht wurde von ihren Augen überstrahlt, die ihn anleuchteten. Ihm fehlten die Worte. Tibolo drehte sich zu Elionai und feixte: »Herrin, Ihr blendet ihn!« Elionai knuffte den Faun: »Halt deinen frechen Mund und schau nach, ob angerichtet ist.« Nachdem er davongeeilt war, gab sie den Eingang frei und lud Iscalleon mit

einer Armbewegung ein, hereinzukommen. »Schön, dass du der Einladung folgen konntest.« »Wie könnte ich die Ehre ablehnen, mit Oisin und Niamh gemeinsam zu speisen?«, erwiderte er und betrat den hohen Flur, dessen Wände mit aus dem Stein geschnittenen floralen Mustern bedeckt waren. »Obwohl ich auch gekommen wäre, hättest nur du mich eingeladen.« »Hast du eigentlich kein Festgewand?«, fragte sie ihn, während sie die Tür hinter ihm schloss. Er schaute an sich herab. Wie immer bei besonderen Anlässen trug er die kurze Tunika der Fliegenden Garde. Aber neben ihr kam er sich damit schäbig vor. »Nein«, gab er zu. »Bisher war mir noch nicht klar, dass ich so etwas brauche.« »In Tie'Shianna schon. Das ist hier üblich.« »Ich bin in dieser Stadt einfach noch nicht zu Hause.« Er schaute sie an. »Und ich kann mich nicht daran gewöhnen, dass in einer solchen Situation wirklich noch Ereignisse stattfinden, bei denen Wert auf festliche Kleidung gelegt wird.« Ihr Lächeln erstarb, und er bereute seine Worte. »Können wir nicht wenigstens für einen Augenblick so tun, als wäre alles normal?«, fragte sie und mied seinen Blick. »Das fällt mir schwer«, antwortete er leise. »Vielleicht muss man länger hier leben, um zu lernen, die Ernsthaftigkeit der Welt zu vergessen.« Sie nickte, dann lächelte sie wieder, aber eher gequält, und schaute ihm in die Augen. »Dass du das noch nicht gelernt hast, macht dich zu etwas Besonderem.« Iscalleon versuchte in ihren Augen zu lesen, wie sie das meinte. »Die Vorspeise wartet«, vermeldete Tibolo. »Oder kommt das jetzt ungelegen?« »Nein, natürlich nicht«, antwortete Elionai. »Wir wollen Niamh und Oisin nicht warten lassen.« Der Zauber des Augenblicks war verflogen, und Iscalleon wusste nicht recht, ob er ihm hinterhertrauern oder erleichtert sein sollte, dass er vergangen war. Ohne weitere Umstände hakte sich Elionai bei ihm ein und führte ihn durch den geräumigen Flur bis zu einer zweiflügligen Tür, die Tibolo

gerade aufstemmte. Sie öffnete sich zu einem üppigen Garten, der fast wie ein südlicher Dschungel aussah. Zwischen den gewaltigen Stämmen uralter Bäume blühten riesige Blumen in betörenden Farben, ein dichtes Geflecht aus Ranken und Schlingpflanzen verwehrte den Blick in die Ferne, die Luft war erfüllt vom Summen der Insekten und dem Zwitschern kleiner Vögel. In den Baumwipfeln krächzte eine Schar bunter Papageien, während direkt vor ihnen handgroße Wichtel auf Reitschnecken die Baumstämmen hinauf- oder herabritten. Es war wie ein Tor in eine andere Welt, und einen Augenblick lang überlegte Iscalleon, ob es nicht *wirklich* eine andere Welt war, die er hier betrat. Bekanntlich waren manche Zauberweber in der Lage, Tore in fremde Welten zu öffnen oder sogar eigene Welten zu erschaffen. Und dies war Oisins Haus – wer sollte zu so etwas in der Lage sein, wenn nicht der größte Zaubersänger Tie'Shiannas? Doch beim genaueren Hinsehen entdeckte er, dass zwischen den dichten Pflanzen und Blättern die Wände des Hauses hindurchschimmerten. Dies war nur der Innenhof von Oisins Palast. »Es ist schön hier, nicht wahr?«, fragte Elionai, die das Staunen in seinem Gesicht bemerkt hatte. »Es ist … fremd«, antwortete er. »Ich bin mir noch nicht ganz sicher, ob ich es schön finden soll.« Drei Ladifahri schwirrten herbei, handgroße, elfenähnliche Wesen mit Schmetterlingsflügeln, drehten eine Runde um die beiden Elfen und schwatzten in ihrer eigenartig zirpenden Sprache miteinander. »Ich glaube, sie mögen dich«, sagte Elionai. Wie zur Bestätigung landete eines der drei auf seiner Schulter und zerrte kichernd an seinem Ohrläppchen. Er schüttelte den Kopf, und das Ladifahri flog davon, gefolgt von seinen Gefährten. »Jetzt hast du es verscheucht«, lachte Elionai. »Ich mag es halt nicht, wenn jemand ungefragt an mir herumzupft«, brummelte er und schaute zu, wie die kleinen Wesen zwischen den fleischigen Blättern

eines rotblühenden Buschs verschwanden, wobei sie sich köstlich zu amüsieren schienen. Tibolo führte sie über einen Weg aus strahlend weißen Kieseln, bis sie durch ein Tor aus blühendem Rhododendron traten, in dem zahllose Bienen summten, und überraschend vor einem kleinen Pavillon standen. Drei Stufen führten auf den Marmorsockel, an dessen Rand acht überlebensgroße Elfenstatuen standen und das Dach aus grüngeädertem Marmor trugen, das wie ein riesiges Ahornblatt gestaltet war. Ein runder Tisch beherrschte den Pavillon, die vier Stühle sahen aus, als seien sie Baumstämme, die rein zufällig in genau dieser Form gewachsen waren. Dort saßen Niamh und Oisin und lächelten den Neuankömmlingen zu. »Willkommen in meinem privaten Garten, Iscalleon Hippogriffenreiter«, sagte Oisin. »Vielen Dank«, erwiderte Iscalleon steif und verbeugte sich, nachdem er die drei Stufen hinaufgestiegen war. »Ich fühle mich zutiefst geehrt von dieser Einladung, auch wenn ich nicht weiß, womit ich sie verdient habe.« »Nimm es zunächst einmal als reine Neugier«, sagte Niamh. »Ich möchte doch wissen, mit wem meine Tochter durch Tie'Shiannas Straßen flaniert.« Ihre Stimme klang glockenhell wie bei einem jungen Mädchen, aber der Klang unermesslicher Lebenserfahrung schwang darin mit, und ihre leuchtend blauen Augen waren wie tiefe Bergseen. Ihr Kleid war aus einfacher, hellblauer Seide geschnitten, aber gerade diese Schmucklosigkeit unterstrich ihre Schönheit umso mehr. Neben ihr verblasste sogar Oisins Aura, obwohl er ebenfalls zu den ältesten Elfen gehörte, die Iscalleon jemals getroffen hatte. Der Zaubersänger trug eine lange Robe aus dunkelgrauem Stoff, die über und über mit Runen und Symbolen bestickt war. Vermutlich hatten sie alle eine magische Bedeutung, aber Iscalleon kannte keine davon. »Nehmt doch Platz!«, sagte Oisin und wies auf die beiden freien Stühle. Elionai setzte sich an die Seite ihrer Mutter, sodass für Iscalleon

der Platz zwischen ihr und Oisin übrig blieb. Tibolo trat mit einer Kristallkaraffe neben Elionai und schenkte ihr eine dunkelgrüne Flüssigkeit ein. Dann kam er zu Iscalleon herüber, wobei seine Hufe auf dem Marmorboden klapperten. »Was ist das?«, fragte Iscalleon und biss sich auf die Zunge. Musste es nicht als Unhöflichkeit erscheinen, wenn er erst wissen wollte, was man ihm anbot? »Wir nennen es Takee«, sagte Niamh. Wenn sie sein Betragen unhöflich fand, ließ sie es sich jedenfalls nicht anmerken. »Es besteht zum größten Teil aus dem Saft einer ausgepressten Wurzel, die in den Dschungeln einiger Inseln im tiefen Süden wächst. Früher haben fliegende Händler uns damit versorgt, aber inzwischen haben wir nur noch die Wurzeln, die wir selbst in den Gärten von Tie'Shianna anbauen.« Iscalleon nickte dem Faun zu, der daraufhin seinen Pokal füllte. Er hatte schon von Takee gehört, aber noch nie davon gekostet. Es galt als exotische Spezialität, die nur zu ganz besonderen Anlässen aufgetischt wurde – oder an der Tafel besonders hochrangiger Elfen. Oisin hob seinen Kelch: »Auf Tie'Shianna … und seine Geheimnisse!« Da weder Elionai noch Niamh Anstalten machten, den Trinkspruch zu wiederholen, hob auch Iscalleon nur den Kelch in die Höhe und trank einige Schlucke. Im ersten Moment schmeckte es süß-würzig nach Minze und Honig, aber unversehens explodierte pfeffrige Schärfe auf seiner Zunge und ließ ihm Tränen in die Augen schießen. Es kostete ihn alle Selbstbeherrschung, sich nichts anmerken zu lassen, während er den Kelch auf den Tisch zurückstellte. Dabei ignorierte er den lauernden Blick Tibolos, der wohl nur auf einen Anlass für einen seiner frechen Sprüche wartete. »Es ist Zeit für die Vorspeise«, sagte Oisin, bevor der Faun Gelegenheit für eine Äußerung fand. Tibolo verneigte sich, stellte die Karaffe auf einem kleinen Beistelltisch ab und verschwand auf einem Pfad im Dickicht. »Erzähl uns von dir«, forderte Niamh ihn auf und erfüllte damit

seine größten Befürchtungen. »Ich bin kein guter Erzähler«, versuchte er sich herauszureden. »Hier in Tie'Shianna weiß jeder sehr gut mit Worten umzugehen, aber ich bin in solchen Dingen nicht geübt.« Niamh lachte, aber es klang nicht spöttisch. »Wir erwarten keine Beweise, dass du ein guter Redner bist. Es ist manchmal sehr ermüdend, ständig hinter wohlgesetzten Worten nach der Wahrheit forschen zu müssen. Umso schöner ist es, jemandem zuzuhören, der einfach erzählt – von seinen Erlebnissen, von seinen Taten …« Wieder einmal beschlich ihn der Verdacht, dass sie ihm unterschwellig vorwarf, er sei ja nur ein Tölpel aus der Provinz. Er schaute hilfesuchend zu Elionai, aber die nickte ihm aufmunternd zu. Also begann er zu erzählen: von seiner Heimatstadt Ovilliana in den Ausläufern des Grenzgebirges, vom Vergeltungszug gegen die primitiven Bergmenschen, die ein Hirtendorf überfallen hatten - und davon, wie der Krieg gegen die Unnennbaren begonnen hatte. Er berichtete, wie er am Angriff auf das Götzenheiligtum von Zza Thission teilgenommen hatte und von dem wagemutigen Überfall auf eine Prozession der echsischen Priester. Schließlich schilderte er den Kampf gegen die Rattenscharen, die von der Goldenen Horde in eine Nachbarstadt gesandt worden waren, und kam zu den Angriffen der Unnennbaren auf Ovilliana und zu dem Moment, als Königin Viveana ihn ausgewählt hatte, um möglichst viele Einwohner zu retten, bevor die Stadt vollständig umzingelt war. Währenddessen trugen zwei junge Elfen und Tibolo köstliche Speisen auf: zunächst eine gekühlte Creme aus exotischen Kräutern, danach Wachteleier in scharfer Soße, zart gebratenes Brustfleisch von jungen Antilopen, frittiertes Gemüse aus dem fernen Norden, den Arm eines Riesentintenfischs und zum Abschluss getrocknete Früchte aus allen Regionen der Welt. Niamh und Oisin erwiesen sich als gute Zuhörer, die immer wieder nachhakten, um sich bestimmte Details näher

erklären zu lassen, und Iscalleon hatte den Eindruck, dass sie sich wirklich für seine Berichte interessierten. So verlor er nach und nach seine Scheu und dachte nicht mehr ständig darüber nach, wie seine Worte wohl wirkten. Einmal brachten ihn zwei Eichhörnchen in bunter Kleidung und mit ausladenden Federhüten aus dem Konzept, die auf den Tisch sprangen und sich in einer eigenartig keckernden Sprache bei Oisin über irgendetwas zu beschweren schienen. Aber nachdem der Zaubersänger ihnen jeweils ein Stück süßes Gebäck und eine kandierte Frucht gegeben hatte, sprangen sie mit triumphierenden Ausrufen aus dem Pavillon und verschwanden in den Baumwipfeln. »Kleine Feenfreunde, sie sind meine speziellen Gäste«, sagte Oisin entschuldigend und bat Iscalleon, mit seiner Erzählung fortzufahren. Als die letzten Schalen und Teller abgetragen waren, hatte Iscalleon alles erzählt, was ihm einfiel. Oisin nickte zufrieden. »Du lebst in der Tradition unserer großen Helden, will mir scheinen.« »Ich gehe nur den Weg, den Orima mir vorgegeben hat«, antwortete er, und dann fiel ihm ein, dass Niamh und vermutlich auch Oisin Orima noch kennengelernt hatten, bevor sie entrückt worden war. Eine solche Aussage musste ihnen also reichlich töricht vorkommen. Aber auch darüber gingen beide hinweg, als sei ihnen nichts aufgefallen. »Wir haben davon gehört, dass Rinasto dich sehr intensiv befragt hat«, sprach Niamh weiter. »Als habe er dich im Verdacht, ein Aufrührer zu sein.« Iscalleon blickte zu Elionai hinüber, aber die spielte nur gedankenversunken mit einer Strähne ihres dunkelbraunen Haars, die sich aus der Muschelfrisur gelöst hatte, und starrte auf den Tisch. Er seufzte. »Ja, er schien so etwas zu vermuten. Ich habe allerdings das Gefühl, dass Thominion ihm diesen Floh ins Ohr gesetzt hat, denn der mag mich wohl nicht sonderlich.« »Du hast ihm erlaubt, in deine Gedanken zu tauchen, und dadurch bist du

entlastet worden.« »Ich habe nichts zu verbergen.« Er verschränkte die Arme vor der Brust. Sollte dies noch einmal ein Verhör werden? »Das können nicht viele Leute in Tie'Shianna von sich behaupten, fürchte ich«, sagte Niamh. »Nicht einmal Fenvarien.« Iscalleon wusste, dass diese Aussage provokant war, aber Oisin war ihm genau genommen noch immer eine Antwort schuldig, was es mit Fenvariens Krankheit auf sich hatte. »Fenvarien am allerwenigsten«, merkte Oisin an. »Er ist der Hochkönig, und er muss sehr genau abwägen, wem er was anvertraut, wenn er das Beste für Tie'Shianna will.« »Das klingt fast so, als würdest du an seinem guten Willen zweifeln.« »Nein, überhaupt nicht«, wehrte Oisin ab. »Er handelt nach bestem Wissen. Allerdings würde ich manche Entscheidungen anders treffen.« Iscalleon blickte ihn verwundert an. »Aber du bist einer seiner engsten Berater. Warum sagst du ihm nicht, was du denkst?« »In letzter Zeit hört er nicht mehr sehr genau zu. Seit der Geburt seiner Tochter Amariel ist es schwierig geworden, ihm Ratschläge nahezubringen. Wissen die Götter, warum das so ist, aber er schottet sich immer mehr ab und trifft seine Entscheidungen ohne seine Berater.« »Möglicherweise hat er Angst vor Verrätern in den eigenen Reihen«, merkte Niamh an. »Verräter?«, echote Iscalleon. »Du willst sagen, dass es Elfen in seiner Umgebung gibt, die ihm in den Rücken fallen würden?« »Die ihm schon jetzt in den Rücken fallen«, präzisierte Niamh. »Hast du dir eigentlich mal Gedanken gemacht, wo diese eigenartige Spinne im Nurti-Tempel hergekommen ist?« Iscalleon blickte zwischen ihr, Oisin und Elionai hin und her. »Ja … nein … eigentlich schon, aber ich bin zu keinem Schluss gekommen.« »Fangen wir einmal vorne an: Dieses Wesen stammt nicht von dieser Welt.« »Von jenseits der Sterne?«, fragte Iscalleon verblüfft. »Nein, nicht von dort, wo das Chaos tobt.« Niamh schüttelte den Kopf. »Vor solchen Wesenheiten

schützen uns die Elemente. Unser Pakt mit den elementaren Mächten ist zwar geschwächt, seit uns der Erzschlüssel geraubt wurde, aber die Wesen von jenseits der Sterne sind seit jeher die Erzfeinde der Elemente. Sie dulden sie schon aus eigenem Interesse nicht innerhalb der Stadtmauern. Keine solche Wesenheit kann Tie'Shianna betreten … oder hier herbeigerufen werden.« »Aber es gibt auch diesseits des Sternenwalls unzählige Welten«, ergänzte Oisin. »Unsere ist nur eine von vielen, und noch nicht einmal die größte. Denk nur an die Lichtwelt, aus der unsere Vorfahren einst hervorgetreten sind, oder die Welt hinter dem Nebel, in der unsere Zauberrösser leben. Viele Feen stammen aus solchen Welten, die wir gern als Globulen bezeichnen.« Er deutete auf die drei Ladifahri, die sich auf einem Ast neben dem Pavillon niedergelassen hatten und dem Gespräch gespannt zu folgen schienen, wobei sie auf dem Bauch lagen und die kleinen Köpfchen auf die Arme gestützt hatten. Als sie merkten, dass die Elfen sie anschauten, begannen sie zu grinsen und sich irgendetwas zuzutuscheln, um im nächsten Moment in zirpendes Gelächter auszubrechen. »Mit etwas Geschick ist es möglich, Portale zwischen diesen Welten zu öffnen und hin und her zu reisen. Ich habe mich seit gestern ein wenig kundig gemacht, und in einer alten Schrift habe ich von einer Kristallwelt gelesen. Dort leben ganz unterschiedliche Kreaturen, unter anderem auch durchsichtige Spinnen, die aus reinem Kristall zu bestehen scheinen – und die als sehr giftig bezeichnet werden.« »Und ein solches Wesen aus der Kristallwelt soll im Nurti-Tempel gewesen sein?« »Es gibt keine bessere Erklärung, fürchte ich.« »Aber wie ist es dort hingekommen?« »Genau das ist die interessante Frage. Portale zwischen den Welten öffnen sich nicht von selbst. Jemand muss sie öffnen, jemand, der die jeweilige Welt kennt und weiß, wo er sie findet. Nur so jemand wäre in der Lage, eine Kreatur von

dort hierherzubringen.« »Du willst damit sagen, dass jemand absichtlich eine solche Wesenheit geholt und irgendwie in den Tempel geschmuggelt hat?« Oisin nickte. »Davon sollten wir ausgehen. Und, wie du bereits vermutet hast: Derjenige muss es geschafft haben, dieses Wesen ausdrücklich auf Fenvarien anzusetzen.« »Aber wozu dieser Aufwand? Es gibt doch auch hier giftige Tiere, warum also eines aus einer fremden Welt holen?« »Wusstest du, dass die beiden Opfer der Spinne nicht durch Nurtis Wasser geheilt werden konnten?«, schaltete sich Niamh ein. Iscalleon schaute sie ungläubig an. »Der Diener und der Amaunir? Sind sie tot?« »Der Diener schon, der Amaunir nicht. Er wurde von einem Zaubersänger gerettet, nachdem das Wasser nicht geholfen hat.« »Aber wie kann das sein? Ich habe noch nie davon gehört, dass Zauberei dem gesegneten Wasser überlegen sein soll.« »Kennst du Sirartas Götterthese?«, schaltete sich Niamh ein. »Nein. Sollte ich?« »Eigentlich nicht. Auch Sirarta ist nur eine weitere Philosophin, die allerlei Theorien aufgestellt hat. Sie lebte in Simyala und starb vermutlich bei seinem Untergang. Ihre Götterthese ist aber bedenkenswert. Sie besagt, dass Götter nur dort Macht haben, wo sie auch nahe sind. Es ist vielfach beobachtet worden, dass manche Götter in bestimmten Globulen nur begrenzte Macht haben. Je weiter die Globule von uns entfernt ist, desto geringer der Einfluss unserer Götter. Kannst du mir so weit folgen?« »Das hieße, dass die Götter keine universalen Wesen sind, sondern nur bestimmte Herrschaftsgebiete haben?« »Ja, so in etwa. Wenn man diese These weiterspinnt, ist es denkbar, dass ein Wesen aus einer fernen Globule nicht von der Kraft unserer Götter beeinflusst werden kann, selbst wenn es sich in Aventurien aufhält. Wenn also ein giftiges Wesen aus einer Welt, in der Nurti keine Macht hat, hier jemanden vergiften würde, dann könnte Nurti diese Vergiftung nicht heilen.«

Iscalleon starrte Niamh an und versuchte, sich über die Konsequenzen dieser Folgerung klar zu werden. »Stell dir einmal vor, was geschähe, wenn Fenvarien im Nurti- Tempel am Biss einer giftigen Spinne sterben würde!«, sagte Oisin eindringlich. »Was das für Auswirkungen auf das Volk hätte!« »Erstens wäre das Elfenvolk seines Hochkönigs beraubt«, nahm Niamh den Faden auf, als Iscalleon keine Anstalten machte, etwas zu sagen. »Tie'Shianna wäre sozusagen geköpft. Ich glaube, dass viele Elfen in Panik geraten würden. Und Amariel, die Fenvarien auf den Thron folgen würde, ist noch ein Kind. Sie ist nicht reif dafür, unser Volk zu führen. Vermutlich würden sich die Berater untereinander bekriegen, um Amariel zur Seite stehen zu dürfen. Denn wer sie berät, hat die eigentliche Macht in Händen, bis sie alt genug ist, um eigene Entscheidungen zu treffen. Und zweitens wäre Nurtis Macht in Zweifel gestellt. Ein Giftmord direkt neben ihrem heiligen Becken – das könnte man so interpretieren, dass Nurti ihren Segen von uns genommen hat.« »Aber es *hat* einen Giftmord gegeben …«, murmelte Iscalleon. »Der kann aber geheim gehalten werden«, stellte Niamh sachlich fest. »Gestorben ist nur ein einfacher Diener, nach dem nicht viele Leute fragen. Hätte es den Hochkönig getroffen, würde man es nicht verschweigen können.« »Es gibt noch eine andere mögliche Interpretation als die, dass Nurti uns verlassen hat, und die halte ich sogar für wahrscheinlicher: Man könnte sie als schwächliche Gottheit darstellen, die dem Goldenen unterlegen ist. Das wäre mit Sicherheit die Variante, die die Sympathisanten der Goldenen Horde vertreten. So oder so wäre mit Fenvariens Tod das Schicksal des Elfenreichs besiegelt. Und das nur durch eine giftige Spinne, die irgendjemand in den Nurti-Tempel geschmuggelt hat.« Iscalleon hatte zu schwitzen begonnen, ihm war schwindelig. Was die beiden hier ausmalten, war zu viel für seine Fantasie. Fenvarien

war eine ewige Konstante in seinem Leben. Er war schon immer dagewesen, ebenso wie die Sonne jeden Tag auf- und unterging. Sein Tod war undenkbar … undenkbar gewesen. Natürlich konnte er sterben. Aber Iscalleon war nicht in der Lage, sich vorzustellen, wie die Welt ohne Fenvarien aussehen würde. Gerade jetzt … »Wartet … eine Frage habe ich noch«, sagte er. Noch weigerte er sich, all das zu glauben. »Wenn Nurti keine Macht über dieses Wesen hatte, dann hätte es doch von dem Kampfzauber zerstört werden müssen. Stattdessen hat der Zauber es gestärkt – eben weil Nurtis Macht aus dem Kampfzauber einen Heilzauber machte …« »Du hast die Lösung selbst schon genannt, Iscalleon«, sagte Oisin. »Es war nicht Nurtis Macht, die die Spinne gestärkt hat, sondern pure Magie. Nurti hat nicht die Spinne geheilt, sondern den Zauber, wenn du so willst. Sie hat aus dem Kampfzauber einen Heilzauber gemacht, und für einen Heilzauber war die Spinne sehr wohl empfänglich.« Iscalleons Kopf schwirrte. Er stand auf und lehnte sich an eine der Elfenstatuen, die das Pavillondach stützten. In doppelter Armeslänge vor ihm saß eine fette Raupe auf einem Pilz und blickte ihn gelangweilt an, während sie mit einem winzigen Messer ein fleischiges, grünes Blatt zerteilte und das abgeschnittene Stück mit einer Gabel zum Mund führte. Er war nicht sicher, ob er bei Sinnen war. »Vielleicht hast du auch gehört, dass es gestern Abend noch einen Vorfall gegeben hat«, hörte er Elionai sagen. Er drehte sich um und schaute sie fragend an. »Diesmal war er nicht auf Fenvarien gezielt, sondern auf Lariel. Irgendjemand hat es geschafft, sein Nurtiwasser auszutauschen. In seinen Kalebassen lauerte Gift statt Heilung.« Iscalleon atmete tief durch, um einen klareren Kopf zu bekommen. »Es muss jemand aus seiner direkten Umgebung gewesen sein«, sagte Oisin. »Jemand, der dabei war, als die Reiter sich bereit gemacht haben. Nur da hatte man die

Gelegenheit, gezielt Lariels Wasser auszutauschen.« »Und der Effekt wäre ähnlich«, ergänzte Niamh. »Erstens hätten die Kinder des Windes ihren Anführer verloren, zweitens wäre Nurtis Macht infrage gestellt worden. Niemand würde mehr ihrem Wasser trauen. Und niemand will sich vorstellen, wie es um unsere Kämpfer bestellt wäre, wenn wir das Wasser nicht hätten.« Iscalleon nickte. All das folgte einer bösartigen, aber überzeugenden Logik. »Und warum erzählt ihr mir das alles?« Oisin und Niamh wechselten einen kurzen Blick, dann schaute Niamh zu Elionai, die wieder mit ihrer Haarsträhne spielte und intensiv den Tisch musterte. »Es muss einen Verräter geben. Jemanden, der sich in der Nähe von Fenvarien bewegen kann«, sagte Oisin. Iscalleon riss die Augen auf: »Ihr haltet mich für einen Verräter?« Oisin schüttelte den Kopf und lächelte ihn an. »Nein, keine Angst. Im Gegenteil. Wir brauchen jemanden, dem wir vertrauen und der nach dem Verräter sucht. Jemanden, der nicht allzu tief in den Intrigen der Höflinge steckt, sondern neutral an die Sache herangehen kann. Jemanden, der vertrauenswürdig ist.« »Meine Tochter hält dich für vertrauenswürdig«, sagte Niamh. »Und ich traue ihrem Urteil.« Iscalleon schaute zu Elionai hinüber. Sie erwiderte seinen Blick und lächelte ebenfalls. Wieder fehlten ihm die Worte. In der Ferne ertönte ein Hornsignal. Sie schauten sich gegenseitig an. »Schon wieder ein Angriff?«, fragte Niamh. »Die Abstände werden immer kürzer.« »Immerhin haben sie gewartet, bis wir mit dem Essen fertig sind«, sagte Oisin und erhob sich. Auch Elionai und Iscalleon standen auf. »Wir werden dieses Gespräch später fortsetzen«, sagte Oisin. »Bestimmt«, antwortete Iscalleon. »Vorerst möchte ich mich für dieses Mahl bedanken. Und für euer Vertrauen.«

***

Auf den weißen Klippen Längst wusste Aqirea nicht mehr, wo die Wirklichkeit endete und der Traum begann. Bilder aus ihrer Erinnerung vermischten sich mit der Welt ringsum – dem Rauschen des Windes, der brennenden Hitze, Hunger, Durst und der Angst vor dem Absturz. Doch auch unvertraute Szenen flackerten vorbei: ein Schlachtfeld, auf dem sich zahllose Wesen bekämpften, Trolle gegen Elfen, Echsenwesen gegen Katzenmenschen, Oger, Menschen, aber auch Kreaturen, von denen sie noch nie gehört hatte. Einmal glaubte sie Zentauren zu erkennen, aber dann waren es nur Elfen, die auf dem Rücken von einhornähnlichen Tieren saßen. Das Blut floss in Strömen, der Tod hielt reiche Ernte. Und im Hintergrund brannte eine gewaltige Ansammlung von Zelten und Türmen aus glänzenden Steinen. Irgendwann schien sie in einer Höhle zu stehen, tief unter der Erde, und eine Wand war ein gewaltiges Maul mit zahllosen kreisförmig angeordneten Zahnreihen, die ein vierarmiges Wesen aus purem Felsgestein zu zermalmen versuchten. Und dann war da Raxillos, der erstaunt auf einen Pfeil blickte, der aus seiner Brust ragte. Im nächsten Moment fand sie sich auf dem kleinen Felsplateau wieder, und die Farben von Wiesen und Himmel waren wieder normal. Aber vor ihr schob sich ein Schlangenkopf über den Rand des Felsens, grüngelb gemustert und größer als jede Schlange, die sie bisher gesehen hatte. Bis ihr der schuppige Leib einfiel, den sie vor langer Zeit – wie lange eigentlich? – direkt vor sich durchs Wasser eines Tümpels hatte gleiten sehen. Die Schlange blickte sie an und züngelte. Aqirea konnte nichts anderes tun, als sie wie gelähmt anzustarren. »Bist du mir gefolgt?«, fragte sie schließlich. Noch einmal schoss die gespaltene Zunge blitzschnell aus dem Schlangenmaul und verschwand ebenso schnell wieder. »Auf die eine oder andere Weise schon«, antwortete das Tier mit einer Stimme, die der von Qachisa

ähnelte. »Willst du mich jetzt fressen?« Wider Erwarten erfüllte dieser Gedanke Aqirea mit keinerlei Angst. »Man muss sterben, um als etwas Neues wiedergeboren zu werden«, lautete die kryptische Antwort. »Wie die Raupe sterben muss, damit der Schmetterling daraus hervorgehen kann.« Der Schlangenkopf pendelte hin und her, die gelben Augen hielten Aqirea in ihrem Bann. »Was willst du?« Die Schlange schob sich weiter über die Felskante und richtete sich auf, bis ihr Kopf nur noch eine Handbreit von Aqireas Gesicht entfernt war. »Ich will, dass du die Augen öffnest, Aqirea Traumseherin.« »Die Augen öffnen? Aber ich habe doch …« »Nein, deine Augen sind verschlossen. Du hast die Gabe, viel mehr zu sehen als nur deine Umgebung. Du musst es nur wollen.« »Ich verstehe nicht. Was meinst du damit?« »Du wirst es verstehen, wenn du reif dafür bist.« Die Schlange schob sich noch ein Stück weiter, ihr Kopf pendelte jetzt über Aqireas Rücken, und die Zentaurin musste sich verrenken, um sie weiter anzusehen. »Du bist anders als die anderen, warst es schon immer. Nutze dieses Anderssein. Setze es zum Vorteil ein für diejenigen, die dir lieb sind.« Der geschuppte Leib schlängelte sich um Aqireas Hals. »Dein Lebenspfad ist verschlungen und eigenartig. Er unterscheidet sich von dem deiner Artgenossen. Es wird Leid und Freude und manche Überraschung geben. Du wirst Freunde finden, wo du sie nicht erwartest. Aber du wirst auch Leid über deine Freunde bringen. So ist es dir bestimmt.« In der Ferne ertönten Trommelschläge. Die Schlange blickte sich um und zischelte. »Ich muss dich jetzt verlassen. Aber wir sehen uns wieder. Wenn du mich rufst, bin ich für dich da.« Mit diesen Worten verschwand sie über den Rand des Felsens. Als Aqirea sich vorbeugte, um ihr hinterherzublicken, konnte sie keine Spur von ihr finden. Sie schaute sich um. Vater Sonne stand nur noch knapp über dem Horizont, bald würde er sein Nachtlager

aufsuchen, um morgen neu geboren zu werden. Wenn sie nicht wieder in irgendeinem Traum festhing, war der Tag fast überstanden. Ihr fiel die Feder ein, die sie den ganzen Tag in der Hand gehalten hatte. Aber als sie ihre Hand öffnete, lag keine Feder darin, sondern ein kleines Stück glänzendes Schlangenleder. Sie starrte es ungläubig an, bis sie sich selbst überzeugen konnte, dass dies kein Traum war. Die Elfe saß wieder mit überkreuzten Beinen auf ihrem Platz und hatte die Augen geschlossen. Das Haar hing ihr wirr über die Schultern, ihre Kleidung war verschwitzt, die Haut von der Sonne gerötet. Auch für sie war dieser Tag kein Zuckerschlecken gewesen. Die Trommeln kamen näher, und Aqirea entdeckte eine Prozession von Zentauren, angeführt von Qachisa und den anderen Ratsfrauen. Einige von ihnen trugen dumpf klingende Handtrommeln und schlugen einen langsamen, feierlichen Rhythmus. Bis der Zug die Felsen erreicht hatte, war die Sonne hinter dem Horizont verschwunden. Die Elfe erhob sich, sie wirkte etwas wackelig auf den Beinen. Bevor sie sich der Prozession zuwandte, schaute sie noch einmal in die Richtung der Wolkenberge. Aqirea blickte auf ihre silberne Hand und fragte sich, ob das, was sie gesehen hatte, wahr sein konnte. War diese Hand nur ein Ersatz für die echte, die sich die Elfe in höchster Not selbst abgeschlagen hatte? Bisher hatte die Elfe trotz ihrer zarten Statur und Winzigkeit immer etwas Überlegenes, Unangreifbares ausgestrahlt. Aber jetzt wirkte sie verletzlich und schwach. Nicht nur, weil sie so müde aussah, sondern vor allem, weil Aqirea wusste – glaubte? –, dass sie sich selbst zum Krüppel gemacht hatte. Unten trennten sich Qachisa und Kratis von den übrigen Zentauren und kamen den schmalen Pfad hinauf. Mit sichtlicher Mühe schafften sie es, die beiden Holzstege zu den Felsen wieder auszulegen. Auch diesmal fiel es Aqirea nicht leicht, die schmale Brücke zu überqueren, aber

als sie es geschafft hatte, schloss Qachisa sie in die Arme. Sie war überrumpelt, denn eine solche Herzlichkeit hatte sie bei der zumeist kühlen, fast abweisenden Stammesältesten noch nie erlebt. »Du hast es geschafft«, sagte Qachisa und wirkte ergriffen. »Und ich habe das Gefühl, du bist wirklich älter geworden in den letzten zwei Tagen. Reifer.« »Danke«, antwortete Aqirea, weil ihr nichts Passenderes einfallen wollte. Kratis sagte etwas zu der Elfe, und dann umarmte sie sie. Das wirkte etwas unbeholfen, da die Elfe um so vieles kleiner war, und es blieb nicht aus, dass Kratis sie ein wenig in die Höhe hob. Aber als sie sie wieder aus ihren Armen entlassen hatte, lächelte die Elfe tapfer. Da ging Aqirea zu ihr hinüber und ergriff ihre Hände. »Ich danke dir«, sagte sie. »Niemals hätte ich gedacht, dass mir deine Nähe angenehm sein könnte, aber es war, als würde eine Freundin auf dem Nachbarfelsen hocken.« Verständnislos blickte die Elfe sie an. Sie sang ein paar Silben auf ihre eigenartig zweistimmige Weise, dann hellte sich ihr Gesicht plötzlich auf, als habe sie nun den Sinn von Aqireas Worten verstanden. Sie lächelte sie an und drückte ihre Hände. »Lasst uns gehen, die Gemeinschaft wartet«, sagte Qachisa und warf der Elfe einen misstrauischen Blick zu. Am Fuß des Felsens kam Raxillos auf Aqirea zugestürmt und schloss sie so fest in die Arme, dass ihr die Luft wegblieb. Es war gar nicht so einfach, sich aus dieser Umklammerung zu lösen, und als sie es geschafft hatte, sah sie, dass er Tränen in den Augen hatte. »Mein Mädchen«, murmelte er, »meine Träumerin! Jetzt bist du endlich erwachsen.« Nacheinander kamen auch die anderen Stammesmitglieder, um sie zu beglückwünschen, und viele von ihnen umarmten sie ebenfalls. Die Elfe hingegen wurde sehr kühl behandelt, die Glückwünsche kamen bei niemandem von Herzen. Aqirea begriff, dass viele gehofft hatten, sie werde die Prüfungen nicht überstehen. Das weckte ihren stillen Zorn, die

Ungerechtigkeit enttäuschte sie. Die Elfe hatte all diese Strapazen ebenso auf sich genommen wie sie selbst, also verdiente sie die gleiche Anerkennung. Irgendjemand begann wieder eine Trommel zu schlagen, und die anderen fielen mit ein. Und dann fühlte Aqirea sich vorangeschoben. Die Zentauren drängten sich eng zusammen und trabten los, hinaus auf die dämmrige Wiesenlandschaft. Sie konnte gar nicht anders als mitzulaufen, eingeklemmt zwischen zahllosen Leibern. Der Rhythmus beschleunigte sich, und auch die Zentauren wurden immer schneller, bis sie schließlich in Galopp fielen. Aqirea blickte sich nach der Elfe um und konnte sie zunächst nicht finden, bis sie ihren Kopf irgendwo in der galoppierenden Masse entdeckte. Wie konnte ein Zweibeiner so schnell laufen? Bald war sie außer Atem, aber die anderen wurden eher noch schneller, eine eng verbundene Herde, die über die Steppe galoppierte. Und dann auf einmal spürte sie es: Sie war kein Einzelwesen mehr, sie war Teil einer Herde. Ohne darauf zu achten, wusste sie, wann die Herde die Richtung änderte, sie vergaß die Bewegungen ihrer schmerzenden Beine, verschmolz mit dem großen Ganzen. Jetzt gehörte sie wirklich dazu.

***

Über Tie'Shianna Elionai schmiegte sich eng an Oisins Rücken. Sie mochte es nicht, so weit vom festen Erdboden entfernt zu sein, und vermied normalerweise das Fliegen, wo es nur ging. Aber das Hornsignal bedeutete größte Dringlichkeit, und deswegen hatte Oisin beschlossen, sein Fluggerät zu benutzen und sie mitzunehmen. Diesen Apparat hatte er selbst gebaut, und obwohl es eigentlich nur eine »magotechnische Spielerei« war, wie er sagte, nutzte er ihn inzwischen häufig, um innerhalb von Tie'Shianna schnell von Ort zu Ort zu kommen. Aus der Ferne glich der Apparat einem Hippogriff, aus der Nähe konnte man jedoch erkennen, dass er eher einem geflügelten Einhorn nachgebildet war. Unter dem seidigen Fell verbarg sich eine hochkomplexe Mechanik aus Holz und Metall, und die Seele des Ganzen war ein Luftgeist, den Oisin in den Apparat gebannt hatte. Zwar führte das dazu, dass sich das künstliche Einhorn oft unzuverlässig oder gar unberechenbar aufführte, aber Oisin hatte es bisher noch immer zur Räson gebracht. Diesmal hatte der Apparat lautstark dagegen protestiert, dass er zwei Personen auf einmal befördern sollte. Aber Oisin hatte ihm detailliert geschildert, wie er ihn zu einem Gerät umbauen könnte, das sich durch die Erde wühlte, statt durch die Luft zu reisen, und ob dieser Aussicht hatte der Geist klein beigegeben. Jetzt merkte man den angestrengten Bewegungen der Schwingen deutlich an, wie sehr sich der Apparat mit dem zusätzlichen Gewicht abmühte – so deutlich, dass Elionai daran zweifelte, ob es wirklich so anstrengend war, in der Luft zu bleiben. Sie vermutete eher eine Trotzreaktion des beleidigten Luftgeists. Immerhin konnten sie von hier oben weit über die Ebene sehen, die sich vor den Stadtmauern erstreckte. Und es war allzu deutlich, weshalb zu den Waffen gerufen wurde: Vor den Mauern zog eine gewaltige Streitmacht auf, größer als jemals zuvor. Von hier oben wirkte sie wie ein wimmelnder

Ameisenhaufen, selbst die Trolle erschienen winzig. Und doch wusste Elionai, dass dort unten deutlich mehr Kämpfer standen, als es in ganz Tie'Shianna gab. Sollte es heute zur Entscheidungsschlacht kommen? Unvermittelt veranlasste Oisin seinen Apparat zu einem steilen Sinkflug. Elionai schloss die Augen und öffnete sie erst wieder, als sie am Klang des Flügelschlags erkannte, dass sie zur Landung ansetzten. Sie hatten den Platz vor dem Sonnentor erreicht, wo sich bereits viele Bewaffnete versammelt hatten. Die Leute eilten beiseite, um dem Flugapparat nicht ins Gehege zu kommen, denn er brauchte mit der Spannweite von über zwölf Metern mehrere Sprünge, bevor er stillstand. Kaum hatte er angehalten, da sprang Elionai von seinem Rücken, froh, festen Boden unter den Füßen zu haben. Allerdings blieb ihr nicht viel Zeit, sich daran zu freuen, denn der Apparat faltete seine Schwingen ein und hätte sie dabei fast eingeklemmt, wäre sie nicht im letzten Moment unter einem der riesigen Flügel hindurchgetaucht. Als sie sich aufrichtete, entdeckte sie Ipalisa, die sie heranwinkte. Eilig lief sie zu ihr und fand dort weitere Reiter der Kinder des Windes. »Du siehst nicht aus, als seist du bereit, dich in die Schlacht zu begeben«, begrüßte Ipalisa sie und deutete auf das Wassergewand. »Das kann ich kaum leugnen. Aber ich habe Tibolo nach meiner Rüstung geschickt. Ich hoffe, er ist hier, bevor es interessant wird.« »Den Faun mit seinen kurzen Ziegenbeinen?«, mischte sich Ganathor ein, ein Veteran unter Lariels Reitern, der einen hervorragenden Ruf als Dichter wortreicher Epen hatte. »Na, dann soll er mal in Galopp verfallen.« »Er wird es schon schaffen. Ich habe von oben gesehen, dass der Feind sich gerade erst sammelt. Bis er in Pfeilreichweite kommt, wird noch geraume Zeit vergehen.« »Wie sieht es denn von dort oben aus?«, erkundigte sich Titulon, der gerade hinzugekommen war. Auch er trug nur eine Tunika

und einen kurzen Säbel an der Seite. Elionai seufzte. »Es sind viele. So viele habe ich noch nie gesehen. Es sieht aus, als würden sie alles in die Schlacht werfen, was sie haben.« »Eine Entscheidungsschlacht? Heute?« Ipalisa runzelte die Stirn. »Warum jetzt? Das passt nicht zu ihrem bisherigen Vorgehen.« »Außer sie haben irgendeinen Trumpf im Ärmel«, stellte Titulon fest. »Bisher haben sie uns ständig mit kleineren Angriffen zu zermürben versucht, aber viel haben sie damit noch nicht erreicht.« »Vielleicht stehen sie aus irgendeinem Grund unter Zeitdruck«, schlug Ganathor vor. »Dann wäre das Ganze eher eine Verzweiflungstat. Das wäre natürlich gut für uns«, sagte Elionai. »Das glaube ich nicht.« Ipalisa schüttelte den Kopf. »Es muss irgendetwas passiert sein.« »Hätten wir doch nur diesen verdammten magischen Kreis zerstört«, fluchte Titulon. »Wer weiß, was sie damit vorhaben!« Die Erwähnung der gescheiterten Mission ließ sie alle verstummen. Dass sie es nicht geschafft hatten, die Anlage auch nur zu beschädigen, hatte die Moral der siegesgewohnten Reiter ins Wanken gebracht. Und dass Lariel um Haaresbreite von Zerzal geholt worden war, machte es nicht besser. Elionai blickte sich nach Oisin um und entdeckte ihn gemeinsam mit Fenvarien, Lariel und zwei weiteren Heerführern am Löwenbrunnen, dem Zentrum des Platzes. Umgeben von Geisterkriegern und Fenvariens persönlicher Garde, standen sie beisammen und diskutierten. Es stand ihr nicht an, sich ihnen zu nähern, also blieb ihr nur abzuwarten, was bei diesem Gespräch herauskommen würde. Die Zeit kroch dahin. Keiner von Lariels Reitern war zu einer Unterhaltung aufgelegt, es machte sich Nervosität breit. Direkt vor einem Ausfall war es üblich, dass die Spannung stieg, aber normalerweise mischte sich eine gewisse Vorfreude in die Aufregung. Diesmal starrten alle grüblerisch vor sich hin. Gerade als Elionai glaubte, es nicht mehr auszuhalten, holte

Ganathor eine kleine Harfe aus seiner Tasche, setzte sich auf den Boden und stimmte die Ode des Arikalion wandelt-in-fremden-Toden an. Sie handelte von einem mythischen Helden, der sich vor langer Zeit im verzweifelten Kampf gegen die Goldene Horde gestellt und sie zwar vernichtend geschlagen hatte, im Duell mit ihrem Heerführer aber sein eigenes Leben hatte lassen müssen. Es dauerte nicht lange, bis sich alle Reiter um Ganathor auf die Erde gesetzt hatten und andächtig lauschten, und beim Refrain fielen sie in den Gesang mit ein. Nach und nach kamen auch andere Elfen herbei, und so hatte der Barde bald ein großes Publikum, das dankbar für diese Ablenkung war. Ganathors geschmeidige Stimme und die kunstvolle Melodieführung schlugen alle in den Bann und lenkten sie von der Nervosität ab. Als er zu dem Vers kam, in dem Arikalion von seiner Liebsten Abschied nehmen muss, um sich für das letzte Gefecht zu rüsten, traf endlich Tibolo ein, völlig außer Atem, denn trotz seiner Last war er große Teile der Strecke gelaufen. Bedauernd verließ Elionai den Kreis um Ganathor und ging ihm entgegen, denn es hätte der Stimmung nicht gutgetan, wenn der Faun sich jetzt durch die Zuhörer gedrängelt hätte. Sie entließ das Wasser ihres Kleides, das an ihr hinabrann und im Boden versickerte. Den zweideutigen Kommentaren, auf die Tibolo natürlich nicht verzichten konnte, während er ihr in Unterkleid und Rüstung half, hörte sie kaum zu. Nachdem sie auch den Säbel gegürtet hatte, fühlte sie sich endlich nicht mehr fehl am Platz, sondern bereit für das, was da kommen mochte. Noch einmal blickte sie zu Fenvarien und seinem Beraterstab hinüber, die unverändert am Brunnen standen und sich anscheinend nicht einig wurden. Auch Niamh stand inzwischen dabei, und das war erstaunlich, denn in der Regel hielt sie sich aus kriegerischen Angelegenheiten heraus. Nur allzu gern wäre Elionai ein Stück näher gegangen, um mit magisch verstärkten Sinnen wenigstens

ein paar Wortfetzen zu erlauschen. Aber sie wusste, dass Fenvarien gegen solche Zauberei geschützt war, sie würde also keinen Erfolg haben. Als sie sich wieder Ganathor zuwandte, schilderte er gerade den grausamen Kampf zwischen Arikalion und Ilik-Methai, einem finsteren Heerführer der Goldenen Horde. Doch viel weiter kam er nicht, denn plötzlich stand Lariel am Rand des Zuhörerkreises und gab ihm ein Zeichen. Einige Leute murrten, als der Sänger mitten im Lied abbrach, aber als sie Lariel sahen, verstummten sie und erhoben sich. »Geht zu euren Anführern«, befahl der Reiterfürst allen, die keine Reiter waren. »Sie werden euch sagen, was ihr zu tun habt.« Sein Tonfall klang wie üblich befehlsgewohnt, aber Elionai spürte einen eigenartigen Unterton, den sie von ihm nicht kannte. Ein befremdlicher Gedanke kam ihr. Hatte er Angst? Schnell löste sich die Versammlung auf, und als nur noch die Reiter um Lariel herumstanden, sprach er weiter: »Pecastis, Ganathor, Elionai und Ucasti, meldet euch bei Oisin. Für heute untersteht ihr seinem Befehl. Der Rest folgt mir zum Löwentor.« Elionai und die drei anderen wechselten erstaunte Blicke. Pecastis, Ganathor und Ucasti gehörten zu den erfahrensten Kindern des Windes, sie wurden vermutlich nur von Ipalisa und Titulon übertroffen – und natürlich von Lariel selbst. Aber warum hatte Lariel auch sie, Elionai, aufgerufen? Sie hatte deutlich weniger Erfahrung. Verwirrt folgte sie den anderen zum Brunnen, wo sich gerade eine eigenartig gemischte Gruppe versammelte. Da war die Amauna Sconjis mit einem halben Dutzend Katzenmenschen aus ihrem Gefolge, fünf Zauberweber hatten sich ebenso eingefunden wie zwanzig Zerzalgardisten, die zu den besten Fußkämpfern des Elfenvolks zählten. Sogar ein Dutzend Geisterkrieger standen bereit. Die innere Unruhe, die durch Ganathors Lied gemildert worden war, griff wieder nach Elionai. Sie versuchte, sich zu beruhigen, aber

es wollte ihr nicht gelingen. Ihr fiel auf, dass Oisin sein Gewand gewechselt hatte. Er trug nicht mehr die Robe mit den unzähligen magischen Symbolen, sondern eine, die er immer bei der Beschwörung von Erz-Wesenheiten benutzte. Sie war aus zahllosen quadratischen Steinplättchen zusammengesetzt, die meisten davon in unterschiedlichen Grautönen, aber auch farbiger Marmor, roter Sandstein, blau schimmernder Basalt und Jade in verschiedenen Farben waren zu sehen. Zusammengehalten wurden diese Plättchen durch silberne Drähte. Obwohl diese Robe ungemein schwer sein musste, bewegte sich Oisin darin wie in jeder anderen Kleidung. Der Zaubersänger erhob die Stimme: »Auserwählte! Tie'Shianna ist in Gefahr, vielleicht mehr als jemals zuvor. Die Goldene Horde hat eine Wesenheit von abscheulichster Natur herbeigerufen, ein Wesen von so tiefer Bösartigkeit, dass allein seine Anwesenheit manch einen von uns schon in Unruhe versetzt. Es stammt von jenseits des Sternenwalls.« Er schaute sich um, blickte seinen Zuhörern ins Gesicht, als wolle er darin lesen. »Und es ist mächtiger als alle solchen Wesenheiten, denen ich jemals begegnet bin. Gerade jetzt bohrt es sich durch die Erde, frisst sich durch den Untergrund wie ein Borkenkäfer durch fauliges Holz. Wenn wir es nicht aufhalten, wird es noch heute das Sonnentor erreichen – und es möglicherweise zum Einsturz bringen.« Niemand sagte etwas. Jedem hier war klar, was der Verlust eines Tors bedeuten würde. Dann wäre die Horde nicht mehr aufzuhalten. »Aber wie ist das möglich?«, erkundigte sich eine hochgewachsene Zerzalgardistin. »Es heißt doch immer, dass die Elemente nicht zulassen, dass irgendetwas Jenseitiges in die Stadt eindringt. Wie sollte ein solches Wesen also bis unter das Tor gelangen?« »Es waren die Erzgeister selbst, die uns um Hilfe gebeten haben«, antwortete Oisin. »Sie sind einer Entität von solcher Macht nicht gewachsen.« »Aber wenn nicht einmal

die Elemente etwas tun können, wie sollen wir dann ein Wesen bekämpfen, das sich unter unseren Füßen hindurchfrisst?«, fragte Ganathor. »Die Stärke liegt in der Gemeinsamkeit«, sagte Oisin. »Gemeinsam mit unseren erzenen Freunde schicken wir die besten Kämpfer aus, die unsere Stadt derzeit hat: euch.« »Wir Amaunir werden dich nicht enttäuschen, Meister Oisin«, erwiderte Sconjis, ohne zu zögern. »Wenn es gegen einen Feind geht, der mächtiger ist als alle, denen wir bisher gegenübergestanden haben, dann wird der Ruhm unseres Sieges auch größer sein als alles, was wir bisher errungen haben.« Die Amaunir rissen ihre Waffen in die Höhe und ließen ein triumphierendes Jaulen hören. »Auch wir werden dich nicht enttäuschen!«, rief Pecastis und streckte ihren Säbel gen Himmel. »Dich nicht und nicht Tie' Shianna!« Jetzt rissen auch die anderen Elfen ihre Waffen aus den Scheiden und riefen: »Für Tie'Shianna!« Und als Pecastis rief: »Für Fenvarien!«, da echoten alle: »Für Fenvarien!« Oisin schaute mit grimmiger Entschlossenheit in die Runde. »Dann ist es Zeit zu handeln.« Er streifte seine Schuhe ab und begann auf den Pflasterplatten neben dem Brunnen barfuß zu tanzen. Respektvoll machten ihm die Krieger Platz, während die anderen Zaubersänger den Tanz mit eigenartig brummenden Tönen untermalten. Oisin hatte die Augen geschlossen und bewegte sich wie in Trance. Obwohl er in seinen Bewegungen die Schwerfälligkeit der Erzelementare imitierte, schienen ihm die kleinen Sprünge und Drehungen kaum Mühe zu bereiten. Nach und nach wurden seine Schritte schneller, die Bewegungen ausladender, und es wirkte, als würde er wachsen, während die Töne der Zaubersänger an Lautstärke und Intensität zunahmen, bis Elionai das Gefühl hatte, die Klänge körperlich zu spüren. Dann auf einmal kam Bewegung in den Boden. Mehrere der großen Granitplatten sprangen wie von Geisterhand bewegt aus dem Pflaster, richteten sich auf und

ordneten sich nach einem geheimnisvollen Muster an, bis sie sich zu einer steinernen Gestalt mit wuchtigen Armen und Beinen und einem gewaltigen Kopf zusammengesetzt hatten. Wieder einmal fiel Elionai auf, dass die Proportionen eines solchen ErzWesens denen eines Trolls ähnelten. Aber als sie diesen Gedanken einmal vor Publikum ausgesprochen hatte, hatte sie lautstarken Protest geerntet und war geradezu verspottet worden – Trolle gehörten zur Gefolgschaft des Goldenen Gottes und konnten deshalb schon aus Prinzip keine Ähnlichkeit mit den edlen Wesen der Elemente haben. Die Granitgestalt erhob sich mühsam und unter Entwicklung einer beträchtlichen Staubwolke. Im Pflaster blieb eine tiefe Grube zurück. »Hier bin ich, deinem Ruf folgend, Oisin!« Die Stimme knarrte, als entstünde sie durch das Übereinanderschaben von Felsen. Oisin war stehen geblieben und blickte das Wesen voller Selbstbewusstsein an, obwohl es mehr als doppelt so groß war wie er selbst. »Sei gegrüßt, N'Draas, im Namen des ewigen Bundes, der einst zwischen Orima und der Alten Meisterin geschmiedet wurde!«, sagte er feierlich. »Im Namen des Bundes, der durch den Diebstahl des Brandan einst gebrochen wurde!«, erwiderte das Steinwesen. »Und im Namen des Bundes, den du und ich geschmiedet haben, die Elfen von Tie'Shianna und die Herren des unzerstörbaren Elements Erz!« »Und im Namen des Bundes, der bis zum heutigen Tage fortbesteht.« N'Draas nickte zufrieden, nachdem die rituelle Begrüßung abgeschlossen war. »Was also willst du, Oisin?« »Deine Hilfe und die der deinen. Wie ich von euch erfahren habe, bohrt sich eine fürchterliche Wesenheit durch den Untergrund. Meine Kämpfer sind entschlossen, ihr Einhalt zu gebieten und sie dorthin zurückzusenden, wo sie hergekommen ist. Doch ohne eure Hilfe können wir sie nicht finden. Öffne uns eine Pforte und ermögliche es, dass wir uns ihr in den Weg stellen, bevor sie die

Mauern Tie'Shiannas erreicht hat. Willst du das tun, Herr des Erzes?« »Das werde ich. Folgt mir, so werde ich euch bis zu dem Unwesen führen.« »Es sei.« Mit diesen Worten drehte sich der Steinkoloss um und stieg in die Grube, die er bei seiner Entstehung hinterlassen hatte. Dort zerfiel er in die Platten und Steine, aus denen er sich kurz zuvor zusammengesetzt hatte, und diese Einzelteile bohrten sich in den Boden. Wie riesige Schaufeln schoben die Granitplatten Steine, Erde und Felsen auseinander und schufen einen Tunnel, der sich Meter für Meter schräg in die Tiefe bohrte. »Die Zerzalgarde geht vor«, befahl Oisin, »unterstützt von den Geisterkriegern. Sconjis, du folgst ihnen. Dahinter gehen wir.« Er deutete auf die Zauberweber. Ernst wendete er sich zu den vier Reitern. »Und ihr bleibt bei den Zauberern und schützt ihr Leben mit eurem eigenen. Nur sie können die Kreatur aufhalten.« Elionai nickte. Neben dem Tunneleingang stand jetzt Ammantillada, ein hochrangiger Nurti-Priester, und entnahm einer großen Truhe zwei gefüllte Kalebassen mit gesegnetem Wasser für jeden Kämpfer. Auch Elionai nahm zwei davon entgegen und überlegte kurz, ob sie die Flüssigkeit überprüfen sollte. Aber das wäre ein Affront gegen Ammantillada gewesen, und eigentlich konnte sie sich auch nicht vorstellen, dass der Verräter unter den Priestern zu finden war. Also steckte sie die Kalebassen unbesehen in ihre Gürtelschlaufen. »Mögen die Götter euch dort unten behüten.« Plötzlich stand Niamh neben ihr und blickte sie mit ernsten Augen an. »Und achte ein wenig auf Oisin. Bring ihn mir wohlbehalten zurück, wenn du kannst.« Elionai nickte nur. Es war das erste Mal, dass Niamh ihr einen derartigen Auftrag gab. Anscheinend war auch sie der Meinung, dass der heutige Kampf gefährlicher werden würde als alle bisherigen. Ihr fiel nichts ein, was sie hätte sagen können, also versuchte sie, Niamh anzulächeln, war aber von dem Ergebnis selbst nicht überzeugt.

Dann atmete sie noch einmal tief durch und folgte den anderen in das finstere Loch. Die Zauberer hatten blass leuchtende Kugeln erschaffen, die nun zwischen ihnen umherschwebten. Elionais Augen gewöhnten sich schnell an das Dämmerlicht, das sie verbreiteten. Der Tunnel war kreisrund und hatte einen Durchmesser von etwa drei Metern, sodass sie hintereinander gehen mussten. Die Wände sahen aus, als habe sich ein gigantischer Wurm durch den Untergrund gefressen, große Steine waren mit unglaublicher Gewalt zur Seite gedrängt worden, andere wirkten wie abgeschnitten. Erst ging es lange Zeit steil nach unten, mit gelegentlichen Knicks und Kurven, für die Elionai keinen Grund erkennen konnte. Aber wer war besser in der Lage, den richtigen Weg durch den felsigen Untergrund zu finden, als ein Erzelementar? »Ich bin es nicht gewöhnt, so langsam voranzukommen«, murmelte Ganathor, der schräg hinter ihr ging. »Ja, ich säße auch lieber auf Dalis«, antwortete Elionai. »Aber anscheinend war Lariel der Meinung, dass wir hier unten mehr bewirken können. Und dafür, dass N'Draas diesen Tunnel gerade erst erschafft, finde ich das Tempo beeindruckend.« Ganathor grunzte widerwillig. »Sag mal, Ganathor«, fragte sie nach einer kurzen Pause, »bist du eigentlich schon einmal einem Wesen von jenseits der Sterne begegnet?« »Ja, schon einige Male.« Da er von sich aus keine Anstalten machte, mehr zu erzählen, musste sie weiterbohren. »Was sind das für Kreaturen? Wie kann man sie bekämpfen?« Er seufzte. »Sie sind so vielfältig wie die Wesen von diesseits der Sterne. Manche kriechen, manche gehen, manche fliegen. Sie können Fell haben, Schuppen oder nackte Haut. Manche haben Panzer wie ein Käfer, andere scheinen nur aus Schleim zu bestehen. Manche sind gelehrig, manche dumm. Sie können sogar verführerisch sein. Aber eines ist ihnen allen gemein: ihr unstillbarer Hass auf unsere Welt. Sie vernichten und verderben,

was sie finden, und das aus reiner Zerstörungsfreude. Man sollte meinen, sie empfinden tiefen Neid auf alle Gaben, die Nurti uns verliehen hat.« »Aber man kann sie töten.« Wieder grunzte er. »Manche Gelehrte sagen, man könne sie nur dahin zurückschicken, wo sie hergekommen sind. Aber für unsere Zwecke sollte das durchaus reichen. Denn sie können nicht von sich aus in unsere Welt gelangen. Sie brauchen dafür jemanden, der ihnen ein Portal öffnet.« »Wie bei unseren Pferden?« »Wenn du so willst: ja. Aber es ist eigentlich eine Beleidigung, eine Ähnlichkeit zwischen unseren edlen Rössern aus der Welt hinter dem Nebel und jenen grausamen und erbärmlichen Kreaturen zu sehen.« »Es heißt, dass viele von ihnen nur schwer zu töten sind – oder zu vertreiben«, mischte sich Pecastis ein, die vor Elionai lief und das Gespräch mitverfolgt hatte. »Ein Schwert kann ihnen nichts anhaben, außer es ist eine magische Waffe.« »Bei einigen von ihnen stimmt das wohl, ja, aber nicht bei allen«, sagte Ganathor. »Zauberei hilft immer. Wenn du die Kraft deines Geistes in den ihren lenkst, dann haben sie dem nicht viel entgegenzusetzen. Deswegen haben wir ja auch die Zaubersänger dabei.« Elionai nickte und versank wieder in ihren Gedanken. Jegliches Zeitgefühl hatte sie hier unter der Erde längst verloren, und sie hatte keine Ahnung, welche Strecke sie zurückgelegt haben mochten. Das langsame Gehen durch das Dämmerlicht, ohne zu wissen, wo sie war und wie lange es noch dauern würde, zerrte an den Nerven. Sie ertappte sich dabei, dass sie den Säbel aus der Scheide zog, nur um seinen Griff zu spüren. Als sie wenig später den Impuls verspürte, damit nach der Tunnelwand zu schlagen, biss sie sich auf die Lippe und steckte die Waffe wieder weg. »Du spürst es, nicht wahr?«, sagte Ganathor von hinten. »Manche Leute spüren ihre Anwesenheit.« Sie schaute zu ihm zurück. »Du meinst …« Er nickte. »Ja, und du scheinst dazuzugehören.« Sie wischte sich mit dem

Handrücken über die Oberlippe und starrte fassungslos auf das Blut, das sie plötzlich auf der Hand hatte. »Manchmal bekommt man sogar Nasenbluten davon«, erklärte Ganathor. »Es muss sehr nahe sein.« Wie auf ein Stichwort kam der Zug zum Stehen. Von vorn wurde das Zeichen nach hinten weitergegeben, sich leise zu verhalten. Und dann war es auf einmal zu hören. Ein Schaben und Kratzen, Malmen und Krachen. Noch nicht sehr nahe, aber doch viel näher, als Elionai sich in diesem Augenblick wünschte. Schweiß rann ihr über die Stirn. War es hier unten wirklich so warm? Da der Tunnel vor ihr einen Knick machte, konnte sie nicht sehen, was weiter vorn vor sich ging. Warum dauerte das so lange? Musste sie es sich gefallen lassen, dass sie hier herumstand und zur Untätigkeit verdammt war? »Warum geht es nicht voran?«, fragte sie und erschrak über den rauen Klang der eigenen Stimme. Plötzlich legte sich eine Hand auf ihre Schulter, und im reflexhaften Herumwirbeln zog sie ihren Säbel. »Fass mich nicht an!«, zischte sie. Ganathor hob die Hände zum Zeichen, dass er nichts tun wollte. »Es ist die Nähe dieses Wesens. Lass dich davon nicht mitreißen. Es macht dich wütend.« »Lass mich in Ruhe«, raunzte sie ihn an. Doch dann drang der Sinn seiner Worte langsam zu ihr durch, und sie schloss die Augen. »Entschuldige, du hast recht«, sagte sie schließlich. »Ich habe so etwas noch nie erlebt.« Er nickte. »Du musst dich konzentrieren. Lass nicht zu, dass es dich beherrscht.« »Ja.« Sie steckte den Säbel zurück. »Danke.« Von vorn ertönte lautes Rumpeln, dann Schreie. »Es ist so weit«, sagte Ganathor und zog seine Waffe. »Konzentrier dich auf dich selbst.« Elionai nickte und lenkte ihre ganze Aufmerksamkeit auf die Zaubersänger vor ihr, die nun weiterdrängten. Irgendjemand rief etwas, aber es ging in dem Rumpeln und Krachen berstender Felsen unter. Nach etwa vierzig Metern erweiterte sich der Gang zu einer kleinen Halle, die von

ohrenbetäubendem Lärm erfüllt war. Die gegenüberliegende Wand schien in Bewegung zu sein, und Elionai begriff erst Herzschläge später, dass sie in ein gewaltiges Maul blickte – ein Maul von sicherlich fünf Metern Durchmesser. Zahllose Zahnreihen, kreisförmig umeinander angeordnet, malmten sich durch alles, was ihnen in den Weg kam. Die kleingebissenen Trümmer wurden in den fleischig schimmernden Schlund in der Mitte des Mauls gesaugt. Gerade rammten zwei Geisterkrieger ihre Hellebarden in den Schlund, doch der wölbte sich ganz plötzlich vor und verschlang Waffen und Krieger, bevor sie auch nur eine Ausweichbewegung machen konnten. »Heilige Erdenmutter Nurti!«, stöhnte Elionai. Blut tropfte aus ihrer Nase, aber sie achtete nicht darauf. Mehrere Pfeile wurden abgeschossen, prallten aber von den Zähnen ab oder versanken im Schlund, ohne irgendeine sichtbare Wirkung zu zeitigen. Zwei Zerzalgardisten sprangen vor, auf den Klingen ihrer Schwerter tanzten leuchtende Flammen. Wie in einem einstudierten Tanz zogen sie die Klingen mit aller Kraft durch die Zahnreihen und setzten wieder zurück. Dieser Angriff hatte wesentlich mehr Erfolg als die Pfeile. Zahnsplitter flogen herum, anstelle von Blut sprudelte graugrüner Schleim aus den Wunden. Ein Schauder lief durch das riesige Maul, mehrere Zahnreihen stülpten sich nach innen. Für einen Augenblick verstummte der Lärm und wurde von Stille abgelöst. Alle starrten auf das Maul, und im nächsten Moment stülpte es sich vor und spie einen Strom gelber Flüssigkeit aus. Einer der Gardisten schaffte es, mit einem Hechtsprung auszuweichen, doch der zweite wurde an der Schulter getroffen. Die Flüssigkeit fraß sich augenblicklich durch Rüstung und Kleidung und verätzte Haut und Fleisch. Binnen eines Lidschlags waren die Knochen seines Schultergelenks freigelegt, und er brach schrill kreischend zusammen. Weiter hinten sprangen die Amaunir auseinander,

um nicht auch noch von dem gelben Zeug erfasst zu werden. Elionai sah, wie Oisin eine ausladende Armbewegung machte, im nächsten Moment hob sich eine Felsplatte aus dem Boden und blockierte den Flüssigkeitsstrom. In der Platte war N'Draas' grobschlächtiges Gesicht zu sehen, das Oisin anblickte und ihm mit schmerzerfüllter Stimme ein lang gezogenes »Niiiicht laaaaangeee!« entgegenstöhnte. »Nur Magie, hast du gesagt«, murmelte Elionai, ohne darauf zu achten, ob Ganathor sie überhaupt hören konnte. Sie steckte den Säbel weg und holte stattdessen den Bogen aus dem Köcher. »Verzauberte Pfeile gelten als magisch, hoffe ich.« Der Säurestrom versiegte, aber die Luft war erfüllt von bestialischem Gestank. Plötzlich zerbarst die Felswand rund um das Maul, und vier gewaltige Tentakel drangen in den Raum ein, dick wie Baumstämme und mit zahllosen Saugnäpfen besetzt. Sie krochen über Boden und an den Wänden entlang, als suchten sie tastend nach Beute. Zwei von ihnen fanden N'Draas und schlangen sich um die Felsplatte. Ein dritter Tentakel näherte sich den Amaunir, die ihm fauchend entgegensprangen und mit ihren Schwertern darauf einhackten. Der vierte wurde von den Geisterkriegern angegriffen, die mit ihren Hellebarden tiefe Wunden in dem schleimigen Fleisch hinterließen. Auf N'Draas' Gesicht zeichnete sich Panik ab, der Mund öffnete sich zu einem stummen Schrei, während die beiden Tentakel mit aller Kraft an ihm zerrten. Elionai konzentrierte sich auf ihren Zorn, ihren Hass, ihre Schmerzen, bündelte diese Gefühle und legte sie in den Zauber, den sie mit dem Pfeil verband. Sie spürte, wie Kraft in den Pfeil floss, und selbst als der Punkt erreicht war, bei dem sie normalerweise haltmachte, ließ sie es weiter fließen. Das Geschoss entzündete sich, noch bevor sie es auf die Sehne gelegt hatte. Spannen und schießen war eine Bewegung, zielen musste sie nicht. Der Pfeil wurde zur fauchenden Feuerlanze und bohrte sich tief in einen

der beiden Tentakel am Felsen. Der saugnapfbewehrte Arm zuckte zurück, ließ den Felsen fahren und schlängelte sich wie eine todwunde Schlange hin und her, aber die Flammen verloschen nicht, sondern verbrannten ihn. Elionai taumelte, das Rinnsal aus ihrer Nase wurde zu einem Blutstrom. Sie wusste, dass sie mehr Kraft in den Schuss gelegt hatte, als gut für sie war. Aber immerhin hatte sie etwas bewirkt. Grelle Schreie erfüllten den Raum, und nur mit halbem Bewusstsein nahm sie wahr, dass ein Amaunir und ein Geisterkrieger von Tentakeln davongezerrt und in den Schlund gestopft wurden. Jemand ergriff ihren Arm und schüttelte sie. »Elionai! Bleib bei uns!« Es war Ganathors Stimme, aber sie schien aus weiter Ferne zu kommen. Elionai schüttelte den Kopf, versuchte, wieder klarer zu werden. Nur nach und nach wurde Ganathors Gesicht deutlich. Er hatte eine fürchterliche Wunde an Stirn und Schläfe, viele Haare waren weggeätzt. »Ich bin da«, sagte sie und griff reflexhaft nach dem Nurtiwasser an ihrem Gürtel. Kaum hatte sie das Gefäß entkorkt und einige Schlucke getrunken, versiegte der Blutstrom aus ihrer Nase, die Erschöpfung war wie weggeblasen. Jetzt erst wurde ihr das tobende Chaos ringsum bewusst. Obwohl sich nur noch zwei der vier Tentakel bewegten und überall dieser graugrüne Schleim aus Wunden troff, sah das Wesen noch lange nicht besiegt aus. Außer einigen zerbrochenen Hellebarden war von den Geisterkriegern nichts mehr zu sehen, und auch die Amaunir und die Zerzalgardisten waren deutlich dezimiert. Nur die Zaubersänger standen scheinbar unbeeindruckt von alldem neben ihr, hatten sich an den Händen gefasst und ihre Stimmen zu einem fremdartigen Choral vereint. Elionai spürte, dass sich zwischen ihnen ein magisches Gewebe von großer Macht spannte. Und ihre Aufgabe war es, ihnen genug Zeit zu verschaffen, um dieses Gewebe zu vervollständigen. Sie merkte, dass ihr der Bogen entglitten war.

Nachdem sie die Kalebasse wieder an ihrem Gürtel befestigt hatte, hob sie ihn auf. Zum Glück war er unbeschädigt. Ohne hinzuschauen, legte sie einen weiteren Pfeil auf die Sehne. Sconjis tanzte einen tödlichen Tanz vor dem riesigen Maul. Elionai hätte der alternden Katzenfrau die Geschmeidigkeit, die sie jetzt an den Tag legte, längst nicht mehr zugetraut. Gerade stellte sie unter Beweis, dass sie noch immer zu Recht die Anführerin der Amaunir in Tie'Shianna war. Als bewege sie sich im Rhythmus einer Musik, die nur sie hören konnte, sprang sie hierhin und dorthin, vollführte Überschläge und Flugrollen, und immer wieder hinterließ einer ihrer beiden schwarz glänzenden Säbel tiefe Wunden im Fleisch des Dämons. Die unzähligen Zahnreihen zuckten, schnappten nach ihr, doch sie erwischten sie nicht. Wieder stülpten sich mehrere davon nach innen, aber Sconjis wusste inzwischen, was das bedeutete, und sprang zur Seite, bevor der gelbliche Strom hervorbrach. Diesmal war es auch wesentlich weniger Säure, die aus dem Schlund spritzte, anscheinend war das meiste beim ersten Mal verbraucht worden. Kaum war die Flüssigkeit versiegt, da sprang Sconjis wieder heran und setzte ihren Tanz fort. Ein Tentakelstumpf schlug nach ihr, aber sie schien die Bewegungen vorauszuahnen und wich aus. »Zur Seite«, schrie irgendjemand, aber Sconjis war zu sehr in ihren Kampf versunken, um es zu hören. Im nächsten Augenblick brach ein Feuerstrom aus Oisins Händen, gegen den Elionais Pfeil nur ein Kerzenflämmchen gewesen war. Dicker als die Tentakel des Wesens fauchte der flammende Strahl direkt hinein in die Mitte des Mauls. Elionai war geblendet, sie musste ihre Augen mit dem Arm schützen und sich wegdrehen. Als das Fauchen endete und sie wieder hinsehen konnte, war von dem Schlund nur noch eine riesige, rauchende Wunde übrig. Unter heftigen Zuckungen zog sich das fürchterliche Wesen zurück und verschwand in der Dunkelheit

der Höhle, die hinter ihm gelegen hatte. Zurück blieb ein finsteres Loch im Fels, durch das fünf Elfen nebeneinander hätten gehen können. Und vor diesem Loch lag eine Gestalt, letzte Krämpfe durchliefen den völlig verbrannten Körper. Die Amaunir-Fürstin musste direkt in die Flammen getanzt sein. Die Zaubersänger sanken alle gemeinsam in die Knie, auch Oisin konnte sich nicht auf den Beinen halten. Es war ein gemeinsames Geschenk aller Zauberer für das Ungeheuer gewesen, aber Oisin hatte die Kraft kanalisiert, alles war durch seinen Leib geflossen. Elionai sprang zu ihm und stützte ihn. Als er sie ansah, fiel es ihr schwer, ihr Erschrecken zu verbergen. Nur sehr selten konnte man Elfen sehen, die wirklich alt wirkten. Aber Oisin sah alt aus, verbraucht, erschöpft bis an den Rand des Todes. Sie nahm die Kalebasse von ihrem Gürtel und flößte ihm Wasser ein. Er trank gierig, und mit jedem Schluck schöpfte er neue Kraft. »Ist es vollbracht?«, krächzte er schließlich. Elionai blickte zu der gegenüberliegenden Wand, in der nichts mehr von dem riesigen Maul oder den Tentakeln zu sehen war. »Es ist vollbracht«, nickte sie und warf die leere Kalebasse weg. »Nein!«, ertönte plötzlich N'Draas' dumpfe Stimme. Überall waren große Stücke aus der Felsplatte gesplittert, aber das Gesicht war noch zu erkennen. »Es ist nicht vollbracht! Spürt ihr es denn nicht? Es hat sich nur zurückgezogen, um sich auf den nächsten Angriff vorzubereiten. Es ist verwundet, aber noch längst nicht besiegt.« Oisin schloss die Augen. Dann erhob er sich und wandte sich zu den anderen Zaubersängern: »Freunde, Gefährten. Wir waren gut, aber nicht gut genug. Es ist Zeit, unser Letztes zu geben. Seid ihr bereit?« Elionai wusste nicht, was Oisin damit meinte, aber in den Gesichtern der anderen Zaubersänger las sie eine Mischung aus Verzweiflung und grimmiger Entschlossenheit. Oisin erhob seine Stimme und wandte sich an alle, die noch in der Höhle waren. Es war

weniger als die Hälfte von denen, die hergekommen waren, aber sie alle waren wieder kampfbereit – dank des heilkräftigen Wassers, das sie getrunken oder das andere ihnen eingeflößt hatten. »Ihr habt es gehört«, sagte Oisin, und seine Stimme war voller Wärme und Zuversicht. »Wir haben nur eine Pause errungen, keinen Sieg. Das Wesen wird zurückkommen, und wir werden mehr benötigen als bisher, um es dorthin zu schicken, wo es hingehört.« Oisin blickte von Gesicht zu Gesicht. Alle schauten ihn erwartungsvoll an, und niemand sah aus, als wolle er aufgeben. »Wir sechs«, er deutete auf die Zaubersänger, »wir können es vernichten. Aber dafür brauchen wir euch, damit ihr uns die Zeit verschafft. Und ich will so ehrlich sein, euch zu sagen, dass die Chance, dass ihr das überlebt, nicht groß ist. Aber wenn ihr euer Leben gebt, so gebt ihr es für Tie'Shianna. Deswegen frage ich euch: Seid ihr bereit?« »Für Tie'Shianna!«, rief eine Zerzalgardistin und riss ihren Speer in die Höhe. »Für Tie'Shianna!«, wiederholten alle anderen, und auch Elionai stimmte in den Chor mit ein. Sollte es hier wirklich zu Ende sein, sollte sie hier von Zerzal geholt werden? War sie wirklich schon bereit? Andererseits: Wenn sie es nicht schafften, diesem Wesen Einhalt zu gebieten, dann würde das Sonnentor verloren sein. Und damit wäre auch das Schicksal Tie'Shiannas besiegelt. Die Goldene Horde gewährte keine Gnade, sie würde jeden Einwohner gnadenlos abschlachten. Da war es doch wesentlich besser, hier und jetzt bei dem Versuch zu sterben, die Stadt und ihre Bewohner zu retten. Wie als Antwort auf den Kriegsruf war lautes Rumpeln und Schleifen aus der Finsternis hinter dem Loch in der Wand zu hören. Ganathor winkte Elionai, Ucasti und Pecastis zu sich. »Wir werden das letzte Bollwerk sein«, sagte er. »Wenn es gleich losgeht, dann müssen wir uns erst einmal zurückhalten. Wir bleiben hier stehen und schützen die Zauberer mit unserem Leben.« Die anderen nickten. Sie standen

nun genau zwischen den Zaubersängern und der finsteren Öffnung in der Wand. Die anderen Kämpfer hatten sich im Raum verteilt, die Waffen einsatzbereit. Dort, wo eben noch die Felsplatte gewesen war, hatte sich N'Draas als Gestalt aus reinem Fels erhoben, hoch wie ein Troll, aber wesentlich breiter und mit vier Armen ausgestattet. Das schleifende Geräusch näherte sich, und Elionai spürte wieder Wut und Hass in sich aufsteigen. Doch diesmal wusste sie, dass es nicht ihre eigene Wut war, und sie schaffte es, sich dagegen zu wehren. Zuerst war es nur ein Schatten in der Finsternis, doch dann erschienen vier Tentakel am Rand des Lochs. Ja, es waren wieder vier. Irgendwie hatte sich das Ungeheuer erholt, so wie die überlebenden Elfen und Amaunir auch. Ob es wohl auch so etwas wie Nurtiwasser hatte? Elionai verscheuchte diese sinnlosen Überlegungen, denn jetzt tauchte das riesige Fresswerkzeug in der Öffnung auf. Sie hatte das Gefühl, es sei kleiner als vorher, denn es füllte das Loch nicht vollständig aus. Vielleicht war das Wesen ja doch geschwächt? Die Tentakel schlängelten sich in die Höhle, als tasteten sie nach Opfern. »Jetzt!«, schrie einer der Zerzalgardisten, und alle verbliebenen Kämpfer sprangen aus der Deckung und hieben mit Schwertern und Säbeln auf die Fangarme ein. N'Draas warf sich auf einen Tentakel, packte ihn mit den vier Armen und zerrte mit aller Kraft daran. Das Ungeheuer ließ die Zahnreihen wie in einem stummen Aufschrei pulsieren, die Tentakel schlugen wild umher. Zwei Zerzalgardisten wurden getroffen und in hohem Bogen gegen die Wand geschleudert, aber die meisten Elfen bewegten sich mit einer Geschwindigkeit, die nur durch magische Unterstützung möglich war, und konnten den peitschenden Armen ausweichen. Elionai hätte gern einen weiteren Feuerpfeil in den aufgerissenen Rachen geschossen, aber sie musste ihre Kräfte schonen. Sie würde sie noch früh

genug brauchen. Die Zaubersänger hinter ihr hatten wieder einen fremdartig klingenden Choral angestimmt, und Elionai spürte, wie sich die Macht ihrer Zauberei um sie herum aufbaute. In einem stummen Gebet flehte sie Orima an, dass die Zauberer ihr Ritual vollenden konnten, bevor alles zu spät war. Der Kampf zwischen N'Draas und dem Tentakel kannte bisher keinen Sieger, sie umklammerten sich, zerrten aneinander, ohne sich gegenseitig viel Raum zu geben. Aber immerhin schränkte das die Beweglichkeit des Ungeheuers ein wenig ein. Die Schlacht wogte hin und her. Die Fangarme waren von Wunden übersät, doch sank auch die Zahl der Verteidiger immer weiter. Magische Geschosse erleuchteten das Halbdunkel, die Luft knisterte unter den Zaubern, und immer wieder ertönten Schmerzens- oder gar Todesschreie getroffener Elfen oder Amaunir. Irgendwann wickelten sich die verbliebenen drei Tentakel – der vierte war inzwischen völlig zerstört – um N'Draas und zerrten ihn an das Maul heran. Die wenigen Kämpfer, die noch auf den Beinen waren, nutzten diese Gelegenheit, um mit aller Wucht anzugreifen, und es gelang ihnen, noch einen zweiten Arm abzuschlagen. Doch es reichte nicht, um N'Draas zu befreien. Die innersten Zahnreihen stülpten sich weit nach außen und schnappten nach ihm, verbissen sich in einem der gewaltigen Steinarme und zogen ihr Opfer tiefer in den Schlund. Viele der äußeren Zahnreihen waren nur noch sehr lückenhaft, doch die inneren waren noch intakt, und je tiefer N'Draas in das Maul hineingezogen wurde, desto mehr Zähne schlug das Ungeheuer in den steinernen Leib. Er war schon mehr als zur Hälfte verschwunden, da brüllte Oisin plötzlich: »Halte ein, Wesen von jenseits!« Seine Stimme war lauter, als die eines Elfen eigentlich sein konnte, aber entscheidend war nicht die Lautstärke, sondern die Macht, die darin steckte. Ein Zittern durchlief den Leib des Ungeheuers, als es erstarrte. Die Kämpfer hingegen schlugen mit

umso größerer Entschlossenheit auf die Tentakel ein, dass der graugrüne Schleim nur so spritzte. Elionai drehte sich zu Oisin um, der dem Gegner beide Hände entgegenstreckte. Äußerste Anstrengung zeichnete sein Gesicht, Schweiß rann ihm in Strömen über Stirn und Wangen. Seine fünf Helfer standen hinter und neben ihm und hatten die Hände auf seine Schultern gelegt, auch ihre Mienen wären äußerst angespannt. Plötzlich brach Blut aus Oisins Nase hervor, seine Lider flackerten. Hastig nahm Elionai die verbliebene Kalebasse mit Nurtiwasser vom Gürtel, trat heran und setzte sie ihm an den Mund. Obwohl viel danebenfloss, weil er zu konzentriert war, um zu schlucken, sah sie, dass die gesegnete Flüssigkeit half. Der Blutstrom verebbte, die Entschlossenheit kehrte in seine Augen zurück. Schließlich war die Flasche leer, und auch wenn Oisin noch nicht gesund aussah, wirkte er immerhin, als würde er noch einige Zeit durchhalten. Doch als Elionai zu den anderen Zaubersängern schaute, wurde ihr klar, dass auch sie am Ende ihrer Kräfte waren. Sie wandte sich an die anderen drei Kinder des Windes: »Habt ihr noch Wasser?« Die Kämpfer hatten inzwischen alle vier Tentakel abgeschlagen und bearbeiteten das Maul, aber obwohl es sich nach und nach in eine schleimige Masse voll gesplitterter Zähne verwandelte, kam N'Draas nicht frei. Das Ungeheuer zitterte und bebte, wehrte sich aber nicht – es schien in einen Kampf verwickelt, der nicht mit physischen Waffen ausgefochten wurde. Ganathor und Ucasti reichten Elionai ihre verbliebenen Kalebassen, Pecastis schüttelte nur bedauernd den Kopf. Elionai huschte von Zauberer zu Zauberer und verteilte das Wasser, so gut sie konnte. Dann krachte es fürchterlich. Das Ungeheuer hatte N'Draas ausgespien, und er hatte einen der Elfen unter sich begraben. Jetzt waren nur noch vier Kämpfer auf den Beinen. Oisin sackte in die Knie. Er spuckte Blut. »Wir haben seinen Willen gebrochen, seine Abwehr zerstört. Jetzt

müssen wir es vernichten.« Die Worte waren eher geröchelt als gesprochen. »Seid ihr bereit?« Die anderen Zauberer nickten. Oisin packte Elionai an der Rüstung und zog sie zu sich heran. Inzwischen floss ihm das Blut auch aus Ohren und Augen. »Kehr zu Fenvarien zurück und berichte ihm, was hier geschehen ist.« Er hustete ihr schaumiges Blut ins Gesicht. »Suche in Orimas Turm, dort wirst du fündig werden. Und richte Niamh aus, dass ich mich auf ein Wiedersehen im Licht freue.« Bevor sie etwas antworten konnte, stieß er sie zurück. Mit ungeheurer Willensanstrengung richtete er sich auf, die anderen Zauberer taten es ihm gleich. Dann brüllte er: »Es sei!« Die Wirklichkeit zerbarst. Eine Welle von Macht brauste durch die Höhle und schwemmte Elionais Geist davon. Die Zaubersänger legten alles, was ihnen zur Verfügung stand, in diesen finalen Schlag. Sie verwandelten ihr eigenes Leben in pure magische Macht und lenkten sie in das Ungeheuer. Später konnte sich Elionai nicht mehr genau erinnern, was in diesem Augenblick alles geschah. Das Wesen von hinter den Sternen zerplatzte mit ungeheurer Wucht, aber auch die Höhle barst. Die Grenze zwischen Materie und Magie, zwischen Wirklichkeit und Traum verwischte. Zeit und Raum verloren ihre Bedeutung. Schmerz flutete über sie hinweg, aber er betraf sie nicht. Sie sah Oisin, sah die anderen Zaubersänger, sah Ganathor, Ucasti und Pecastis. Sie alle wirkten zufrieden, und Oisin winkte ihr zu: »Geh zu Orimas Turm!« Sie wollte antworten, aber jemand griff nach ihr, und alles ringsum verschwand. Die Gefährten verblassten, bis nur noch nebliges Grau blieb.

***

 Raxillos musste sie heftig schütteln, bis sie zu sich kam. Nach dem gemeinsamen Galopp waren alle ins Jurtendorf zurückgekehrt, und dann hatten sie gefeiert. Raxillos hatte ein Schaf geschlachtet, das bei ihrer Rückkehr bereits über einem großen Feuer briet, es gab Wein und Bier für alle. Man hatte Musikinstrumente geholt und zum Tanz aufgespielt, und Uthagor hatte sich einen Spaß draus gemacht, ihren Becher ständig wieder aufzufüllen. Sie erinnerte sich nicht mehr daran, wie sie auf ihre Schlafmatte gekommen war. Überhaupt hatte sie Schwierigkeiten zu unterscheiden, was gestern wirklich geschehen war und was sie geträumt hatte. Die Flut an Eindrücken war so gewaltig, dass sie wohl lange brauchen würde, bis sie alles begriff. Vor allem die Schlange, die ihr »Du bist anders!« zuzischelte, ging ihr nicht aus dem Kopf. »Na, wie geht es unserem neuesten vollwertigen Stammesmitglied?« Raxillos grinste sie spöttisch an, aber sie sah den Stolz in seiner Miene. »Kopfschmerzen«, murmelte sie. »Das habe ich mir gedacht. Komm, trink ein bisschen hiervon, das hilft.« Er hielt ihr eine Schale mit Tee vor die Nase. »Das hat Kratis für dich gekocht.« Unwillkürlich musste sie an das Gebräu denken, das Kratis ihr gestern auf dem Felsen gegeben hatte und das ihre Sinne vernebelt hatte. Aber dieses hier roch zum Glück anders. Sie schlürfte ein paar Schluck und ließ den Kopf wieder auf die Matte sinken. »Wo ist Silberhand?«, fragte sie. »Wer?« Raxillos schaute sie verständnislos an. »Ach, du meinst die Elfe! Hat sie gesagt, dass sie so heißt?« »Nein. Ist mir gerade so eingefallen. Aber ich finde, es passt.« »Ja, das tut es wohl. Ich habe sie heute noch nicht gesehen. Vermutlich ist sie noch in Kratis' Zelt.« »Ich würde sie gern besuchen.« Mühsam richtete sie ihren Oberkörper auf und rollte sich herum, bis die Beine unter ihrem Leib waren. Dann stemmte sie sich hoch. Nachdenklich schaute Raxillos sie an. »Was willst du von ihr?« Aqirea zuckte mit den

Schultern. »Nach ihr schauen. Ich will wissen, wie es ihr geht. Schließlich gehört sie ja jetzt auch zum Stamm.« »Mehr oder weniger«, sagte Raxillos vorsichtig. »Sie hat die Prüfungen bestanden, und irgendwie hat sie es sogar geschafft, mit der Herde mitzulaufen, obwohl Torges wohl ein- oder zweimal versucht hat, sie niederzurennen, bis Qachisa es ihm verboten hat. Aber bei der Feier hat sie weder Bier noch Wein trinken mögen. Mittanzen konnte sie auch nicht, dazu fehlen ihr zwei Beine. Sie wirkte eher erschöpft als ausgelassen, ganz anders als du. Auf mich hat sie nicht gerade den Eindruck gemacht, als würde sie sich besonders zugehörig fühlen.« »Sie ist anders als wir«, sagte Aqirea und glaubte für einen Augenblick, ein zischelndes Kichern zu hören. »Aber auf ihre Weise kann sie ein Gewinn für unsere Gemeinschaft sein.« »Vielleicht«, sagte Raxillos. »Wenn sie denn überhaupt bei uns bleiben will. Daran glaube ich aber nicht. Immerhin hat sie die Prüfung nur mitgemacht, um zu beweisen, dass die Baummutter ihr nicht übelwill. Was sie nun vorhat, wissen wir nicht.« »Noch ein Grund, sie zu besuchen«, sagte Aqirea und verließ das Zelt. Heute war der Himmel dicht bewölkt, dennoch stach die plötzliche Helligkeit in ihre Augen und ließ den Kopfschmerz wieder aufflammen. Uthagor, der zufällig gerade vorbeikam, lachte sie an: »Na, war’s doch ein bisschen viel gestern Abend? Das sollte eine Erwachsene schon vertragen!« Sie hätte ihm gern eine schlagfertige Antwort gegeben, aber ihr fiel nichts Passendes ein. Also warf sie ihm nur einen müden Blick zu und erntete weiteres Gelächter. Kratis’ Zelt stand am Rand der Siedlung, aber es war leer. Eine Zentaurin, die vor dem Nachbarzelt Wolle spann, erklärte ihr, dass die Heilerin mit der Elfe in den heiligen Wald gegangen sei. Also folgte sie ihnen. Doch sie hatte den Waldrand noch nicht erreicht, als sie aus dem Dorf aufgeregte Rufe hörte. Als sie sich umsah, entdeckte sie

mehrere Leute, die zum Himmel blickten. Dort oben sank gerade ein Schiff aus den Wolken herab. Es sah aus wie das, mit dem die Trolle unterwegs gewesen waren. Panik stieg in ihr auf. Waren die Trolle zurückgekommen, um Silberhand doch noch zu holen? Hatten sie vielleicht Verstärkung mitgebracht und glaubten nun, den Widerstand der Zentauren brechen zu können? Torges würde die Elfe sofort ausliefern, und er war beileibe nicht der Einzige. Aber sie war doch jetzt ein Stammesmitglied! Kurz überlegte Aqirea, in den Wald zu laufen, um Silberhand zu warnen, entschied sich aber dafür, zuerst ihren Bogen zu holen, um für alle Fälle gewappnet zu sein. Wenig später setzte das steinerne Ungetüm knapp außer Pfeilreichweite auf. Uthagor hatte alle waffenfähigen Zentauren um sich versammelt, und zum ersten Mal gehörte auch Aqirea dazu, wie sie mit aufgeregtem Herzklopfen feststellte. Gemeinsam hatten sie am Dorfrand Aufstellung genommen, die Waffen in der Hand, und warteten ab, was geschehen würde. Aus dem Schiff kletterte ein gewaltiger Troll, bestimmt zwei Köpfe größer und viel massiger als Uthagor. »Das ist der Frevler vom letzten Mal«, zischte jemand neben Aqirea. Sie war bei der ersten Begegnung mit den Trollen nicht dabei gewesen, deshalb kannte sie das Gesicht nicht. Aber diese Gestalt war beeindruckend, so jemandem wollte sie niemals im Kampf gegenüberstehen. Immerhin sah er nicht schwer bewaffnet aus, obwohl der steinerne Hammer an seinem Gürtel sicherlich ausreichte, um jeden Zentaurenkopf mit einem Schlag zu zertrümmern. Vom Schiff wurde ein Seil herabgelassen, und ein stierköpfiger Minotaur kletterte daran herunter. Dass ein Erzfeind der Zentauren die Trolle begleitete, sorgte für unwilliges Schnauben und Hufscharren. Zum Zeichen, dass er verhandeln wolle, hob der Troll beide Hände, während er sich langsam näherte, gefolgt von dem Minotaur, der neben ihm geradezu winzig wirkte. »Was wollt ihr?«, rief Uthagor, als sie

auf zehn Zentaurenlängen herangekommen waren. Der Troll sagte etwas zu seinem Begleiter, der nickte und seine Stimme erhob. »Ich bin K'rrosch vom Stamm der Unbezwingbaren!« Er hatte einen fürchterlichen Akzent, war aber zu verstehen. »Und ich begleite den ehrenwerten Bortosch Sohn des Agalosch vom Stamm der Tarpatsch.« Eine Zentaurin neben Aqirea kicherte leise. »Klingt wie ein Abzählreim für Kinder.« »Da er eure krude Sprache nicht versteht, habe ich mich als Übersetzer angeboten.« »Du bist nicht willkommen, K'rrosch!«, sagte Uthagor. »Und der Troll ebenso wenig. Ich rate euch: Nehmt euer fliegendes Schiff und verzieht euch, bevor wir Grund haben, unsere Waffen sprechen zu lassen.« K'rroschs Kuhmaul verzog sich zu einem breiten Grinsen. »Damit würdest du mir einen großen Gefallen tun, Zentaur. Ich habe meine Axt dem großen Brasor geweiht, und es dürstet sie nach Blut.« Offenbar um ihn zum Schweigen zu bringen, legte der Troll ihm seine große Hand auf die Schulter. K'rrosch blickte ihn an und nickte widerwillig. Der Troll sagte etwas in Uthagors Richtung, und K'rrosch übersetzte es: »Bortosch ist ein großer Feldherr der Trolle, und er sagt, ihr hättet etwas, das ihm gehört. Er ist gekommen, um es abzuholen.« »Sag deinem großen Feldherrn, dass er sich irrt. Hier gibt es nichts, was ihm gehört. Was in unserem Land ist, ist unser Eigentum. Er soll froh sein, dass wir nicht sein Schiff als unser Eigentum beanspruchen, denn auch das liegt auf unserem Land.« Nachdem K'rrosch diese Worte übersetzt hatte, blickte Bortosch nachdenklich zu Uthagor hinüber. »Es geht um nichts, was euer Eigentum sein kann«, übersetzte der Minotaur seine Worte. »Bortosch sucht eine Verräterin und Mörderin, eine stinkende Elfe, die sich hierher geflüchtet hat. Was sie bei sich hatte, mögt ihr gern behalten, aber diese Elfe ist seine Gefangene, und er verlangt, dass sie ihm ausgeliefert wird.« »Wir haben hier niemanden, der nicht ein

Mitglied unseres Stamms wäre«, antwortete Uthagor. »Die Leichen der toten Elfen aus dem Schiff haben wir dem Feuer übergeben, damit sie ungehindert zu ihren Ahnen gehen können. Wenn der Troll die verbrannten Knochen haben will, so soll er sie gern mit sich nehmen.« Bortosch nickte, als K'rrosch übersetzte, und lächelte Uthagor anerkennend zu. Es gab ein kurzes Zwiegespräch zwischen ihm und K'rrosch, als verstehe der Minotaur nicht, was der Troll sagen wollte. Schließlich wandte sich K'rrosch wieder an die Zentauren. »Dann verlangt der Troll die Herausgabe der Elfe, die neuerdings zu eurem Stamm gehört.« »Er ist töricht, und du bist es genauso, denn euch sollte klar sein, dass wir keinesfalls ein Stammesmitglied ausliefern werden.« Diesmal sprach K'rrosch, ohne auf Bortosch zu warten. »Uns ist gleichgültig, ob sie zu euch gehört oder nicht. Sie ist eine Mörderin und Verräterin. Wenn ihr sie uns nicht gebt, werden wir sie uns holen.« »Daran hättest gerade du besondere Freude«, stellte Uthagor fest. »Aber du und deinesgleichen, ihr habt euch schon manches Mal die Zähne an uns ausgebissen. Wir haben keine Angst vor euch, und auch nicht vor den Trollen.« »Nein, habt ihr nicht?« K'rrosch grinste wölfisch. »Dann werde ich …« Wieder unterbrach ihn der Troll, indem er ihm seine Pranke auf die Schulter legte. Bei dem anschließenden Wortwechsel zwischen den beiden schien sich K'rroschs Laune sichtlich zu verschlechtern. »Bortosch sagt, dass er keinen Krieg mit euch will«, verkündete er schließlich enttäuscht. »Eure Länder interessieren ihn nicht, deswegen sollt ihr weiterhin hier leben, wie es euch beliebt. Wenn ihr aber die Elfe nicht herausgebt, dann ist er gezwungen, euch anzugreifen und euer Blut zu vergießen.« Er schnaubte verächtlich. »Er gibt euch bis zum Sonnenuntergang Zeit, um euch zu entscheiden. Entweder eines eurer Stammesmitglieder oder ihr alle.« Uthagor kaute auf seiner Unterlippe. »Gut, dann kommt zum

Sonnenuntergang wieder her. Aber ich mache euch wenig Hoffnung, dass sich unsere Entscheidung ändern wird.« Zufrieden nickte der Troll und ging mit K'rrosch zurück zum Schiff, wo einige weitere Trolle den Verlauf der Unterhaltung beobachtet hatten. Wenig später erhob es sich in die Luft und war bald in den Wolken verschwunden. »Ruft alle zum Stammesrat zusammen«, sagte Uthagor und lief zur großen Jurte, um dem Rat der Mütter schon einmal vorab Bericht zu erstatten. Aqirea war wie erstarrt. Sie hörte, dass viele Stammesmitglieder miteinander tuschelten, und oft war von der *verfluchten Elfe* die Rede und davon, dass es von Anfang an ein Fehler gewesen sei, ihr die Initiation anzubieten. Die Drohungen des Trolls hatten Angst gesät. Seit langer Zeit gab es immer wieder Scharmützel mit Minotauren, die in das Land eindrangen, und auch eine Ogerfamilie hatte sich einmal hierher verirrt. An solche gelegentlichen Zusammenstöße hatte man sich gewöhnt. Aber ein Krieg gegen die Trolle – das war etwas, das die Existenz des gesamten Stamms bedrohte! Doch trotzdem, dachte Aqirea besorgt, durfte man Silberhand nicht einfach ausliefern. Uthagor hatte zum Stammesrat gerufen, und Aqirea machte sich bewusst, dass dieser Ruf auch für sie galt. Sie war jetzt eine erwachsene Zentaurin und durfte wie alle anderen beim Rat anwesend sein. Aber der Gedanke daran, was dort besprochen werden sollte, verdarb ihr jede Vorfreude. Sie musste mit Silberhand reden, ihr von der Gefahr berichten. Irgendwie würde sie sich schon verständlich machen. Also galoppierte sie hinüber zum heiligen Wald. Sie folgte dem schmalen Pfad bis zum Mutterbaum. Aber hier war niemand. Sie wollte gerade umdrehen, als ihr einfiel, dass Silberhand klettern konnte. Also trat sie an den Stamm heran und blickte in das dichte Grün. Ja, dort oben war jemand. »Silberhand!«, rief sie. »Komm runter, ich muss dir etwas erzählen!« Die Gestalt bewegte sich, drückte

einen Ast zur Seite und blickte herunter. Aber es war nicht die Elfe. Es war eine Frau mit grüner Haut, ihre Augen leuchteten so intensiv, dass Aqirea selbst aus der Entfernung ihre grüne Farbe erkennen konnte. »Silberhand, wie du sie nennst, ist nicht mehr hier.« Sie sprach, ohne den Mund zu bewegen, und ihre Stimme klang wie das Rauschen des Windes in den Blättern. »Sie hat eine wichtige Aufgabe zu erledigen, und jetzt, da ihre Anwesenheit euch gefährdet, ist sie sofort aufgebrochen.« Aqirea starrte nach oben, es hatte ihr die Sprache verschlagen. »Sie hätte sich gern noch für eure Gastfreundschaft bedankt, aber sie fürchtet, dass sie so schnell weg muss, wie sie nur kann. Dich soll ich besonders grüßen, kleine Traumseherin, denn sie hat dich liebgewonnen. Wer weiß, vielleicht will es das Schicksal ja, dass sich eure Wege noch einmal kreuzen. Doch nun geh und lass mich allein, denn ich habe noch etwas Wichtiges zu tun.« Ein heftiger Windstoß fuhr durch den Baum, und im nächsten Moment war die grüne Gestalt verschwunden. Verwirrt starrte Aqirea weiter hinauf, aber dort war niemand mehr. Ihre Gedanken rasten. Hatte sie wieder nur geträumt? War diese eigenartige Stimme nur ihrer Einbildung entsprungen? Oder hatte sie wirklich mit der Baummutter gesprochen und war Silberhand gegangen, ohne sich auch nur zu verabschieden? Am ehesten würde sie das herausfinden, indem sie zum Stammesrat lief, vermutlich hatte der bereits begonnen. Andererseits – wenn Silberhand wirklich gehen würde, würde sie das dann ohne Ausrüstung, ohne Vorräte tun? Die beste Ausrüstung für sie war sicherlich noch in dem abgestürzten Elfenschiff. Also galoppierte Aqirea dorthin, wo das Schiff eine Schneise der Verwüstung in den Wald gerissen hatte. Und tatsächlich – beim geborstenen Schiffsrumpf fand sie die Elfe. Silberhand hatte an jeder Schulter eine Tasche hängen, in der Hand trug sie eine Waffe, die einem Speer ähnelte, aber eine längere und

geschwungene Klinge hatte. An ihrem Gürtel hing etwas, das nach einem erstaunlich schlanken Schwert aussah. Anscheinend war sie fertig und wollte gerade aufbrechen. Lächelnd blickte sie Aqirea entgegen und sagte etwas Unverständliches. »Du kannst doch nicht einfach gehen, ohne dich zu verabschieden«, beklagte sich Aqirea. Silberhand drehte sich zum Schiffswrack um, hob etwas auf und winkte Aqirea heran. Der Wind zerzauste die Baumwipfel, es schien, als würde ein Sturm aufziehen. Der Gegenstand, den Silberhand ihr entgegenhielt, war ein Bogen. Er war viel kürzer als Aqireas eigener Bogen und auf eigenartige Weise mehrfach geschwungen. Aqirea konnte sich nicht vorstellen, wie es möglich war, so etwas herzustellen, aber wer fliegende Schiffe baute, konnte wohl auch einem Bogen jede gewünschte Form verleihen. Ehrfürchtig ergriff sie ihn. Er war wunderschön, die Maserung des Holzes harmonisch, der Griff mit weichem Leder umwickelt. Vor allem aber war er viel leichter als jeder Bogen, den sie jemals in der Hand gehabt hatte. »Für mich?«, fragte sie ungläubig. Die Elfe nickte und hob ihre silberne Hand. Aqirea begriff, dass sie damit keinen Bogen halten konnte. Noch einmal beugte sich Silberhand herab und zog einen reich verzierten Köcher aus den Schiffstrümmern, in dem über ein Dutzend Pfeile mit schwarzsilberner Befiederung steckte. Auch den reichte sie Aqirea. Sie lächelte und sagte etwas, dann wandte sie sich zum Gehen. »Warte! Nimm mich mit!«, rief Aqirea ihr hinterher, doch die Elfe drehte sich nur noch einmal um, winkte und verschwand im Unterholz. In der Ferne donnerte es.

***

In Niamhs Palast Behutsam strich Iscalleon eine Haarsträhne aus Elionais Gesicht. Viel war nicht geblieben von der langen, dunkelbraunen Haarpracht, die ihm bei der ersten Begegnung aufgefallen war. Nurtis Gnade hatte ihre schweren Verletzungen geheilt und neue Haut wachsen lassen, aber das verbrannte Haar war nicht zurückgekehrt. Er hauchte ihr einen Kuss auf die Stirn. In diesem Moment öffnete sie die Augen und blickte ihn verwirrt an. »Iscalleon?« Ihre Stimme klang matt. »Was … was ist geschehen?« Er lächelte ihr zu und überlegte, ob sie seinen Kuss wahrgenommen hatte. »Das müsstest du uns erzählen. Von denen, die Oisin begleitet haben, haben wir nur dich gefunden. Von allen anderen fehlt jede Spur.« An ihren Augen konnte er ablesen, dass die Erinnerung zurückkehrte. Und dass es keine schöne Erinnerung war. »Nur mich?«, fragte sie leise. Er nickte. Eine Träne löste sich aus ihrem Augenwinkel. »Warum ausgerechnet ich?« »Das weiß wohl nur Orima«, antwortete er. »Aber es wird einen Grund geben.« Sie richtete sich auf, obwohl sie eigentlich noch zu schwach dazu war, also half er ihr und stützte sie. »Oisin«, sagte sie. »Oisin wollte, dass ich zurückkehre. Er ist …« »Fort.« »Und wie komme ich hierher?« Iscalleon atmete tief durch. »Wie erwartet hat die Goldene Horde angegriffen. Und obwohl ihr Heer größer war als jemals zuvor, ist sie vergeblich gegen unsere Mauern angerannt. Sie hat einen hohen Blutzoll bezahlt. Wir wussten, dass wir uns nur halten können, wenn ihr die Zerstörung des Tors verhindern könnt. Und die Goldenen wussten das bestimmt auch. Da brach auf einmal die Erde auf, nicht einmal hundert Meter vor dem Tor, und es entstand ein großer Trichter, als sei eine Höhle eingestürzt. Wenige Augenblicke später haben die Heerführer der Horde zum Rückzug geblasen.« Er lächelte ihr zu. »Ich bin zu dem Trichter hinuntergeflogen, und an seinem tiefsten Punkt lag jemand. Ich habe dich kaum erkannt, denn du warst Zerzal

viel näher als Nurti. Aber ich konnte dich retten. Fenvarien selbst hat dafür gesorgt, dass du in den Nurti-Tempel gebracht wurdest.« Elionai starrte ihre Hände an. »N'Draas«, sagte sie. »Nur der Erzgeist kann mich dorthin gebracht haben. Oisin muss ihn gebeten haben, mich zu retten.« »Dann hat er sich aber nicht viel Mühe gegeben. Du lagst sozusagen mitten auf dem Schlachtfeld.« »Er hat den Kampf selbst kaum überlebt. Ich hatte schon gedacht, er wäre von jenem … Wesen vernichtet worden.« Nach und nach gelang es Iscalleon, aus Elionais unzusammenhängenden Eindrücken die Geschehnisse zu rekonstruieren, die zwischen Oisins Bitte an den Elementar und dem Entstehen des Kraters jenseits der Mauer lagen. Und auch wenn sich Elionai nicht an das Ende erinnern konnte, sprach doch alles dafür, dass es Oisin und seinen Helfern gelungen war, das Wesen von jenseits der Sterne zu vernichten. Aber er hatte sein Leben und das all seiner Begleiter opfern müssen. Iscalleon wagte nicht darüber nachzudenken, welche Macht diese Kreatur gehabt haben mochte, wenn eine derartige Anstrengung nötig gewesen war, um es zu besiegen. Nach einiger Zeit betrat Niamh den Raum, und hinter ihr schlüpfte auch der Faun herein. Iscalleon wollte sich erheben, wie es Niamhs Status angemessen war, aber dann hätte er Elionai nicht mehr stützen können, also blieb er auf dem Bettrand sitzen und grüßte Elionais Mutter respektvoll. Dass auch Tibolo anwesend war, gefiel ihm nicht, er fand, dass dies ein sehr persönliches Zusammentreffen war, bei dem der Kurzlebige nichts zu suchen hatte. Aber da weder Niamh noch Elionai etwas sagten, behielt er seine Bedenken für sich. Niamh setzte sich neben ihn auf den Bettrand und ergriff Elionais Hand. »Orima sei gepriesen: Du lebst.« Elionai rang sichtlich nach Worten. »Oisin wollte, dass ich zurückkehre«, brachte sie schließlich heraus. »Ich soll dir ausrichten, dass er sich auf ein Wiedersehen mit dir im Licht freut.« Niamh blickte

sie schweigend an. Erschrocken sah Iscalleon, dass Tränen über ihre Wangen liefen. Konnte es wirklich sein, dass eine Persönlichkeit wie Niamh weinte? Und dass sie es zuließ, dass sogar ein Kurzlebiger dabei zusah? Bis vor Kurzem waren Fenvarien, Lariel, Oisin und Niamh für ihn so etwas wie lebende Legenden gewesen, Personen von fast gottgleichem Status. Dass diese Namen Elfen gehörten, die zwar auf viele Jahrhunderte oder gar einige Jahrtausende Lebenserfahrung zurückblicken konnten, aber dennoch auch ›nur‹ Elfen waren, Personen mit Gefühlen und Schwächen, daran hatte er sich immer noch nicht gewöhnt. Elionai beugte sich zu Niamh und umarmte sie, und so heftig, wie Niamh die Umarmung erwiderte, war es, als würde sie sich an ihrer Tochter festhalten. Betreten schaute Iscalleon zur Seite und sah zu Tibolo hinüber, der neben der Tür stehen geblieben war. Der Faun beobachtete die beiden Frauen, auch in seinem Gesicht stand Trauer. »Wie lange warst du mit Oisin liiert?«, fragte Elionai leise. »Mehr als sechs Jahrhunderte.« Iscalleon hatte Schwierigkeiten, sich eine solche Zeitspanne auch nur vorzustellen. Schon mehrfach hatte er seine Seele an Elfenfrauen gebunden, aber es hatte niemals länger als zwanzig Jahre gehalten. Wie musste es wohl sein, sich seit einer Zeit so nahe zu sein, die die Lebensspanne vieler Elfen überstieg? Niamh löste die Umarmung und ergriff Elionais Hände. »Wir dürfen uns jetzt nicht der Trauer hingeben«, sagte sie und blickte ihr ernst in die Augen. »Das hätte er nicht gewollt.« Elionai nickte. »Wir müssen den Kampf gegen die Goldene Horde fortsetzen. Ansonsten wäre sein Opfer umsonst.« Niamh blickte zwischen Elionai und Iscalleon hin und her. »Habt ihr über das nachgedacht, worüber wir gesprochen haben?« »Die Suche nach einem Verräter? Offen gestanden habe ich noch keine Gelegenheit gefunden, mir Gedanken darüber zu machen«, antwortete Iscalleon. Zu viel war passiert in den letzten Stunden.

»Oisin sagte mir zum Abschied, ich solle in Orimas Turm gehen«, sagte Elionai. Alle anderen blickten sie erstaunt an. »Orimas Turm?«, wiederholte Iscalleon. »Das hat er gesagt … glaube ich. Die Erinnerungen an die letzten Momente sind etwas verschwommen.« »Aber Orimas Turm ist leer. Niemand betritt ihn«, merkte Tibolo an. Iscalleon warf ihm einen ärgerlichen Blick zu, weil er sich in das Gespräch einmischte, aber der Faun beachtete ihn nicht. »Andererseits ist er genau deswegen auch ein gutes Versteck für Leute, die sich heimlich treffen wollen«, sagte Niamh. »Hat Oisin den Turm wirklich im Zusammenhang mit den Verrätern genannt?« Elionai dachte einen Moment lang nach. »Nein, eigentlich nicht. Er hat nur gesagt, ich soll hingehen.« »Dann sollten wir das tun«, sagte Iscalleon. »Ganz gleich, ob es um Verschwörer geht oder etwas anderes, Oisin wird seine Gründe gehabt haben, uns dorthin zu schicken. Hören wir also auf ihn.« Er stand auf, von plötzlichem Tatendrang getrieben. Elionai und Niamh blickten zu ihm hoch. »Nun, ich werde allein gehen«, ergänzte er. »Nein«, erwiderte Elionai. »Oisin hat es mir gesagt, also werde ich auch hingehen. Lass mir nur ein klein wenig Zeit, um wieder auf die Beine zu kommen.« »Ich fürchte, wir haben keine Zeit. Dass sich die Goldene Horde heute zurückgezogen hat, mag uns einen kleinen Aufschub gewähren. Aber ihre nächste Attacke wird bestimmt nicht lange auf sich warten lassen.« »Du wirst nicht ohne sie gehen«, sagte Niamh entschieden. »Hol deine Rüstung und deine Waffen. Bis du wieder hier bist, ist Elionai auf den Beinen.« Gern hätte er widersprochen, aber er wagte es nicht. Also nickte er nur und machte sich auf den Weg, um seine Sachen zu holen. Es würde sich ja gleich zeigen, ob sie in der Lage war, ihn zu begleiten. Draußen war es längst dunkel geworden. Selbst für die nächtliche Zeit waren die Straßen erstaunlich leer, bis auf einige patrouillierende Geisterkrieger sah er kaum jemanden.

Anscheinend hatten die heutigen Ereignisse auch den hartnäckigsten Optimisten klargemacht, welche Bedrohung vor der Stadt lauerte. In seinem Quartier begegnete er Seijia, die auf einer Fensterbank saß und im schwachen Licht eines Gwen-Petryl-Steins in einer zerfledderten Schriftrolle las. Sie trug noch ihre Rüstung, und es sah nicht so aus, als habe sie sie seit dem letzten Einsatz abgelegt. »Findest du keine Ruhe?«, fragte er. »Du ja offensichtlich auch nicht«, antwortete sie. »Wie geht es deiner Elionai?« »Es ist nicht meine Elionai«, widersprach er missmutig. »Sie ist eine Sternenträgerin.« Seijia schmunzelte. »Da sagen deine Augen aber etwas ganz anderes, wenn du ihren Namen erwähnst.« Iscalleon schüttelte den Kopf. »Sie ist eine Sternenträgerin. Und ich bin ein einfacher Kämpfer aus der Provinz.« Sie rollte das Pergament zusammen. »Und sie steht im Ruf, sich wenig um Konventionen zu scheren. Als Niamhs Tochter kann sie sich das ja schließlich auch leisten.« Nachdenklich blickte er sie an. Aus ihren Worten klang leiser Neid. »Genieß die Zeit, Iscalleon. Niemand weiß, wie lange du das noch kannst.« »Fürchtest du die Zukunft?« »Das solltest du auch tun. Du hast doch ebenso wie ich gesehen, wie groß die Armee der Goldenen Horde ist.« »Tie'Shianna ist noch nie erobert worden!« »Ja, und Simyala ist auch noch nie untergegangen, bis der Basiliskenkönig vor den Toren stand.« Sie schwiegen sich einige Zeit lang nachdenklich an. Schließlich schüttelte Seijia den Kopf. »Entschuldige. Ich wollte dir nicht den Spaß an deiner neuen Liebe vermiesen.« »Sie ist nicht …«, fing er an, doch sie lachte nur. »Was auch immer sie ist, du solltest schnell wieder zu ihr gehen.« Er gab es auf, noch weiter zu widersprechen, und ging in seine Kammer, um die Rüstung anzulegen. Eifrige Diener hatten sie nach dem letzten Kampf wieder auf Hochglanz poliert. Er steckte den Reiterbogen in den Rückenköcher und legte den Gürtel an, an dem sein Säbel und

der Köcher für die Pfeile hingen. Wenig später verließ er das Quartier mit einem kurzen Abschiedsgruß an Seijia, die sich wieder in die Schriftrolle vertieft hatte. Als er in Elionais Gemächern ankam, saß sie mit Niamh an einem Tisch und stärkte sich mit einer würzig riechenden Suppe. Sie trug eine Lederrüstung, allerdings nicht die, die Lariels Reiter sonst trugen. Er musste daran denken, wie er sie gefunden hatte: Von Rüstung und Waffen war kaum etwas übrig gewesen. Anstelle des langen, dunkelbraunen Haars hatte sie jetzt eine ordentlich gestutzte Kurzhaarfrisur. Dafür würde sie viele erstaunte Blicke ernten, denn kein Elf, der etwas auf sich hielt, trug so kurze Haare. »Da bist du ja endlich. Du hast dir Zeit gelassen!«, neckte sie ihn, als er eintrat. »Du solltest auch noch eine Kleinigkeit essen, bevor wir aufbrechen. Du siehst aus, als könntest du es gebrauchen.« Die Suppe erwies sich als bitterer Kräutersud, der spürbar die Lebensgeister weckte. Elionai sprühte vor Tatendrang und ließ sich von Niamh erzählen, was sie über Orimas Turm wusste. »Er war früher einmal der Nabel der Stadt. Das erste Gebäude, das hier errichtet wurde, und außerdem das höchste – höher und älter als Fenvariens Palast. Als Orima diesen Platz für die Elementare Stadt des Erzes wählte, schloss sie einen Pakt mit der Alten Meisterin, einem elementaren Wesen von unermesslicher Macht. Den genauen Wortlaut des Pakts kennt niemand mehr, aber es war die Alte Meisterin, die die prächtigsten Bauten errichtete. Tie'Shianna wäre ohne ihre Hilfe niemals zu der Gleißenden Stadt geworden. Im Gegenzug durfte die Meisterin sich an der Kraft des Elementaren Schlüssels laben, den Pyr Daokra Orima zur Aufbewahrung anvertraut hatte. Orimas Turm war sozusagen ein Tempel des Elements Erz, und er diente einzig dem Zweck, dass sich Orima ungestört mit der Alten Meisterin treffen konnte. Es gibt wohl niemanden, der sich im Inneren des Turms auskennt, denn seine

Gänge und Säle scheinen ohne Sinn angeordnet zu sein. Angeblich ändern sie sich sogar hin und wieder. Ganz oben an der Spitze ist Orimas Studierstube, in der sie sich häufig aufgehalten hat, um tiefere Einblicke in die Welt zu erhalten. Dort stand auch ihr heiliger Kelch, der seit ihrer Entrückung im Tempel aufbewahrt wurde. Niemand weiß, was sie dort oben getan hat, aber je mehr Einsicht sie erwarb, desto weiter entfernte sie sich von unserer Welt. Sie vernachlässigte die Regierungsgeschäfte, sodass schon damals Fenvarien immer mehr Verantwortung übernehmen musste. Von dort oben bestieg sie auch oft ihr Sphärenschiff Rilmandra und reiste in Welten, die niemand außer ihr je betreten hat. Manchmal blieb sie Tage und Wochen verschwunden, und wenn sie zurückkehrte, dann erzählte sie Dinge, die niemand verstand. Eines Tages rief sie den Hofstaat zusammen und verkündete, dass sie ihr Amt niederlege, um Tie'Shianna zu verlassen. Kein Bitten und Flehen konnte sie davon abbringen, und am folgenden Tag bestieg sie das Schiff zum letzten Mal. Drei Tage später kehrte Rilmandra zurück – leer. Orima wurde nie wieder gesehen, und Fenvarien wurde der neue Hochkönig. Aber einige ihrer treuesten Anhänger wagten sich in den Turm vor, und sie verkündeten schließlich, Orima sei von ihrer Mutter Nurti zu sich geholt worden.« »War sie denn wirklich eine Tochter Nurtis?«, fragte Iscalleon. »Wer weiß?« Niamh lächelte ihn an. »Orima ist nicht geboren worden. Sie gehörte noch zu jenen, die direkt aus dem Licht getreten sind. So gesehen ist sie auf jeden Fall eine Tochter der Weltenmutter.« Er hätte gern noch weitergefragt, aber Elionais kaum merkliches Kopfschütteln hielt ihn davon ab. »Ihre Anhänger erklärten Orima zur Göttin«, fuhr Niamh fort. »Sie errichteten ihr einen Tempel im Zentrum der Stadt – nicht weit von ihrem Turm. Das ist der Rosentempel, den ihr kennt.« »Also ist sie in Wirklichkeit gar keine Göttin?«,

erkundigte sich Iscalleon irritiert. Wieder lächelte Niamh tiefgründig. »Um dir diese Frage zu beantworten, Iscalleon Hippogriffenreiter, müssten wir uns erst einmal über die Natur der Göttlichkeit einig werden. Und ich fürchte, dafür haben wir heute Nacht keine Zeit mehr.« »Zeit – das ist ein gutes Stichwort«, sagte Elionai und stand auf. Sofort eilte Tibolo herbei – Iscalleon hatte gar nicht bemerkt, dass er auch anwesend war – und brachte ihr den Waffengürtel, an dem ein schlanker Säbel und ein Dolch mit langer Klinge hingen. Auch er trug eine lederne Rüstung und einen Waffengürtel. »Soll uns der Faun etwa begleiten?«, fragte er verblüfft. »Oh, verzeiht, falls ich mich noch nicht vorgestellt haben sollte: Mein Name ist Tibolo!«, sagte der Faun mit einer Verbeugung. »Ich halte das für eine gute Idee«, erklärte Elionai. »Tibolo ist ein exzellenter Beobachter, und da wir noch nicht einmal wissen, was wir suchen …« »Aber warum er? Er ist ein Faun!« »Ich wüsste nicht, warum das gegen ihn sprechen sollte«, sagte sie. Es klang wie eine Zurechtweisung. Er biss sich auf die Zunge und blickte zu Tibolo hinüber, der ihn frech angrinste, sich ein weiteres Mal verbeugte und sagte: »Gestatten: Tibolo.« »Können wir dann jetzt aufbrechen?«, fragte Elionai. Iscalleon nickte nur. »Möget ihr fündig werden«, sagte Niamh. Sie ergriff die Hände ihrer Tochter und blickte ihr tief in die Augen. Elionai hielt ihrem Blick stand. Nach einer Weile griff Niamh nach einer kleinen Schatulle, die die ganze Zeit unbeachtet neben ihr auf dem Tisch gestanden hatte, und öffnete sie. »Dies ist ein Schlüssel, der euch einen Weg in den Turm öffnen kann.« Elionai griff hinein und zog einen silbernen Hammer hervor, kaum größer als ihre Hand und über und über mit eigenartigen Symbolen bedeckt. »Ihr müsst nur nach dem passenden Schloss dafür suchen.« »Ich danke dir«, sagte Elionai und wandte sich zum Gehen. Tibolo folgte, und Iscalleon schloss sich ihnen missmutig an. Auf dem

Weg zu Orimas Turm sprach niemand. Iscalleon verstand noch immer nicht, was für eine Hilfe ihnen ein vorlauter Kurzlebiger sein konnte. Und außerdem, Sternenträgerin und Niamhs Tochter hin oder her: Er mochte es nicht, auf diese Art zurechtgewiesen zu werden. Schließlich erreichten sie den Orimaplatz, wo die südwestliche Prachtallee auf die innere Stadtmauer stieß. Kreisförmig um den Platz angeordnet, ragten sechzehn riesige Rosenknospen aus Lapislazuli auf. Obwohl gut vier Meter hoch, waren sie doch nur winzige Abbilder des Orima- Tempels, der die Form einer gigantischen, fünfzig Meter durchmessenden Rosenblüte hatte. Fromme Gläubige benutzten die Knospen, um den Tempel zu betreten, denn sie öffneten sich, wenn man an sie herantrat. Wer hineinkletterte und wartete, bis sich die Blätter wieder schlossen, fand sich im nächsten Moment in den Begrüßungskammern des Tempels wieder – eine Erinnerung an Orimas Reisen durch die Welten. Dem Tempel gegenüber stand Orimas Turm. Er war sicherlich nicht das prächtigste Gebäude der Stadt, aber vermutlich das eigenartigste – und das wollte in einer Stadt wie Tie'Shianna schon einiges bedeuten. Seine gesamte Architektur schien der Phantasie eines Erzelementars entsprungen zu sein, denn in seiner unregelmäßigen Form wirkte er wie eine natürlich gewachsene Felsnadel, die sich steil in den Himmel reckte. Er war mit Verzierungen und Details bedeckt, die die unterschiedlichsten Facetten dieses Elements repräsentierten. Übermannsgroße Amethystdrusen grenzten an riesige Platten aus scheinbar brüchigem Roheisen, gezackte Schieferplatten wechselten mit eckigen Granitsäulen, stählerne Streben hielten Brüstungen aus buntem Marmor, und Edelsteine in leuchtenden Farben waren zu abstrakten Bildern und Mustern angeordnet. Nach Gesichtspunkten elfischer Ästhetik war es ein konfuses Durcheinander zusammenhangloser Elemente, die ohne Sinn

und Verstand aneinandergefügt waren. Und dennoch war der Turm auf seine ganz eigene Art in sich stimmig. Philosophen versuchten schon seit Jahrhunderten, seine Natur zu ergründen, und er war Thema ausgiebiger Debatten, die von den Orima-Priestern teilweise engagiert mitgeführt, teilweise rigoros abgelehnt wurden. Iscalleon, Elionai und Tibolo standen davor und legten die Köpfe in den Nacken, um emporzublicken. Irgendwo ganz weit oben zeichnete sich die Silhouette eines schwebenden Schiffs vor dem bewölkten Nachthimmel ab, das mit Seilen an der Turmspitze festgemacht war: Rilmandra. »Und wie kommen wir da jetzt rein?«, fragte Tibolo, denn ein Tor war nirgends zu sehen. »Wir müssen nur das Schlüsselloch finden«, antwortete Elionai und hielt ihm den Hammer hin. Nach kurzer Suche fanden sie einen in die Wand eingelassenen Eisenklumpen, aus dem verschiedene Gegenstände herausragten: Schwertgriffe, Sensenklingen, einige Kettenglieder, aber auch ein zierlicher Amboss. Als Elionai mit dem Hammer daraufschlug, ertönte ein erstaunlich heller und klarer Klang. »Wer begehrt Einlass?«, fragte eine knarrende Stimme, deren Ursprung nicht zu sehen war. »Elionai aus Lariels Gefolge, Tochter von Niamh mit dem goldenen Haar, ausgesandt von Oisin dem Zaubersänger.« Ein Brummen erklang, und im nächsten Moment zerfloss eine rote Steinplatte neben ihnen, verwandelte sich in einen Strom aus Sand, der zu Boden rieselte und eine dunkle Öffnung hinterließ. »Danke«, sagte Elionai, zog einen Leuchtstein aus der Tasche und stieg über den Sandhaufen. Wieder folgte ihr Tibolo voller Eifer, Iscalleon stapfte schlecht gelaunt hinterher. Sie betraten eine große, asymmetrische Felsenhöhle, deren Boden mit Geröll bedeckt war. Elionais Leuchtstein reichte bei Weitem nicht, um den Raum auszuleuchten, also holte auch Iscalleon einen Gwen-Petryl-Stein aus der Tasche und hielt ihn in die Höhe. »Und

nun?«, fragte er. Elionai seufzte. »Leider hat Oisin nichts weiter gesagt. Nur, dass wir zu Orimas Turm gehen müssen.« »Dann ist es genau genommen noch nicht einmal sicher, dass wir in den Turm hinein müssen«, stellte Tibolo fest. »Vielleicht hätten wir auch draußen schon etwas finden können.« »Möglich, ja«, gab Elionai zu. »Aber ich halte es für unwahrscheinlich. Wenn es ein wichtiges Geheimnis gibt, dann eher hier drinnen als draußen.« »Das sehe ich auch so«, sagte Iscalleon. »Und ich glaube, dass es dort hinten einen Ausgang gibt. Schauen wir doch mal nach, wo der hinführt.« Er deutete auf eine schwarze Öffnung, die sich an der gegenüberliegenden Wand abzeichnete. Wegen des Gerölls war es mühsam, die Höhle zu durchqueren, und vor allem Tibolo tat sich schwer – nicht nur wegen seiner Hufe, sondern auch, weil er in der Dunkelheit weniger sah als die Elfen. Hinter der Öffnung fanden sie einen spiralförmig verlaufenden Gang, der sich von hier aus nach oben und unten fortsetzte. »Es gibt also auch einen Keller«, stellte Iscalleon fest. »Was bei einem Erz-Turm kaum verwunderlich ist«, sagte Elionai. »Nicht umsonst besteht der Boden unter unseren Füßen ja zum größten Teil aus Erz. Es würde mich nicht einmal wundern, wenn ein großer Teil dieses Gebäudes unter der Erde liegt.« Iscalleon versuchte sich vorzustellen, wie weitläufig das Gebäude wohl sein müsste, wenn Elionais Annahme richtig war. Vermutlich hätte dann der gesamte Palast des Hochkönigs darin Platz gefunden. »Die Frage ist nur«, sagte er, »ob wir jetzt nach oben oder nach unten weitergehen.« »Orimas Kammer war ganz oben, nicht wahr? Dort, wo auch die Rilmandra liegt. Also lasst uns nach oben gehen«, schlug Tibolo vor. »Ich glaube aber nicht, dass Oisin uns zu Orimas Kammer schicken wollte«, widersprach Iscalleon. »Wenn wir auf der Suche nach Verschwörern sind, werden die sich eher in der Tiefe verstecken.« Elionai schaute kurz zwischen ihnen hin und her.

»Ja, ich glaube, du hast recht, Iscalleon. Lass uns nach unten gehen. Wenn wir dort nichts finden, versuchen wir es oben.« Der Weg war steil genug für eine Wendeltreppe, hatte aber keine Stufen. Sie mussten aufpassen, nicht ins Rutschen zu kommen, denn dann hätte es möglicherweise kein Halten mehr gegeben. »Das ähnelt dem Weg, den Oisins Erzgeist unter das Löwentor gegraben hat«, sagte Elionai und strich mit der Hand über die Wand. Sie war glatt, wie in den massiven Felsen hineingefressen. »Vermutlich ist er auf die gleiche Weise entstanden«, sagte Iscalleon. »Ja, vermutlich.« Nach mehreren Windungen, die ihnen jedes Gefühl für Himmelsrichtungen raubten, zweigte ein Gang ab. Sie kamen schnell überein, ihn auszuprobieren, und gelangten in einen weiteren Saal, der eher einem großen Gewölbe ähnelte als einer natürlichen Höhle. Er war kreisrund, Wände und Boden bestanden aus dunklen Steinplatten, die so eng aneinandergefügt waren, dass keine Dolchspitze dazwischengepasst hätte. An den Wänden waren zwölf Statuen aufgereiht, jede so groß wie ein Troll. Im ersten Moment glaubte Iscalleon, wirklich steinerne Trolle vor sich zu haben, aber bei näherer Betrachtung wurden die Unterschiede deutlich: Diese Figuren hatten weder Bärte noch Haupthaar, sie trugen keine Kleidung und waren geschlechtslos. »Orimas Golems«, flüsterte Elionai voller Respekt. Als Iscalleon sie fragend ansah, erklärte sie: »Ich habe sie für eine Legende gehalten. Es heißt, dass Orima über zwölf gewaltige Kämpfer gebot, zwölf Diener des Erzes, die die Alte Meisterin ihr überantwortet hat. Aber sie soll sie nur selten herbeigerufen haben. Ich glaube, dass wir sie gerade gefunden haben.« »Dann stehen sie hier schon seit über tausend Jahren und warten darauf, dass sie gerufen werden?« »Ja«, nickte sie. »Aber was bedeutet Zeit schon für einen Erz- Golem? Tausend Jahre sind für einen Felsen nicht mehr als ein Augenblick.« »Wohl gesprochen«,

ertönte plötzlich eine Stimme hinter ihnen, und gleichzeitig flammte eine magische Fackel auf. Alle drei wirbelten herum und zogen ihre Waffen. »Wollt ihr mich etwa bedrohen?« Es dauerte einen kurzen Augenblick, bis sich ihre Augen an das helle Licht gewöhnt hatten, aber die Stimme hatten sie schon vorher erkannt. »Wer in der Dunkelheit herumschleicht, muss damit rechnen, dass sein Gegenüber nach der Waffe greift, Rinasto«, sagte Elionai scharf und schob ihren Säbel in die Scheide zurück. »Wer schleicht denn hier durch die Dunkelheit?«, erwiderte der Richter ebenso scharf. »Ist euer Platz nicht draußen bei den anderen Kämpfern? Jeder weiß, dass uns große Schlachten bevorstehen, und statt euch auszuruhen und darauf vorzubereiten, schleicht ihr durch Orimas Wohnstatt wie lichtscheues Gesindel? Das spricht ebenso wenig für euer reines Gewissen wie der schnelle Griff zur Waffe.« »Du scheinst ja ein wahres Vergnügen darin zu finden, andere zu verdächtigen«, knurrte Iscalleon. »Dabei machst du dich selbst nicht weniger verdächtig.« »Wähle deine Worte mit Bedacht, Hippogriffenreiter«, sagte Rinasto bedrohlich leise. »Noch bist du nicht frei von jedem Verdacht. Ich sagte bereits, dass sich Verräter in unserer Stadt herumtreiben, und meine Aufgabe ist es, sie zu suchen. Welch ein Zufall, dass ich auf meiner Suche ausgerechnet wieder auf euch stoße! Also: Was habt ihr für eine Erklärung für euer nächtliches Eindringen in diese Gemächer?« »Wir sind auf der Suche nach Rettung für unsere Stadt«, sagte Elionai. »Die Goldene Horde wird von Tag zu Tag größer und mächtiger, während wir langsam ausbluten. Wenn wir gegen sie bestehen wollen, brauchen wir Hilfe. Und wer könnte uns helfen, wenn nicht Orima und die Alte Meisterin? Deswegen suchen wir nach einem Weg, sie um Unterstützung zu bitten.« »Jeder sollte wissen, wo sein Platz ist«, sagte Rinasto. Erst jetzt erkannte Iscalleon im Schatten hinter ihm weitere Gestalten:

Geisterkrieger. »Ihr gehört dorthin, wo Tie'Shianna mit der Waffe in der Hand verteidigt wird. Es gibt Priester, die wesentlich mehr über Orima wissen als ihr und die sie jeden Tag um Hilfe bitten. Es ist ein Beweis eurer unglaublichen Arroganz, dass ihr glaubt, in dieser Angelegenheit mehr ausrichten zu können als sie.« Iscalleon wollte etwas erwidern, aber Elionai gab ihm ein verstecktes Handzeichen, es besser zu unterlassen. »Ich würde es nicht Arroganz nennen, sondern Tatendrang«, sagte sie. »Jeden Tag sterben unsere Freunde und Gefährten, und wir sehen keine Besserung. Laut Orimas Lehre hat aber nur derjenige Aussicht auf Erfolg, der sich darum bemüht. Deswegen sind wir hier: Weil wir uns bemühen, einen Weg aus dieser Gefahr zu finden.« »Das ehrt euch nur auf den ersten Blick. Denn wenn ihr die Aufgaben anderer übernehmt, vernachlässigt ihr eure eigenen. Statt euch die Nächte in sinnlosem Tatendrang um die Ohren zu schlagen, solltet ihr ruhen, damit ihr bei der nächsten Schlacht im Vollbesitz eurer Fähigkeiten seid. Wenn auf einmal jeder in kopfloser Eile das tut, was ihm gerade einfällt, statt sich dem zu widmen, was ihm aufgetragen wurde, ist Tie'Shianna schon verloren.« Es fiel Iscalleon schwer, nicht loszupoltern, aber er machte sich klar, dass er in Wortgefechten nicht gegen Rinasto ankommen konnte. Elionai seufzte. »Nun gut, du magst recht haben. Vielleicht sollten wir uns wirklich eher den Aufgaben widmen, für die wir ausgebildet sind.« Iscalleon sah sie erstaunt an. Wollte sie aufgeben? Oder war das nur wieder eine dieser rhetorischen Finten? »Eine kluge Einsicht, auch wenn sie reichlich spät kommt«, sagte Rinasto. »Ich werde euch nach draußen begleiten.« »Ich danke dir, Rinasto. Hin und wieder schadet es nicht, den richtigen Weg gewiesen zu bekommen.« Ohne weitere Widerworte folgten sie ihm nach oben und in die Höhle zurück. Der Weg nach draußen führte allerdings nicht durch den

Sandstein, der sich inzwischen längst wieder in eine massive Platte zurückverwandelt hatte, sondern durch eine Glasfläche, die man einfach durchschreiten konnte. »Vergesst nicht, dass ich euch im Auge behalte«, verabschiedete Rinasto sie. »Ich kann euch nur raten, euch nicht noch einmal so verdächtig zu verhalten. Sonst könnte es sein, dass ich euch doch noch einem intensiveren Verhör unterziehen muss.« Dann wandte er sich an Iscalleon. »Vor allem dir empfehle ich Vorsicht. Ich sehe an deinen Augen, dass du Elionais Einsicht nicht teilst. Es ist nur zu deinem eigenen Vorteil, wenn ich dir sage, dass du dich um deinen Hippogriff kümmern solltest, statt dich in fremde Angelegenheiten zu mischen.« »Danke, Rinasto«, antwortete Elionai, bevor Iscalleon dazu kam, etwas zu sagen. »Ich werde ihm ein wenig ins Gewissen reden.« Rinasto nickte, obwohl er nicht aussah, als würde er ihr glauben. »Möge Orima euch Weisheit schenken!«, sagte er und verschwand wieder im Inneren des Turms. Sie fanden sich auf der Rückseite des großen Gebäudes wieder. »Lasst uns gehen«, sagte Elionai und ging los. »Warte!«, sagte Iscalleon und lief hinterher. »Willst du wirklich einfach so aufgeben?« »Es ist besser, dem Richter nicht zu widersprechen«, antwortete sie im Weitergehen. »Und außerdem hat er ja eigentlich recht.« Fassungslos blieb Iscalleon stehen, aber sie ging einfach weiter, gefolgt von dem eilig trippelnden Faun. Wieder einmal verstand er die Welt nicht mehr. Hatte er sich so sehr in Elionai getäuscht? Gab sie wirklich so schnell auf? Er musste ein kleines Stück laufen, bis er sie wieder eingeholt hatte. Während er neben ihr herging, rang er nach Worten. Als sie in eine kleine Gasse abgebogen waren, blieb Elionai abrupt stehen. »So, hier kann er uns mit Sicherheit nicht mehr sehen oder hören«, sagte sie und lächelte Iscalleon grimmig an. Er brauchte einen Augenblick, bis er begriff. »Mir fällt ein Stein vom Herzen«, sagte er und grinste. »Du hast ihn

also gnadenlos angelogen.« »Ich würde liebend gern darauf verzichten, aber manchmal geht es nicht anders. Nur leider hat Rinasto mir nicht ganz geglaubt, also musste ich das Spiel erst einmal durchhalten – bis wir außer Sichtweite waren.« »Aber glaubt ihr, dass es eine gute Idee wäre, jetzt gleich wieder in den Turm zu gehen?«, wandte Tibolo ein. »Rinasto ist immer noch dort, und wenn er uns jetzt noch einmal erwischt …« »Wir werden vorsichtiger sein«, antwortete Elionai. »Wir warten ein bisschen, um ihn in Sicherheit zu wiegen, und gehen diesmal nach oben. Da wir ja jetzt wissen, dass er sich dort herumtreibt, werden wir schon an ihm vorbeikommen.« »Traust du ihm eigentlich?«, fragte Iscalleon. »Mir kommt es eigenartig vor, dass er sich mitten in der Nacht in Orimas Turm aufhält.« »Bisher habe ich keinen Grund, ihm zu misstrauen. Nicht jeder, der übereifrig bei der Sache ist, muss gleich ein Verräter sein. Nein, auch ich finde ihn nicht sympathisch. Aber er ist ein Richter, der Fenvarien treu dient.«

***

Zwischen Zentaurendorf und Schlangenfluss Wie ein Sturzbach ergoss sich der Regen aufs Land, immer wieder flackerten gezackte Blitze über den Himmel, gefolgt von krachendem Donner. Das Unwetter war aus heiterem Himmel aufgezogen, niemand hatte damit gerechnet. Vor allem war es ungewöhnlich, dass es am Vormittag über sie hereinbrach, normalerweise kamen solche Gewitter eher nachmittags oder nachts. Aqirea wusste, dass es klüger gewesen wäre, sich einen sicheren Unterstand zu suchen und dort abzuwarten, bis alles vorüber war. Die Blitzgeister, so wurde immer wieder gesagt, suchten sich manchmal auch einsame Wanderer, die ihnen nicht den gehörigen Respekt zollten und sich im Freien herumtrieben. Aber diesmal blieb ihr keine Wahl, denn Silberhand hatte einen gehörigen Vorsprung, und der Regen verwischte ihre Spuren. Schon jetzt war Aqirea nicht mehr sicher, ob sie sie jemals finden würde. Aber schließlich hatte sie nicht ohne Ausrüstung loslaufen können. Zum Glück waren fast alle Zentauren in der großen Jurte gewesen, auch Raxillos, der sie bestimmt aufgehalten hätte. So konnte sie unbemerkt ein paar Habseligkeiten zusammenraffen, aber als sie aus dem Dorf huschte, hatte der Wind sich schon zu einem Sturm entwickelt und schob finstere Wolken übers Land. Bevor der Regen so dicht geworden war, dass sie nicht mehr weit sehen konnte, hatte sie Silberhand in der Ferne entdeckt, wie sie Richtung Fluss rannte. Anscheinend hatte sie die ersten Tropfen abgewartet, bevor sie den Wald verließ. Wieder zuckte ein vielfach verästelter Blitz über den Himmel, der Donner krachte nur Augenblicke später, und Aqirea zog unwillkürlich den Kopf ein. Sie versuchte sich vorzustellen, wie ein solches Gewitter wohl für die Trolle oben zwischen den Wolken sein musste. Umtanzt von Blitzgeistern, von Windgeistern wild hin und her geworfen, von Regenmassen umspült … so unwohl sie sich hier unten

fühlte, mit den Trollen hätte sie nicht tauschen wollen. Endlich erreichte sie einen kleinen Wald, in dem die Zentauren hin und wieder jagen gingen. Die Bäume hielten den Wind ein wenig ab, und auch der Regen war weniger heftig als im Freien. »Danke, Baummutter, dass du mich bis hierher behütet hast«, sagte sie und tastete nach dem Schlangenleder, das in einem kleinen Beutelchen um ihren Hals hing. Solche kleinen Dankesgebete waren ihr längst in Fleisch und Blut übergegangen, sie waren üblich bei ihrem Volk. Aber jetzt auf einmal wurde ihr klar, dass die Baummutter ein reales Wesen war, sie also sozusagen wirklich mit jemandem sprach, wenn sie so etwas sagte. Oder war die Begegnung am Mutterbaum doch nur wieder ein Traum gewesen? Ja, es musste ein Traum gewesen sein, sagte sie sich. Aber sie glaubte es nicht mehr. Während sie den Wald durchquerte, schaute sie sich aufmerksam um. Wenn Silberhand diesen Weg genommen hatte – wovon sie ausging –, dann konnte sie sich hier überall verbergen. Und selbst wenn sie sich nicht versteckte, dann würde Aqirea sie nur mit Glück finden. Sie musste darauf hoffen, sie auf der freien Fläche zu sehen, wenn sie den Wald auf der anderen Seite wieder verließ. Die Abstände zwischen den Donnerschlägen wurden größer, der Regen ließ nach. Da entdeckte sie im feuchten Waldboden Spuren, aber nicht die erhofften. Es waren nackte, breite, vierzehige Füße: Minotauren. Auch hier waren sie also gewesen. Die Spuren waren höchstens einen Tag alt, das war nicht viel. Umrundeten die Minotauren das Dorf, um es auszuspähen und über unvorsichtige Zentauren herzufallen? Sie fluchte in sich hinein. Eigentlich war es ihre Pflicht, auf der Stelle umzukehren und die Krieger zu warnen, damit sie die Eindringlinge aufspürten und aus dem Land jagten. Aber wenn sie das tat, würde sie Silberhand niemals wiederfinden. Und musste sie nicht auch Silberhand warnen? Schließlich gehörte die Elfe ja

auch zum Stamm, und sie schwebte in viel größerer Gefahr, weil sie ganz allein hier unterwegs war. Genau wie Aqirea selbst. Dass sie selbst verloren war, sollte sie den Minotauren in die Arme laufen, fiel ihr erst jetzt auf. Nervös blickte sie sich um, als erwarte sie, die Stierköpfigen würden im nächsten Moment aus dem Unterholz brechen und über sie herfallen. Auch sie selbst wäre sicherer, wenn sie sofort zum Dorf zurückkehrte. Aber sie war nicht aufgebrochen, um in Sicherheit zu sein. Und die Jäger wussten, dass Minotauren in der Gegend waren. Zurzeit würde es niemand schaffen, sich dem Dorf unbemerkt zu nähern. Damit war die Entscheidung gefallen. Der Stamm brauchte sie nicht. Silberhand schon. Von nun an achtete sie darauf, möglichst leise zu sein und die Umgebung immer im Auge zu behalten. Sie fand keine weiteren Spuren der Minotauren, dafür aber an einem Bachufer den Abdruck eines schmalen Schuhs. Das konnte nur Silberhand sein. Innerlich jubelte sie. Die Spur war frisch, ließ jedoch keine genaue Schlussfolgerung auf die Richtung zu, in der die Elfe weitergegangen war. Aber sie schien auf den Fluss zuzuhalten. Das leuchtete Aqirea ein, denn Silberhand war mit einem Schiff unterwegs gewesen. Also würde sie für ihre Weiterreise auch ein Schiff wählen. Fliegende Schiffe wurden hier nur sehr selten gesehen, also hoffte sie vermutlich auf ein schwimmendes. Die kamen immer wieder mal hier vorbei, besetzt mit Angehörigen der unterschiedlichsten Völker und Rassen. Einige von ihnen kamen ans Ufer, wenn man ihnen winkte, und so erhielten die Zentauren im Tausch gegen Wein und Bier allerlei Dinge, die sie selbst nicht herstellen konnten: eiserne Speerspitzen, Dolche oder exotischen Schmuck. Und wenn Silberhand möglichst schnell von hier fort wollte, war ein solches Schiff bestimmt die beste Wahl. Als Aqirea den Waldrand erreichte, konnte sie ein sanftes Tal überblicken, in dem nur einige Gehölze Deckung

boten. Sie wusste, dass sie dieses Tal durchqueren und den Hügel ersteigen musste, denn dahinter schlängelte sich der Fluss entlang. Das Gewitter war ebenso schnell wieder vorbei, wie es aufgezogen war, und die ersten Sonnenstrahlen brachen durch die Wolken. Es war fast Mittag, und Aqirea fiel auf, dass sie heute noch nichts gegessen hatte. Also blieb sie in der Deckung des Waldrands stehen und packte etwas von ihrem Proviant aus: einen frischen Teigfladen und etwas Käse. Von hier aus hatte sie einen guten Blick, würde Silberhand also entdecken, wenn die Elfe sich durch die Mulde bewegte. Andererseits konnten auch die Minotauren jeden sehen, der dort entlanglief – zumindest wenn sie irgendwo hier waren. Aber es half ja nichts, sie würde diese freie Fläche überwinden müssen. Als sie satt war, spähte sie ein letztes Mal am Waldrand entlang und galoppierte dann los. Eigentlich war es wunderschön, über die Steppe zu fliegen, in großen Sprüngen über Hindernisse zu setzen und sich den Wind um die Ohren spielen zu lassen. Die Erinnerung an den gemeinsamen Galopp zum Abschluss der Initiation erfüllte sie mit Glück. Der Gedanke an die Minotauren trübte diese Freude aber ganz erheblich. Immer wieder schaute sie nach hinten zum Waldrand und musste dabei aufpassen, nicht zu straucheln, weil sie dem Untergrund zu wenig Beachtung schenkte. Aber es war nichts zu sehen, und sie überquerte die Hügelkuppe, ohne einen Hinweis auf die Nähe der Feinde entdeckt zu haben. Vor ihr glitzerte der Fluss geheimnisvoll in der Mittagssonne. Er war das größte Gewässer weit und breit, und sie kannte nur Legenden darüber, wo er herkam und wo er hinging – wie Vater Sonne, der jeden Tag von irgendwoher kam und irgendwohin wieder verschwand. Der Fluss war auch die Grenze zum wilden Land der Minotauren. Kein vernünftiger Zentaur betrat dieses Land, obwohl es ebenso fruchtbar und wildreich war wie die Region nördlich des Flusses. Doch die Gefahr, dort den blutrünstigen

Stiermenschen zu begegnen, war viel zu groß. Und hinter diesem Land erhob sich das gewaltige Wolkengebirge, dessen Gipfel bis zu den Sternen reichten und in denen andere gefährliche Kreaturen hausten: Bergriesen, Greife, Drachen und vieles mehr, von dem Aqirea nicht wusste, ob es sich um Legenden oder wahre Erzählungen handelte. Jenseits der Berge, so hieß es, wucherte ein undurchdringlicher Wald, in dem es so unerträglich heiß war, dass einem das Fell auf dem Leib verbrannte. Es gab also keinen vernünftigen Grund, einen Huf auf die andere Flussseite zu setzen. Das Ufer war hier an vielen Stellen sumpfig, Schilffelder bedeckten Seitenarme und Buchten. Aber auch kleinere Waldstücke reichten bis an den Fluss. Eines davon umgab eine Anlegestelle – ein Felsen, vom Wasser umspült, aber vom Land aus trockenen Fußes erreichbar. Dort pflegten die Zentauren mit Fremden Handel zu treiben, auch wenn Aqirea bisher noch nie dabei gewesen war. Sie beschloss, dass dies die erste Stelle sein würde, an der sie nach der Elfe suchte. Ein schmaler Pfad führte sie zwischen großen Steinen, Brombeerhecken und Weiden hindurch, bis sie den Fuß des großen Felsens erreichte. Gerade als sie sich an den beschwerlichen Aufstieg machen wollte, hörte sie hinter sich eine Stimme. Sie ruckte herum und griff nach dem Bogen, den Silberhand ihr geschenkt hatte. Nur ein paar Schritte von ihr entfernt saß die Elfe in der großen Astgabel einer ausladenden Weide. Aqirea musste direkt an ihr vorbeigegangen sein, ohne sie zu bemerken. Sie winkte ihr zu: »Ich wusste, dass ich dich hier irgendwo finden würde.« Doch Silberhand zeigte sich weniger erfreut, als Aqirea erhofft hatte. Wieder sagte sie etwas und deutete in die Richtung des Dorfs. »Nein, ich gehe nicht zurück. Ich will mit dir kommen.« Aqirea zeigte auf den Fluss hinaus, aber Silberhand schüttelte den Kopf. »Du kannst meine Hilfe sicherlich gebrauchen. Vier Augen sehen mehr als zwei,

und außerdem kann ich für uns jagen gehen und so was.« Silberhand seufzte und sprang auf den Boden. Sie sagte wieder etwas, diesmal klang es ein wenig freundlicher, und kam zu Aqirea herüber. Flink kletterte sie ein Stück weit den Felsen hinauf, bis sie Aqirea aus gleicher Höhe in die Augen blicken konnte. Was sie dann sagte, wirkte auf Aqirea so, als wolle sie sie beruhigen, und dann legte sie die Hände an Aqireas Schläfen. Die Zentaurin überwand den Impuls, ihren Kopf zurückzuziehen, denn sie machte sich klar, dass sie der Elfe Vertrauen zeigen musste, wollte sie sie dazu überreden, sie mitzunehmen. Leise begann Silberhand zu singen, und diesmal war es unverkennbar zweistimmig. Aqirea fühlte, wie sich ihre Nackenhaare aufstellten. Irgendetwas geschah … etwas Fremdartiges. Und dann wusste sie, dass es Zauberei war. Silberhand drang in ihre Gedanken ein, blickte direkt in ihren Kopf. Panik überflutete sie, denn noch nie war ihr jemand so nahe gekommen. Was konnte die Elfe dort wohl alles sehen? Etwa ihre geheimsten Wünsche und Gedanken, die sie mit niemandem teilte, nicht einmal mit Raxillos? Andererseits begriff Aqirea, dass dies die beste Möglichkeit war, sich verständlich zu machen. Sie schloss die Augen und konzentrierte sich auf die Begegnung im Wald, als Silberhand sie vor dem Bären gewarnt hatte. Sie beschwor das Bild Silberhands herauf, wie sie auf der Felsspitze saß und plötzlich aufsprang, dabei irgendein fremdes Wort rief und das Gleichgewicht verlor. Und sie dachte an die merkwürdige Vertrautheit, die sie seit dieser Zeit mit der Elfe verband. Schließlich stellte sie sich vor, wie sie an der Seite der Elfe über eine Planke ein Schiff bestieg, das ablegte und flussabwärts segelte. Als sie die Augen wieder öffnete, sah sie die großen Augen Silberhands direkt vor ihrem Gesicht. Zum ersten Mal fiel ihr auf, wie riesig Elfenaugen waren. Viel größer als die von Zentauren, obwohl Elfen doch so

viel kleiner waren. Ihr Ausdruck war schwer zu interpretieren, aber es lagen weder Zorn noch Ablehnung oder Spott darin. Insgeheim hatte Aqirea befürchtet, ausgelacht zu werden, wie sie in ihrem Leben schon so oft ausgelacht worden war. Aber Silberhand seufzte nur. Dann deutete sie zuerst auf sich und dann auf die Berge jenseits des Flusses. »Du willst in die Wolkenberge?«, fragte Aqirea verblüfft. »Aber warum?« »Tie'Shianna«, antwortete Silberhand sehr ernst. Es war das Wort, das sie bei ihrem Fast- Absturz gerufen hatte. »Teschanna«, wiederholte Aqirea und merkte selbst, dass sie es nicht richtig aussprechen konnte. »Ist das jemand, den du suchst? Ein Familienmitglied? Oder ein guter Freund?« Aber die Elfe verstand ihre Fragen nicht. Stattdessen begann sie mit wellenförmigen Handbewegungen anzudeuten, dass der Weg sehr steil bergauf und bergab führen würde, sie warf die Arme um ihren Oberleib und tat so, als würde sie vor Kälte zittern, dann zog sie eine unsichtbare Waffe und attackierte einen imaginären Feind. Als sie erwartungsvoll zu Aqirea schaute, nickte die Zentaurin und wiederholte die Bewegungen, um zu zeigen, dass sie bereit war, all das auf sich zu nehmen. Und um diese Aussage zu unterstreichen, griff sie nach ihrer Tasche und zog etwas Proviant hervor, denn sie glaubte, dass Silberhand ohne Lebensmittel aufgebrochen war. Silberhand schüttelte langsam den Kopf, aber Aqirea verstand es nicht als Ablehnung, sondern als Ausdruck des Erstaunens über ihre Entschlossenheit. Sie nahm es zum Anlass, umso heftiger zu nicken. Daraufhin lachte Silberhand, nahm Aqireas Hände in die ihren und drückte sie fest. Sie bedeutete ihr, ihr zu folgen, und führte sie zu einer steinigen Bucht im Schatten des Felsens, wo mehrere große Holzstücke lagen, die sie anscheinend gesammelt hatte. Teilweise war es Treibholz, teilweise schmale Stämme von toten Bäumen. Als Aqirea sie verständnislos anblickte, deutete sie auf

sich und auf das andere Ufer. »Du willst ein Schiff bauen?«, fragte Aqirea und blickte auf das Holz, das nicht einmal als Brennholz getaugt hätte. »Wie willst du das denn machen?« Vermutlich konnte Silberhand sich denken, was Aqirea fragte, denn sie hielt mehrere Büschel des kräftigen Grases in die Höhe, das man in Notfällen als Seilersatz benutzen konnte. Aqirea hatte noch nie ein Schiff aus der Nähe gesehen, aber sie konnte sich nicht vorstellen, wie aus ein paar zusammengeschnürten Holzresten etwas werden sollte, mit dem man den Fluss überqueren konnte. »Na gut, wenn du meinst«, sagte sie. »Sag mir, was ich tun soll, dann helfe ich dir.« Unter Anleitung der Elfe schnürten sie mehrere große Holzstücke so aneinander, dass ein kleines Floß entstand. Es war viel zu klein und zu zerbrechlich, um sie beide zu tragen, aber anscheinend wollte die Elfe es auch nur als Schwimmhilfe und für das Gepäck benutzen. Gerade gab ihr die Elfe ein Zeichen, das Gefährt ins Wasser zu schieben, als plötzlich eine raue Stimme ertönte: »Na, was haben wir denn da? Wenn das mal nicht zwei wehrlose Weibchen sind.« Aqirea und Silberhand schreckten auf und starrten den Minotaur an, der zwischen den Bäumen stand und sie triumphierend angrinste.

***

In Orimas Turm Der Weg zur Turmspitze kam Elionai schier endlos vor. Immer wieder zweigten Gänge ab, aber Iscalleon und Elionai hatten beschlossen, zunächst ganz oben zu suchen, in Orimas Studierstube. Tibolo hatte schon vor längerer Zeit erschöpft aufgegeben und war in einem Seitenflur sitzen geblieben, damit sie ihn auf dem Rückweg abholten. Er war keine körperliche Arbeit gewöhnt und hatte eine schlechte Kondition. Als geübte Kämpfer hatten Iscalleon und Elionai hingegen kaum Probleme mit dem langen Anstieg. Seit Tibolo nicht mehr dabei war, wirkte Iscalleon merklich entspannter. Elionai hatte noch nicht herausgefunden, was für ein Problem er mit dem Faun hatte, aber es war kaum zu übersehen, dass er ihn nicht mochte. Sollte der Grund darin liegen, dass Tibolo ein Kurzlebiger war? Sie nahm sich vor, ihn bei Gelegenheit danach zu fragen, aber im Moment sparte sie ihren Atem lieber für den Aufstieg. Überraschend mündete der Gang in einen finsteren Raum. Sollten sie endlich oben angekommen sein? Schon mehrfach hatte sie sich gefragt, ob sie nicht längst die Turmspitze hätten erreichen müssen, aber in der fensterlosen Spirale war es unmöglich, abzuschätzen, wie hoch sie bereits gestiegen waren. Nicht einmal jetzt war sie sicher, wirklich ganz oben angelangt zu sein. Sie hob ihren Leuchtstein und lenkte sein Licht in den Raum. Iscalleon stellte sich neben sie und tat es ihr gleich. Boden und Decke des kreisrunden Saals bestanden aus poliertem, schwarzem Marmor, der das Licht vielfach reflektierte und die Illusion erzeugte, dass überall leuchtende Punkte auftauchten. Möbel oder andere Hinweise darauf, wofür dieser Saal benutzt worden war, gab es nicht. Die Wände glänzten in unterschiedlichen Rosatönen, aber sie waren nicht glatt, sondern wellenförmig wie erstarrte Flüssigkeit. Als Elionai näher trat und mit der Hand darüberfuhr, fühlte sich das Material kühl an, so kühl wie alle Steinwände in diesem Gebäude. Ob es

wohl möglich war, dass sie wirklich flüssig gewesen waren? Sie erinnerte sich an eine Tropfsteinhöhle, die sie im Sala Mandra betreten hatte, an deren Decke geschwungene Sintervorhänge gehangen hatten. Die Wände hier erinnerten sie an dieses Material. Und als sie den Leuchtstein etwas zur Seite hielt, meinte sie eckige und runde Formen durch das Gestein schimmern zu sehen, als sei es nur fingerdick und versperre den Zugang zu etwas anderem. »Wir sind in Orimas Bibliothek«, sagte sie leise, aber der Hall verstärkte ihre Stimme. »Bibliothek?«, wiederholte Iscalleon verständnislos. Er war weiter in den Raum hineingegangen und drehte sich nun zu ihr um. »Ja. Hinter dieser Wand befinden sich Schriftplatten und Pergamentrollen. Man kann sie erahnen, wenn man genauer hinschaut. Aber sie sind alle hinter einer Gesteinsschicht verborgen.« Iscalleon kam zu ihr. »Das lässt sich ändern«, sagte er und zog seinen Säbel. »Nein, warte. Es würde mich wundern, wenn Orima keine Wächter hinterlassen hat. Und die sind sicherlich nicht erfreut, wenn wir die Bibliothek mit Gewalt erobern wollen.« Iscalleon brummte unzufrieden, steckte die Waffe aber wieder weg. »Und was schlägst du vor?« »Höflich fragen.« Sie drückte ihm den Leuchtstein in die Hand, hob beschwörend beide Hände und begann mit weit tragender Stimme: »Herr dieser Räumlichkeiten, Wächter von Orimas Schriften, wir bitten dich um freundliche Aufnahme.« Nichts geschah. »Entweder ist keiner da, oder er schenkt dir kein Gehör«, stellte Iscalleon fest. »Oder er ist nicht sonderlich gesprächig.« Wieder hob sie die Hände. »Mein Name ist Elionai, Tochter der Niamh, und dies ist Iscalleon der Hippogriffenreiter. Wir sind gesandt von Oisin und Niamh. Wenn du uns hörst, bitten wir dich um Antwort.« Es geschah immer noch nichts. Elionai und Iscalleon wechselten einen Blick. »Hörst du uns?«, fragte Elionai schließlich. »Ja«, donnerte eine dröhnende

Stimme von allen Seiten zugleich. Beide Elfen zuckten zusammen und griffen unwillkürlich nach ihren Waffen. »Bist du der Wächter über Orimas Bibliothek?«, fragte Elionai, als sie sich von dem Schreck erholt hatte. »Ja«, kam es zurück. »Etwas einsilbig, der Gute«, murmelte Iscalleon. »Ich schätze, er hat in den letzten Jahrhunderten nicht viele Gesprächspartner gehabt und ist ein bisschen aus der Übung«, wisperte sie zurück, bevor sie laut weitersprach: »Wir sind auf der Suche nach einer Botschaft, die Orima hier hinterlassen hat.« Keine Reaktion. »Hast du eine solche Botschaft?«, bohrte sie weiter. »Ja.« »Und was müssen wir tun, damit du uns diese Botschaft übermittelst?« »Fragen.« »Bei Nurtis Füllhorn, das tun wir doch die ganze Zeit!«, zischte Iscalleon, aber Elionai legte ihm beschwichtigend die Hand auf den Arm. »Wie lautet die Botschaft, die Orima hier hinterlassen hat?«, fragte sie. Im Zentrum des Raums leuchtete etwas auf, als habe jemand eine Lampe entzündet. Auf den zweiten Blick entpuppte es sich als das leuchtende Bild einer Gestalt, die erst undeutlich war, als sehe man sie durch einen Nebelschleier, dann aber heller und deutlicher wurde, bis eine große, dünne Elfe in einer blauen Robe zu erkennen war. Sie hatte langes, rotblondes Haar, ihre Augen waren hinter einer Binde versteckt. »Ist das Orima?«, fragte Iscalleon. Elionai nickte. Das Gesicht ähnelte dem vieler Statuen, die vermutlich von Künstlern gestaltet worden waren, die Orima noch selbst begegnet waren. Allerdings wirkte diese Orima ausgezehrter, müder und älter. »Kinder des Lichts«, begann Orima zu sprechen, ihre Stimme war tief und warm. »Der ungeliebte Gott, der Goldene, der Gesichtslose, der, dem die anderen Götter den Namen genommen haben: Seit Simias Zeiten trachtet er danach, die Kinder des Lichts zu verderben. Warum er das tut? Wer will schon einen finsteren Gott verstehen? Seine Ränke sind verwoben, niemals zu durchschauen, seine Pläne reichen über

Jahrtausende. Oft sandte er seine Heerscharen, uns zu vernichten. Grausam waren die Kriege, und viele von uns opferten ihr Leben, um ihm Einhalt zu gebieten. Und doch ist alles vergebens. Am Ende wird er siegen. Seit Simias Zeiten nagt er an unseren Wurzeln, hat sie verzehrt, uns wurzellos gemacht, den Halt in der Wirklichkeit verdorben. Wie ein fauliger Wurm kriecht er aus der Erde, um die wurzellose Pflanze zu verschlingen, mit seinem giftigen Brodem zu vernichten. Eis erstarrt, wenn die Schlange Gift in elfische Ohren träufelt. Feuer verlischt, wenn das Verdorbene aus der Tiefe steigt. Humus stirbt, wenn der Moloch seinen fauligen Atem verströmt. Wasser versickert, wenn sich der gnadenlose Leib darüberwälzt. Luft verweht, wenn Lüge durch die Gassen streift. Erz wird zu Sand zermahlen, wenn der Kopf der Verräter das Vertrauen erschleicht und die Ratten durch die Gassen schickt. Wehe, ihr Kinder des Lichts! Vergangen ist eure Pracht, wenn die Elemente verdarben! Wenn der Himmel brennt, wenn die Berge über die Felder wandeln, wenn der König an einem unheilbaren Leiden erkrankt und die Bäume rot erblühen, dann wehe, Kinder des Lichts, dann habt ihr die Zeit verpasst, um eure Liebsten hinter den Nebel zu bringen. Rettet euch, flieht, und verschließt die Tore hinter euch, damit der Heuchler euch nicht folgen kann.« Orima hatte sich in Rage geredet, doch jetzt sank sie in sich zusammen und seufzte schwer. »Doch was helfen meine Warnungen, wo doch die Saat des ungeliebten Gottes längst in euren Herzen keimt und eure Ohren verschließt? Wozu um ein Volk weinen, das sich längst für seinen Untergang entschieden hat? Viele Worte habe ich gesprochen, viele Erkenntnisse verkündet, doch ihr seid taub, gebannt von finsteren Einflüsterungen, die von Macht und Überlegenheit erzählen. So sei es denn, Kinder des Lichts. Lasst euch also verführen und geht in den Tod.« Das Bild verblasste und

verschwand. Elionai und Iscalleon starrten lange auf die Stelle, wo es gewesen war, bevor Iscalleon seine Stimme wiederfand. »Ich habe zwar kaum etwas von dem verstanden, was sie gesagt hat, aber es klang gar nicht gut.« »Sie war überzeugt, dass die Elfen untergehen werden.« Elionai wisperte nur. Sah so wirklich die Zukunft des Elfenvolks aus? »Sie hat den Untergang der großen Städte vorhergesehen … auch den von Tie'Shianna.« »Erz wird zu Sand zermahlen, wenn der Verräter das Vertrauen erschleicht«, zitierte Iscalleon. »Damit ist die Erz-Stadt gemeint?« »Tie'Shianna«, nickte Elionai. »Und untergehen wird es durch Verrat.« »Aber einen Hinweis auf den Verräter hat sie nicht gegeben, oder?« »Nein.« »Verdammt. Das hätte uns weiterhelfen können. Aber das Gerede hat uns doch jetzt gar nichts gebracht, oder?« Elionai grübelte einen Augenblick darüber nach. »Orima hat uns keinen Weg aufgezeigt, wie die Stadt zu retten ist. Sie war überzeugt, dass das nicht geht. Also sollen wir fliehen.« »Wir sollen es als gegeben hinnehmen, dass wir untergehen werden? Alles aufgeben?« Iscalleon schnaubte verächtlich. Sie blickte ihn an. »Du hast schon einmal deine Heimat aufgeben müssen.« »Ja! Und genau deswegen bin ich nicht bereit, es noch einmal zu tun. Wir müssen kämpfen!« »Erst einmal sollten wir diese Botschaft an Niamh überbringen. Vielleicht fällt ihr ja etwas auf, das wir nicht verstanden haben.«

***

Am Schlangenfluss Raxillos fluchte in sich hinein. Warum war dieses Kind nur so starrköpfig? Ach nein, Aqirea galt ja seit gestern nicht mehr als Kind, sondern als vollwertiges Stammesmitglied. Aber offensichtlich war sie dadurch nicht zur Vernunft gekommen, im Gegenteil. Anscheinend hatte die Initiation ihr nur noch weitere Flausen in den Kopf gesetzt. Oder lag es an dem schlechten Einfluss der Elfe? Als er ihr Verschwinden bemerkt hatte, hatte er sofort Schlimmstes befürchtet. Den Dingen nach zu urteilen, die aus dem Zelt verschwunden waren, plante sie eine längere Reise. Also hatte er kurz mit Qachisa Rücksprache gehalten und war aufgebrochen, um sie einzuholen und zur Vernunft zu bringen. Den ersten Teil ihrer Spuren hatte das Gewitter weggewaschen, aber schließlich hatte er ihre Hufabdrücke doch noch gefunden – und die Spuren der Minotauren. Alles sprach dafür, dass die Stiermenschen ihr gefolgt waren. Eine einsame Zentaurin, das war genau ihre bevorzugte Beute. Aqirea war also kaum aufgebrochen und steckte schon in der tiefsten Klemme ihres Lebens. Die Spuren hatten ihn bis ans Ufer des Flusses geführt, und hier waren sie noch recht frisch. Mit schussbereitem Bogen folgte er dem schmalen Pfad durch das Gehölz, das das Flussufer säumte. Als er Stimmen hörte, erstarrte er. Da sprach ganz offensichtlich ein Minotaur, laut und spöttisch. Entweder war es noch nicht zu einem Kampf gekommen, oder sie hatten Aqirea schon besiegt. Aber sie schienen nicht mit ihm zu rechnen, und diesen Vorteil musste er nutzen. Eigentlich war es Wahnsinn, sich mit einer ganzen Gruppe dieser Kreaturen anzulegen, aber er hatte keine Zeit mehr, Hilfe zu holen. Hätte er doch nur auf Qachisa gehört und ein paar erfahrene Kämpfer mitgenommen! Aber diese Schmach hatte er Aqirea nicht antun wollen. Jetzt sah er ein, dass seine Entscheidung falsch gewesen war. Langsam ging er weiter. Schließlich konnte er über ein Brombeergebüsch

hinwegspähen und sah eine schmale, steinige Bucht am Flussufer. Dort stand Aqirea direkt am Wasser, und neben ihr die Elfe. Hatte sie sie also eingeholt. Im lockeren Halbkreis hatten sich sechs Minotauren um die beiden verteilt, die Äxte kampfbereit in den Händen. Anscheinend waren Aqirea und die Elfe überrascht worden, denn ihr Gepäck und vor allem die Waffen lagen abseits auf einem grob zusammengeschnürten Floß, sodass sie sie nicht mehr erreichen konnten, ohne an einem Minotaur vorbeizukommen. In Aqireas Augen stand blanke Angst, was kein Wunder war, denn sie hatte noch nie an einem echten Kampf teilgenommen. Die Elfe hingegen schien sich in ihr Schicksal ergeben zu haben. Sie stand dort mit hängendem Kopf wie ein Häufchen Elend. Konnte das wirklich sein? Bisher hatte Raxillos sie als Geschöpf voll unerschöpflicher Energie erlebt, das selbst im Kampf gegen zwei Trolle nicht aufgegeben hatte. Der vorderste Minotaur, der größte von ihnen, trat ein paar Schritte vor und brachte Aqirea dazu, mit den Hinterhufen bis ins Wasser zurückzuweichen. »Keine Angst, meine Kleine«, rief der Stierköpfige, und die anderen fielen in sein Lachen mit ein. »Es wird schon nicht lange dauern, und du wirst bestimmt auch deine Freude haben. Ich zeig dir mal, was ein echter Mann ist.« Im Gehen hatte er seinen Gürtel aufgenestelt, jetzt fiel seine Hose herunter. Auch wenn er Raxillos den Rücken zuwandte, konnte dieser sehen, dass der Minotaur an seinem Gemächt herumspielte. Raxillos zielte kurz und schoss. Der Pfeil kam für alle sehr überraschend, am meisten natürlich für den halbnackten Minotaur. Er drang so tief in seinen Oberschenkel ein, dass die Spitze vorne wieder herauskam. Der Getroffene brüllte auf und stürzte zu Boden. Sofort legte Raxillos den zweiten Pfeil auf die Sehne und trat ein Stück weit aus seiner Deckung. »Wenn du dich meinem Weibchen noch einen Schritt näherst, dann trifft dich der nächste Pfeil eine Handbreit weiter oben«, sagte er und

hoffte, dass es überzeugend klang. Er war noch nie ein guter Schütze gewesen und musste nicht verraten, dass er eigentlich auf den Rücken gezielt hatte. »Und ich glaube nicht, dass du mit einem gespaltenen Speer doppelte Freude hättest.« »Vierbeiniger Bastard!«, brüllte der Minotaur und versuchte aufzustehen, aber anscheinend konnte er das verletzte Bein nicht belasten. »Ich reiß dir die Kehle mit den bloßen Händen raus!« »Komm her und versuch's!«, antwortete Raxillos. »Er ist allein! Schnappt ihn euch!«, brüllte der Minotaur, und zwei seiner Leute machten Anstalten, dem Befehl zu gehorchen. »Der erste, der's probiert, wird nie wieder Freude an seiner Männlichkeit haben!«, drohte Raxillos. Er hatte oft genug mit diesen Wesen zu tun gehabt, um zu wissen, dass sie den Tod im Kampf nicht fürchteten, sehr wohl aber den Verlust ihrer Männlichkeit. Wie erhofft, zögerten sie. Schnell sprach er weiter: »Wenn ich das richtig verstanden habe, ist es bei euch Sitte, um eure Frauen zu kämpfen. Also lasst es uns tun! Wer von euch diese Weibchen beansprucht, der soll mit mir kämpfen.« Die Minotauren blickten einander unschlüssig an. Eigentlich gab es keinen Grund, warum sie sich darauf einlassen sollten, das wusste Raxillos sehr genau. Also durfte er ihnen keine Gelegenheit geben, lange über die Aufforderung nachzudenken. »Oder seid ihr etwa zu feige dazu?« Diese Unterstellung wirkte immer. Feigheit war ein noch schlimmerer Vorwurf als mangelnde Manneskraft. »Ich kämpfe!«, sagte ein breitschultriger Minotaur und trat vor. »Jawohl, mein Sohn, zeig es dem Bastard!«, brüllte der Liegende, unter dessen Bein inzwischen eine Blutlache entstanden war. Der Pfeil musste eine wichtige Ader verletzt haben. Wenn sich nicht bald jemand um die Wunde kümmerte, würde er vermutlich verbluten. »Gut. Wir kämpfen um die beiden Weibchen«, sagte Raxillos. Mit einer gewissen Häme sah er, dass sein Gegner die Axt so vor sich hielt, dass das Blatt

seine Männlichkeit verdeckte. Anscheinend fürchtete er, Raxillos könne seine Drohung doch noch wahrmachen. »Gewinne ich, gehören sie beide mir und wir können unbehelligt abziehen. Gewinnst du, kannst du mich töten und nach Belieben über die beiden verfügen.« Es war ein riskantes Spiel mit hohem Einsatz. Aber er sah keine andere Möglichkeit, aus dieser Situation herauszukommen. Zwar war er nicht der beste Kämpfer des Stamms, aber er hatte schon manchem Minotaur gegenübergestanden. Sie waren nicht die Klügsten, und das hoffte er ausnutzen zu können. Er lehnte den Bogen an das Gebüsch, stellte den Köcher dazu und auch die Provianttasche. Dafür zog er seinen Speer aus der Befestigung an seinem Pferderücken und ging vorsichtig auf die freie Fläche hinaus. Die anderen Minotauren hatten sich etwas zurückgezogen, einer beugte sich zu dem Verletzten hinunter, wurde aber grob zurückgestoßen. Am Wasser standen immer noch Aqirea und die Elfe. Und während die Elfe ihn interessiert musterte, sprach aus Aqireas Blick immer noch Angst. Angst um ihn. Er lächelte ihr zu und konzentrierte sich auf seinen Gegner. »Ich werde dein Gemächt braten und auffressen«, knurrte der Minotaur. »Weißt du, was ich von deiner Männlichkeit halte?«, antwortete Raxillos unbeeindruckt, hob den Schweif und äpfelte. Fassungslos starrte ihn der Minotaur an, dann hob er die Axt über den Kopf und rannte brüllend auf ihn zu. Raxillos wartete nicht, bis er da war, sondern machte einen Satz nach vorn, blockte den Axtstiel mit dem Speer und rammte seine Hüfte in den Brustkorb des Gegners. Der Minotaur reichte ihm gerade einmal bis über den Nabel und wog kaum die Hälfte. Der Aufprall war schmerzhaft, aber im Gegensatz zum Minotaur hatte er damit gerechnet. Sein Gegner geriet aus dem Gleichgewicht und taumelte mehrere Schritte zurück, und Raxillos nutzte die gewonnene Distanz, um nachzusetzen und zuzustechen. Nur knapp konnte sich sein

Gegner zur Seite drehen, sodass der Speer nicht die Brust traf, sondern den Arm. Vor Wut brüllte der Minotaur markerschütternd auf. Die Wunde war tief und sicherlich schmerzhaft, und Raxillos hoffte, dass sie ihn beim Umgang mit der schweren Axt behindern würde. Vorerst ließ sich der Stierköpfige aber nichts anmerken. Er hob die Axt und versuchte es mit einem zweiten Sturmangriff. Raxillos täuschte das gleiche Manöver an, sprang aber zur Seite statt nach vorn. Die Finte gelang, der Minotaur schob die Schulter vor, um den erwarteten Stoß abzufangen, und konnte sich nicht schnell genug zurückdrehen, um Raxillos' nächsten Speerstoß zu parieren. Tief drang die Klinge in seine Schulter, und als er noch aufschrie, bäumte Raxillos sich auf. Mit einem kraftvollen Tritt zertrümmerte er den Bullenkiefer, und der Minotaur wurde nach hinten geschleudert. Er spuckte Blut und Zähne, und in seinen Augen brannte unbändiger Zorn. Raxillos wusste, dass der nächste Augenblick über den Sieg entscheiden würde. Wie erwartet warf der Minotaur die Axt beiseite, senkte den Kopf und griff ihn mit den spitz zugefeilten Hörnern an. Bei einem solchen Angriff konnte der Minotaur seinen Gegner kaum noch sehen, und seine Reichweite war viel geringer als mit einer Axt oder anderen Waffe, aber wenn er traf, waren die Verletzungen verheerend. Raxillos kannte nur eine Möglichkeit, einem solchen Angriff zu entgehen. Er hatte mehrfach gesehen, wie Uthagor und Torges bei solchen Gelegenheiten Minotauren getötet hatten, selbst hatte er es aber noch nie probiert. Als der Minotaur ihn fast erreicht hatte, stieg er auf die Hinterläufe und sprang in die Höhe. Gleichzeitig nahm er den Speer in beide Hände und rammte ihn mit seinem ganzen Gewicht in den Rücken des Minotaurs. Er hatte auf sein Genick gezielt, aber der Speer traf etwas zu spät und drang stattdessen in den muskulösen Rücken des Gegners ein. Das Gewicht des Zentaurenleibs riss den

Minotauren zu Boden, aber auch Raxillos stürzte und verlor den Speer. Heftiger Schmerz auf der Innenseite des Hinterlaufs verriet ihm, dass das Manöver nicht vollständig gelungen war, denn eines der Hörner hatte ihn getroffen. Er beachtete die Verletzung nicht und sprang auf, so schnell er konnte. Doch der Gegner war keine Gefahr mehr: Der Speer hatte ihn mit solcher Wucht getroffen, dass die Spitze weit aus seinem Brustkorb ragte. Einen Augenblick lang herrschte Schweigen. Dann brüllte der verletzte Minotaur: »Toxon! Nein! Der verdammte Vierbeiner hat meinen Sohn getötet! Macht ihn nieder!« Raxillos machte einen Ausfallschritt und hob die Axt auf, die sein Gegner fallen gelassen hatte. Mit einer solchen Waffe kannte er sich nicht besonders gut aus, aber sie sah zumindest bedrohlich aus. »Wir haben um die Weibchen gekämpft und ich habe gewonnen«, donnerte er, so laut er konnte. »Also ist es nun mein Recht, mit den Weibchen abzuziehen.« Der Liegende starrte ihn hasserfüllt an. Er war inzwischen merklich blasser geworden, immer noch sickerte Blut aus seinem Bein, aber die Augen glühten vor Zorn. »Die Weibchen kannst du haben, aber dein Leben gehört uns.« Die anderen Minotauren schauten unschlüssig hin und her. Schließlich sagte einer: »Es war ein ehrlicher Kampf um Leben oder Tod. Und offensichtlich war es Brasors Ratschluss, Toxon für unwert zu befinden. Es würde ihm nicht gefallen, wenn wir diesen Ratschluss anzweifeln.« »Ihr Memmen, ihr Schlappschwänze, ihr Feiglinge!«, brüllte der Liegende. Schaum trat vor seinen Mund. »Gebt mir eine Waffe, dann werde ich euch zeigen, was der Ratschluss wert ist!« Obwohl Raxillos nicht gedacht hätte, dass er dazu in der Lage war, sprang der Minotaur auf und riss einem der anderen die Axt aus der Hand. Als er aber auf Raxillos losstürmen wollte, taumelte er und brach zusammen. Er hustete und würgte, dann war er still.

***

In Orimas Turm Der Weg abwärts war kaum weniger anstrengend als der Aufstieg. Bei jedem Schritt musste Iscalleon aufpassen, dass er nicht ausrutschte, und Elionai erging es nicht besser. So waren sie einigermaßen erschöpft, als sie dort ankamen, wo sie Tibolo zurückgelassen hatten. Aber der Faun war fort. »Das wäre ja auch zu einfach gewesen«, knurrte Iscalleon. »Sollen wir ihn jetzt etwa noch suchen?« »Nein«, antwortete Elionai. »Er weiß, was er tut. Wenn er allein losgegangen ist, dann wird er auch allein hinausfinden.« Iscalleon brummte unzufrieden. »Ich hoffe, er rennt nicht Rinasto in die Arme.« »Ich halte ihn für klug genug, das zu vermeiden«, antwortete Elionai und warf ihm einen entnervten Blick zu, der ihn ärgerte. Er verstand immer noch nicht, was sie an diesem gehörnten Kurzlebigen fand. Und langsam hatte er das Gefühl, dass der Faun sich zwischen ihn und Elionai drängte. Sollte er etwa selbst ein Auge auf die Sternenträgerin geworfen haben? Das wäre geradezu ungeheuerlich. Und noch ungeheuerlicher wäre es, wenn sie in irgendeiner Weise darauf einginge. »Wir sollten einfach weitergehen«, schlug sie vor. »Entweder finden wir ihn, oder wir treffen ihn draußen wieder.« »Und wenn ihm etwas zugestoßen ist?« Es hätte ihm zwar nicht leidgetan, aber er wollte wissen, wie sie das sah. Sie zuckte mit den Schultern. »Niemand hat ihn gebeten, den Turm auf eigene Faust zu erkunden. Wenn er das tut, muss er mit dem Risiko leben.« Ohne eine Antwort abzuwarten, setzte sie den Abstieg fort. Iscalleon folgte ihr und grübelte darüber nach, ob er sich gerade ihren Zorn zugezogen hatte. Ein paar Spiralenrundungen tiefer huschte Tibolo verstohlen aus der Dunkelheit eines Seitengangs und legte den Finger an die Lippen. »Es gibt Neuigkeiten«, wisperte er. Sie schauten ihn fragend an, und er deutete nach unten. »Ich habe Stimmen gehört und mich hingeschlichen. Es ist wieder Rinasto, aber diesmal ist er nicht

allein. Und wenn ich es richtig verstanden habe, sind seine Absichten nicht ganz so lauter, wie er sonst immer behauptet.« »Was meinst du damit?«, zischte Iscalleon. Er mochte Rinasto nicht, aber wenn ein Kurzlebiger es wagte, irgendeinen Verdacht gegen einen Elfen auszusprechen, musste er schon handfeste Beweise bringen. Der Faun blickte ihn nur kurz an. »Am besten hört ihr es euch selbst an. Sie sind vermutlich noch dort. Aber ihr müsst sehr leise sein.« Am liebsten hätte Iscalleon ihm auf der Stelle mitgeteilt, was er von den Ratschlägen eines Fauns hielt, verschob es aber auf später, zumal Elionai schon losgegangen war. Nur eine halbe Rundung weiter gab Tibolo ihnen ein Zeichen, und sie steckten ihre Leuchtsteine in die Lederbeutel, in denen sie sie normalerweise transportierten. Kaum war ihr eigenes Licht verloschen, sahen sie weiter unten einen schwachen Schein, gerade genug, um einander als Schemen wahrzunehmen. Sehr vorsichtig schlichen sie weiter, und mit einer gewissen Genugtuung stellte Iscalleon fest, dass der Faun der lauteste von ihnen war. Er konnte es einfach nicht mit der Geschicklichkeit der Elfen aufnehmen, und seine Hufe klapperten auf dem steinernen Untergrund. Bald fanden sie eine weitere Abzweigung, und dort war der Lichtschein stärker. Offensichtlich öffnete sich hinter einem kurzen Gang ein Saal, der von bläulichem Licht erhellt wurde, ohne dass die Quelle dieses Lichts schon zu erkennen war. Leises Gemurmel verriet, dass sich dort Leute unterhielten. Mit Handzeichen gab Tibolo zu verstehen, dass er lieber hierbleiben wolle, also schlichen Iscalleon und Elionai allein weiter. Schritt für Schritt schoben sie sich nach vorn, bis sie auf eine Balustrade hinaustraten. Der Saal war zweistöckig, und von hier aus hatten sie einen guten Blick nach unten. Dort stand Rinasto mit zwei weiteren Elfen, und über ihnen schwebte eine Lichtkugel, wie sie von Zauberwebern gern als bewegliche Lampe benutzt wurde. Tiefer

im Schatten entdeckte Iscalleon weitere Gestalten, die sich beim zweiten Hinsehen als Geisterkrieger entpuppten. Anscheinend hielten sie Wache, aber hier oben auf der Balustrade war niemand postiert. Geduckt huschten Iscalleon und Elionai weiter, bis sie nahe genug waren, um das Gespräch belauschen zu können. »… immerhin ganz gut geklappt«, sagte Rinasto gerade. »Jetzt zahlen sich unsere lange Arbeit und Geduld bald aus.« »Ist inzwischen ein neuer Termin anberaumt?« Iscalleon hatte diese Frauenstimme schon einmal gehört, erinnerte sich aber nicht, wo das gewesen war. »Nein. Aber die erwartete Unterstützung wird morgen eintreffen. Dann kann es sich nur noch um Tage handeln.« »Nur noch ein paar Tage also.« Die dritte Stimme, die Iscalleon gänzlich fremd war, gehörte einem Mann. »Dann ist es vorbei mit dem doppelten Spiel, mit den ständigen Lügen und Verstellungen. Dann werden wir endlich sagen können, was wir denken.« »Hoffentlich«, sagte Rinasto. »Was willst du damit sagen?«, fragte die Frau. »Zweifelst du an der Gnade des Goldenen? Wenn er erst einmal gesiegt hat, wird er diese Unterdrücker und Schwätzer verbannen. Wir werden uns in aller Öffentlichkeit und ohne Scheu wieder Pyr Daokra zuwenden können, und als treue Diener des Goldenen werden wir hohe Positionen besetzen.« »Gerade du, Rinasto«, sagte der unbekannte Mann, »hast Aussichten auf eine strahlende Laufbahn. Auch Tie'Shianna wird einen neuen Herrscher brauchen, und wer wäre besser geeignet?« »Alle anderen Elfenstädte sind vernichtet worden«, sagte Rinasto. »Ich bin noch nicht ganz überzeugt, dass Tie'Shianna nicht das gleiche Schicksal bevorsteht.« »Sein Bote hat es uns versprochen«, sagte die Frau. »Und es ist auch einleuchtend: Er braucht ein Bollwerk gegen Zze Tha, die Stadt der Unnennbaren. Zu wenige von ihnen haben sich ihm angeschlossen, und niemand weiß, ob sie nicht irgendwann gegen den Goldenen ziehen. Wenn er hier eine

starke, gut befestigte Stadt hat, wird jeder Angriff der Unnennbaren aufgehalten, bevor sie auch nur das Grenzgebirge erreichen.« Endlich fiel Iscalleon ein, zu wem die Stimme gehörte: Iginnis, die Feuerzauberin. »Das mag so sein, das mag nicht so sein«, sagte Rinasto. »So oder so führt jetzt kein Weg mehr zurück. Wir sind schon viel zu weit, um noch umzukehren.« Einen kurzen Augenblick lang schwiegen die drei, dann fragte Iginnis: »Was ist eigentlich mit Tharkath? Bist du an ihn herangekommen?« »Noch nicht«, antwortete der Unbekannte. »Aber seine Verzweiflung wird ihn noch in unsere Arme treiben. Unerfüllte Liebe ist immer ein guter Ansatzpunkt. Die Frage ist nur, ob es rechtzeitig gelingt. Wenn die Mauern gefallen sind, brauchen wir seine Hilfe nicht mehr.« »Bleib aber trotzdem dran«, sagte Rinasto. »Im Zweifelsfall kann man ihn mit der Prinzessin erpressen.« »Natürlich. Wir können jedes Werkzeug brauchen, das wir finden können.« »Gut. Dann werde ich mich jetzt wieder meinen anderweitigen Aufgaben widmen«, sagte Iginnis. »Wir treffen uns zur üblichen Zeit am üblichen Ort. Mit dem Segen des Goldenen!« »Mit dem Segen des Goldenen!« **Durchs Feuer** *Im Land der Minotauren* »Ich muss von allen Ahnengeistern verlassen sein«, murmelte Raxillos. Aqirea zählte längst nicht mehr mit, wie oft sie diesen Satz von ihm gehört hatte, seit sie vor zwei Tagen den Fluss überquert hatten. Auch sie selbst hatte daran gezweifelt, dass es die richtige Entscheidung war, als sie begriffen hatte, dass die Elfe nicht auf einem Schiff weiterreisen, sondern den Fluss überqueren und durch Minotaurengebiet reisen wollte. Doch sie hatte sich nicht die Blöße geben wollen, einen Rückzieher zu machen, selbst Raxillos' mahnende Worte hatten sie nicht umstimmen können. Und als er einsah, dass er sie nicht überreden konnte, hatte er beschlossen, sie zu begleiten. So waren sie jetzt also mitten im Minotaurengebiet unterwegs,

hatten aber bisher nur wenige Spuren gefunden und keinen der Stierköpfigen zu Gesicht bekommen. Während Raxillos die ganze Zeit missmutig hinter ihnen herstapfte, versuchte Aqirea immer wieder, sich mit Silberhand zu unterhalten. Mit ihrer Dickköpfigkeit hatte sie den anfänglichen Widerstand bald gebrochen und Silberhand dazu gebracht, ihr einige Worte der elfischen Sprache beizubringen. Mit diesen paar Worten und viel Gestik und Mimik gelang es erstaunlich gut, sich zu unterhalten. Gestern Abend hatte Aqirea Silberhand erneut erlaubt, in ihre Gedanken zu schauen. So eigenartig es war – spätestens seitdem hatte sie das Gefühl, in Silberhand eine Freundin gefunden zu haben. Raxillos passte das alles natürlich überhaupt nicht, und immer, wenn Silberhand gerade nicht in der Nähe war, versuchte er Aqirea vor der Elfe zu warnen. Aber sie hatte lange genug auf Raxillos gehört, und schließlich war auch er noch nie zuvor einer echten Elfe begegnet. Inzwischen hatte sie herausgefunden, dass Silberhand es sehr eilig hatte, zu einer Siedlung zu gelangen, die auf der anderen Seite der Wolkenberge lag. Wenn sie alles richtig verstanden hatte, hieß diese Siedlung Tie'Shianna. Dort herrschte Krieg zwischen Elfen und Trollen, und sie musste irgendetwas tun, was über Sieg oder Niederlage entscheiden würde. Doch hatte sie Aqirea immer wieder gewarnt, dass diese Reise sehr gefährlich war. Aqirea schwankte zwischen Hochgefühl - das sich aus Neugier auf das, was vor ihr lag, und Vorfreude zusammensetzte – und Angst vor der eigenen Kühnheit. Sie hatte noch nie einen ernsthaften Kampf ausgefochten, und jetzt zog sie auf einmal mitten durch feindliches Gebiet, unterwegs zu einem Ort, an dem unerbittlicher Krieg tobte. Vor ihr lag ein Gebirge, so hoch, dass auf den höchsten Gipfeln sogar im Sommer Schnee lag, dabei hatte sie noch nie auf einer höheren Erhebung als den Ausläufern der Donnerberge gestanden. Noch nie war sie mehr

als eine halbe Tagesreise von ihrem Stamm entfernt gewesen, und jetzt zog sie seit über zwei Tagen in die Ferne, ohne das genaue Ziel zu kennen. Und dann war da noch das Trollschiff. Bisher hatten sie es dreimal gesehen, weit oben zwischen den Wolken, aber die Landschaft bot genug Möglichkeiten, um sich vor den Blicken der Verfolger zu verbergen. Dennoch stellte es eine ständige Gefahr dar, und sie schauten immer wieder nervös zum Himmel. Silberhand deutete auf ein Wäldchen in dem Tal vor ihnen. Sie blickte Aqirea an und zeigte dann auf die Sonne, die nur noch eine Handbreit über dem Horizont stand. Aqirea nickte. Es wurde Zeit, einen Platz für die Nacht zu finden. Wieder einmal fiel ihr auf, wie eigenartig Silberhands Fähigkeiten waren. Einerseits hatte sie sehr scharfe Augen und einen beeindruckenden Blick für gangbare Wege oder geeignete Orte für eine Rast. Andererseits wäre sie allein in der Wildnis vermutlich verhungert, denn sie hatte keinerlei Ahnung, wo man reife Früchte finden konnte, welche Wurzeln genießbar waren und wie man sich an Jagdwild anschlich. Im Gegenzug zu dem Sprachunterricht brachte Aqirea ihr möglichst viele solcher Dinge bei, aber die Elfe war keine allzu gelehrige Schülerin. Besonders eigenartig war es gewesen, als Silberhand ihr beigebracht hatte, mit dem neuen Bogen umzugehen. Aqirea hatte dabei den Eindruck gewonnen, dass die Elfe eine sehr gute Schützin gewesen sein musste, denn nach ihrer wortlosen Lektion hatte sie mehr Gefühl für das Schießen gehabt, als sie es nach allen Unterweisungen den Zentauren jemals erreicht hatte. »Das dort unten sieht wie ein guter Ort für ein Nachtlager aus«, sagte sie zu Raxillos, der statt einer Antwort nur etwas Unverständliches brummte. Bis sie das Wäldchen erreicht hatten, war die Dämmerung hereingebrochen, aber sie fanden eine Lichtung in der Nähe eines lustig murmelnden Bachs. Während Raxillos seinen Bogen nahm und nach jagdbarem Wild

suchte, sammelten Aqirea und Silberhand Feuerholz. Das Holz, das Silberhand brachte, musste Aqirea noch einmal sortieren, denn es waren viele feuchte oder modrige Stücke dabei, die das Feuer zum Rauchen gebracht hätten. Es galt aber, eine möglichst raucharme Flamme hinzubekommen, um eventuelle Feinde nicht auf sie aufmerksam zu machen. Immerhin konnten sie hier mitten im Wald davon ausgehen, dass niemand den Lichtschein bemerken würde – wenn nicht die Verfolger gerade genau über das Wäldchen hinwegflogen, was natürlich nicht auszuschließen war. Raxillos kam mit zwei Kaninchen zurück, und während Aqirea ihm half, sie auszunehmen und über dem Feuer zu braten, versuchte sie noch ein paar Informationen aus Silberhand herauszubekommen. Sie erfuhr, dass das Schiff, auf dem sie unterwegs gewesen war, aus einem Wald im Norden gekommen war, der Sala Mandra hieß, und dass der Angriff der Trolle sie völlig unvorbereitet getroffen hatte. Schließlich wagte Aqirea sogar, nach der silbernen Hand zu fragen – und bereute es im nächsten Augenblick. Denn Silberhand blickte sie lange an, und aus ihren Augen sprach Trauer. Mit einer Geste versuchte sie sich zu entschuldigen und der Elfe zu bedeuten, dass sie das ja eigentlich gar nichts anginge. Aber Silberhand schüttelte den Kopf und sagte das elfische Wort für Troll. Dann zog sie den Dolch aus ihrem Gürtel und deutete an, dass die Hand mit einer solchen Waffe abgetrennt worden war. Aqirea erinnerte sich an den Traum, den sie auf den Weißen Klippen gehabt hatte, und stellte eine Handfessel dar, indem sie einen Ledergurt um ihr eigenes Handgelenk legte und dann auf Silberhand deutete, bevor sie das Abschlagen der Hand imitierte. Die Elfe blickte sie mit schreckensgeweiteten Augen an, und Aqirea hatte im Schein des flackernden Feuers den Eindruck, dass sie erblasste. Jedenfalls sprang sie auf und verließ fluchtartig das Lager. Raxillos, der die Unterhaltungen zwischen Elfe und Zentaurin

als mühsam empfand und sich deswegen ganz den Kaninchen gewidmet hatte, blickte Aqirea fragend an: »Was ist denn jetzt los?« »Ich weiß es nicht. Anscheinend habe ich irgendetwas gesagt oder getan, das sie beleidigt hat.« »Willst du ihr dann nicht hinterhergehen und dich entschuldigen?« »Ich weiß nicht … ich weiß ja noch nicht einmal, was ich Falsches gesagt habe …« Das entsprach zwar nicht den Tatsachen, aber sie hatte keine Lust, mit ihrem Oheim darüber zu diskutieren, dass sie eine derart persönliche Frage nicht hätte stellen sollen. »Sag mal, Aqirea«, begann Raxillos nach einer kurzen Pause, »bist du immer noch überzeugt, dass es richtig ist, was wir hier machen? Eigentlich haben wir doch keine Ahnung, was auf uns zukommt. Und auch wenn du inzwischen das Gefühl hast, dass diese Silberhand, wie du sie nennst, deine Freundin ist, wissen wir kaum etwas über sie. Kannst du dir wirklich sicher sein, dass das, was sie dir ›erzählt‹, der Wahrheit entspricht?« »Kannst du dir sicher sein, dass all das, was wir immer über Elfen zu hören bekommen haben, der Wahrheit entspricht?«, fragte sie patzig zurück. »Unsere Stammesältesten haben keinen Grund, uns zu belügen«, erwiderte er ruhig. »Aber die Elfe vielleicht schon. Möglicherweise sieht sie in uns ja nur eine gute Hilfe auf ihrem Weg, wo der auch immer hinführen mag.« Aqirea schwieg, denn ihr fiel kein gutes Gegenargument ein. Nein, sie konnte nicht sicher sein. Aber sie glaubte daran. Glaubte an die Freundschaft der Elfe. An ihre Ehrlichkeit. Raxillos würde sie damit nicht überzeugen können, im Gegenteil. »Ich will dir doch nichts Böses«, sagte er versöhnlich. »Ich will ja auch nicht ausschließen, dass ich ihr Unrecht tue. Aber das Risiko, dem wir uns aussetzen, ist sehr groß. Und du solltest dir sehr sicher sein, dass es das auch wert ist.« »Ich bin mir sicher, dass es *mir* das Risiko wert ist«, antwortete sie. »Aber ich glaube nicht, dass es dir genauso geht.« Er seufzte. »*Du* bist es mir wert. Ich habe

deiner Mutter versprochen …« »Du vergisst, dass ich jetzt erwachsen bin«, unterbrach sie ihn. »Damit ist dein Versprechen abgegolten.« »Ich habe deiner Mutter versprochen, auf dich aufzupassen. Dieses Versprechen endet nicht mit deiner Initiation.« »Das ist deine Entscheidung. Wenn du das für richtig hältst, dann tu es. Und ich tue das, was ich für richtig halte.« Raxillos setzte zu einer Erwiderung ein, aber zu Aqireas Erleichterung sagte er dann doch nichts mehr. Er schaute noch einige Zeit zu ihr hinüber, dann widmete er sich wieder ganz dem Essen und überließ Aqirea ihren Grübeleien. Natürlich blieben seine Worte nicht ohne Wirkung. Sie wusste selbst, dass sie viel zu wenig über Silberhand wusste, um sie einschätzen zu können. Stattdessen verließ sie sich auf ihr Gespür – und das konnte sie täuschen, denn die Elfe war ganz anders als die Zentauren, die sie kannte. Etwas später stand Silberhand plötzlich wieder am Feuer. Sie konnte sich fast geräuschlos bewegen, wenn sie es darauf anlegte. Aqirea blickte zu ihr, und Silberhand erwiderte den Blick. Es sah aus, als überlege sie. Schließlich kam sie zu Aqirea hinüber und stellte sich vor sie. Sie nahm ihre Hände und legte sie an die eigene Schläfe, wie sie es umgekehrt gemacht hatte, als Aqirea ihr erlaubt hatte, in ihre Gedanken einzudringen. Dann legte sie ihre eigenen Hände an Aqireas Kopf, blickte ihr sehr konzentriert in die Augen und begann zu singen. Aqirea spürte den Zauber, aber diesmal war es anders als beim letzten Mal. Sie versank in Silberhands dunklen Augen, konnte sich nicht von dem flackernden Spiegelbild des Lagerfeuers darin abwenden. Und dann sah sie. *Steinerne Wände, von flackernden Flammen beleuchtet. Die eigene Hand, an einen eisernen Ring in der Mauer gekettet. Nein, es kann nicht die eigene sein, dafür ist sie viel zu schmal und langgliedrig. Eine Elfenhand? Brennende Trümmer fallen von oben herab. Schreie, Todesschreie, Hilferufe,*

Verzweiflungsschreie. Waffengeklirr. Eine Gestalt rennt davon. Sie brüllt ihr hinterher. Brüllt mit Silberhands Stimme. Noch mehr Todesschreie. Huschende Schatten. Ratten, die sich auf sie stürzen. Nein, nicht auf sie, auf Silberhand. Verzweifelte Schläge mit dem Säbel nach den quiekenden Viechern, bis sie alle tot sind. Ein Blick auf den Säbel, auf das eigene, festgekettete Handgelenk. Ausholen. Zuschlagen. Als Aqirea aus den Visionen auftauchte, war es wie das Erwachen aus einem fürchterlichen Alptraum. Sie sog Luft ein und richtete sich auf, wäre fast zurückgewichen. Vor ihr stand immer noch Silberhand, die Hände erhoben, wie sie sie eben an ihre Schläfe gelegt hatte. Hinter ihr war Raxillos aufgesprungen, von Aqireas heftiger Reaktion alarmiert, den Dolch kampfbereit in der Hand. »Ich war in deinem Kopf«, stöhnte Aqirea und schnappte nach Luft. »In deinen Erinnerungen. Ich … habe gesehen …« Silberhand nickte, obwohl Aqirea in der Sprache der Zentauren gesprochen hatte. »Aqirea, ist alles in Ordnung?« Misstrauisch schaute Raxillos zwischen ihr und Silberhand hin und her. Sie entspannte sich, obwohl sie immer noch außer Atem war und ihr Kopf schmerzte. »Ja, alles ist gut«, sagte sie, klang aber nicht überzeugend. »Silberhand hat mich in ihre Gedanken gelassen …« Raxillos blickte finster drein. »Sie hat dich wieder behext.« »Nicht mehr als bisher. Aber diesmal … anders.« Sie schaute zu Silberhand, die sie anlächelte und etwas sagte. Es dauerte einige Zeit und benötigte mehrere Rückfragen, bis Aqirea den Sinn dieses Satzes begriff. »Ich glaube, sie will mir sagen, dass nicht sie mich behext hat, sondern ich sie.« »Jetzt reicht es aber, Aqirea«, polterte Raxillos. »Ich weiß nicht, was sie damit bei dir erreichen will, aber du solltest ihr kein Wort glauben. Komm zur Vernunft!« Silberhand drehte sich zu ihm um und sagte etwas in einem sanften Tonfall, aber er hörte gar nicht hin. »Merkst du denn gar nicht, dass sie dich immer weiter umgarnt? Mit ihrem

Hokuspokus will sie dich auf ihre Seite ziehen. Aqirea, vergiss niemals, zu welchem Volk du gehörst!« Sie hätte gern etwas erwidert, aber wieder fiel ihr nichts ein. Die Zugehörigkeit zur Sippe war einer der wichtigsten Pfeiler im Selbstverständnis aller Zentauren. Was hätte sie also gegen diese Ermahnung sagen können? Andererseits war sie noch so ergriffen von dem Erlebnis, in Silberhands Erinnerungen lesen zu können, dass davon alles andere überstrahlt wurde. »Sind die Kaninchen nicht langsam fertig?«, fragte sie, denn sie hatte keine Lust, mit Raxillos zu streiten. Wenn er immer noch nicht verstand, was das alles für sie bedeutete, dann würde sie es ihm ohnehin nicht erklären können. Raxillos brummte unzufrieden, nahm das erste Kaninchen vom Feuer und zerlegte es. Das Essen verlief schweigsam. Alle drei starrten ins Feuer und hingen ihren Gedanken nach. Nach einiger Zeit merkte Aqirea, dass sie sehr müde war. Als sie ihren Anteil verspeist hatte, legte sie sich auf die Seite und bettete ihren Kopf auf ein Kissen aus Laub und Moos. Sie schaffte es nicht mehr, lange zu grübeln, denn der Schlaf übermannte sie fast augenblicklich. Und mit ihm kamen verwirrende Träume, in denen sich die Ereignisse der letzten Tage mit Erinnerungen aus ihrer Kindheit mischten. Doch auch andere Bilder tauchten auf: kämpfende Trolle, ein feuerrot erleuchteter Himmel, das Gesicht einer Elfe mit leuchtend blondem Haar, ein Elf in dunkler Rüstung und mit strahlendem Lächeln, dann wieder die Elfen, die auf den einhornähnlichen Tieren ritten. Und immer wieder tauchte der Leib einer großen Schlange auf. Schließlich träumte sie, dass sie vor dem Mutterbaum stand und nach oben in seinen Wipfel blickte. Dort, wo sie die Gestalt gesehen hatte, schlängelte sich ein schuppiger Leib, und die grünlich schillernde Schlange kam zu ihr hinuntergeglitten. »Da bist du ja, Träumerin«, zischelte sie. »Ich warte schon so lange auf dich.« »Wer bist du?« »Ich bin ein Teil

von dir. Auch wenn du mich bisher nie richtig gesehen hast.« Sie züngelte. »Anscheinend war der Zauber einer Elfe notwendig, um dir die Augen zu öffnen.« »Ich verstehe nicht …« »Die Elfe hat die Wahrheit gesagt. Du warst es, die in ihre Gedanken geschaut hat. Denn du verfügst über eine Gabe, die sehr selten ist unter den Zentauren: Du kannst sehen.« »Jeder kann sehen.« »Aber du kannst sehen, was hinter dem Offensichtlichen ist. Du kannst es träumen.« Der Schlangenkopf näherte sich Aqireas Gesicht bis auf Fingerlänge. »Eigentlich konntest du es schon immer, du hast bloß nicht verstanden, was du da tust.« »Du willst sagen, dass ich in meinen Träumen Dinge sehe, die wahr sind?« »Oder wahr waren oder wahr werden.« »Bin ich eine Seherin?« »Das ist das, was ich dir die ganze Zeit zu sagen versuche.« »Und deswegen kann ich auch Silberhands Erinnerungen sehen?« »Ja. Diesmal hat die Elfe dir dabei noch geholfen, aber wenn du lernst, deine Fähigkeit zu steuern, dann wirst du noch viel mehr sehen können.« Aqirea blickte nach oben, und irgendwo zwischen den Blättern sah sie ein grünes Gesicht, das ihr freundlich zulächelte. »Noch viel mehr sehen …«, murmelte sie. »Aber heißt das nicht, dass ich zu meiner Sippe zurückmuss? Wenn ich sehen kann, dann muss ich doch …« »Ja, eines Tages solltest du zu den Deinen zurückkehren. Aber bis dahin musst du noch lernen. Und ich warne dich: Sehen zu können ist nicht immer angenehm. Denn du wirst auch Dinge sehen, die schwer zu ertragen sind.« »Ich weiß.« Aqirea nickte. Auf einmal wirkte alles so selbstverständlich. Als habe sie es schon immer gewusst, nur nicht darüber nachgedacht. Sie war eine Seherin.

***

In den Hallen des Ursprungs unter dem Königspalast Die Zerzalgardisten strömten in die Bibliothek und schwärmten aus, um nach Rinasto zu suchen. Diese Räumlichkeiten im Keller des Königspalasts waren weitläufig und unübersichtlich, vermutlich gab es hier zahlreiche Verstecke. Aber die Garde bestand aus bestens ausgebildeten Kämpfern, die von Zauberwebern unterstützt wurden. Rinasto hatte kaum eine Chance, ihnen zu entgehen. Diese Räumlichkeiten wurden Hallen des Ursprungs genannt, weil hier angeblich alles Wissen der Elfen seit ihrem Ursprung aufgezeichnet war. Andere nannten sie Hallen des Vergessens – weil viel des hier aufbewahrten Wissens längst dem Vergessen anheimgefallen war. Im Zentrum der Anlage sollte es einen Saal geben, in dem vor langer Zeit einmal der Erz-Schlüssel aufbewahrt worden war, bevor man ihn in den Pyr- Tempel gebracht hatte – aus dem er dann gestohlen worden war. Als Iscalleon und Elionai noch vor Sonnenaufgang zu Niamh gegangen waren und von dem belauschten Gespräch berichtet hatten, hatte sie sie sofort zu Fenvarien gebracht. Es hatte zwar gedauert, bis sie zu ihm vorgelassen wurden – genug Zeit, um seine Krankheit zu heilen, wie Iscalleon insgeheim dachte –, aber dann zeigte er sich bestürzt von der Nachricht. Sofort ließ er Dianissa und ihre Garde holen, und Iscalleon und Elionai ließen es sich nicht nehmen, bei Rinastos Gefangennahme dabeizusein. Sogar Tibolo folgte ihnen unermüdlich, obwohl er mittlerweile vollkommen erschöpft aussah. Aber er ließ mehrfach die Anmerkung fallen, dass die Entdeckung der Verräter ja eigentlich sein Verdienst sei. Iscalleon überhörte das jedes Mal demonstrativ. Von Rinastos Kammerdiener hatten sie erfahren, dass der oberste Richter in die Hallen des Ursprungs gegangen sei, um dort nach einem bestimmten Schriftstück zu suchen. Bei einer kurzen magischen Befragung hatte es keinen Hinweis darauf gegeben, dass der

Diener log, also war die gesamte Gruppe hierhergekommen. Dianissa hatte vieren ihrer Leute die Anweisung gegeben, den einzigen Zugang zu den Räumlichkeiten zu bewachen, und sich an die Spitze der Suchenden begeben. Auch Iscalleon war inzwischen müde, aber die Genugtuung, den Richter hinter Gitter zu bringen, wollte er sich nicht nehmen lassen. Elionai ging es wohl ähnlich, denn auch sie folgte den Zerzalgardisten in die Bibliothek. Iscalleon betrat diese Räumlichkeiten zum ersten Mal, und er war tief beeindruckt von der Menge an Wissen, das hier versammelt war. Unzählige Schriftrollen, Tontafeln, Runensteine und sprechende Ringe wurden hier aufbewahrt. Selbst mehrere Jahrhunderte würden kaum ausreichen, um all das zu studieren. Er war hin und her gerissen zwischen der Ehrfurcht vor dieser Wissenssammlung und dem Jagdtrieb, der ihn drängte, Rinasto zu verfolgen. Schließlich siegte aber die Kämpfernatur, und er schlich vorsichtig von Raum zu Raum, immer darauf gefasst, plötzlich dem Verräter gegenüberzustehen. Bald hatte er die Orientierung verloren, denn die Bibliothek war der reinste Irrgarten. Anscheinend hatte er einen anderen Weg gewählt als die Gardisten, denn irgendwann stellte er fest, dass er seit geraumer Zeit niemandem mehr begegnet war. Das spornte ihn an, umso vorsichtiger vorzugehen. Dennoch kam der Angriff überraschend. Im Augenwinkel sah er eine Bewegung hinter einem Regal, an dem er gerade vorbeigegangen war, aber als er herumfuhr, schoss schon ein schmaler Faden auf ihn zu, dem er nicht mehr entgehen konnte. Das Gespinst wickelte sich ihm um Körper und Arme, schließlich auch um die Beine, bis er gänzlich bewegungsunfähig war und zur Seite kippte. Mit dem Kopf schlug er gegen eine Holzkante und fühlte warmes Blut aus einer Platzwunde fließen. Schmerz pulsierte durch seinen Schädel, aber immerhin blieb er bei Bewusstsein. »Sieh an, sieh an«,

sagte Rinasto, als er an ihn herantrat. »Der große Held aus der tiefen Provinz.« Er grinste wölfisch. »Und der Verräter, der sich hinter der Maske eines Richters versteckt«, zischte Iscalleon und zerrte an der magischen Fessel, aber die saß so fest, als sei sie mit ihm verwachsen. »Sehr bedauerlich, dass wir uns unter diesen Umständen wiedersehen, Iscalleon«, sagte der Richter. »Ich muss zugeben, dass ich eine gewisse Hoffnung hegte, dich eines Tages überzeugen zu können. Dich und deine aufrührerische Freundin.« »Wovon überzeugen? Dass wir die Unseren einem gnadenlosen Feind ausliefern? Du musst sehr gläubig sein, um dir so etwas vorstellen zu können.« »Ich bin durchaus gläubig, aber anders, als du es dir vorstellst. Ja, ich folge dem Goldenen Gott, und ich bin sicher, dass du das auch tätest, wenn du dir nur die Zeit nehmen würdest, ihn kennenzulernen.« Iscalleon überlegte, ob es helfen würde, laut um Hilfe zu rufen, denn die Zerzalgardisten mussten irgendwo in der Nähe sein. Aber er wollte sich nicht die Blöße geben, in diesem Zustand gefunden zu werden, außerdem hatte Rinasto einen Dolch in der Hand, mit dem er ihn sehr schnell zum Schweigen bringen konnte. »Schließ dich uns an, Iscalleon! Du hast doch selbst erlebt, dass das elfische Volk in eine Sackgasse geraten ist. Fenvarien ist ein kranker König, und unser Reich ist genauso krank. Es ist höchste Zeit, dass ein frischer Wind durch unsere Hallen weht und den uralten Brodem der Traditionen davonweht. Das wird aber nicht geschehen, solange die Mächtigen weiterhin das Sagen haben.« »Ein frischer Wind, der Tausenden den Tod bringt? Ist es das, was dir vorschwebt?« »Opfer müssen gebracht werden. Der harte Winter dünnt den Wald aus, nur die kräftigsten Bäume überstehen die Stürme. Und nachher ist der gesamte Wald gesünder und kräftiger als zuvor.« »Du wirst untergehen, Rinasto. Tie'Shianna ist zu stark für die Goldene Horde. Und uns steht Nurti zur Seite, während du einen

goldenen Gott ohne Gesicht anbetest.« »In Tie'Shianna sind mehr von uns, als du denkst. Vor allem aber haben wir wichtige Positionen besetzt. In wenigen Tagen, vielleicht sogar in wenigen Stunden, ist es so weit. Dann werden wir hervorkommen, und dann wirst du sehen, dass wir Tie'Shianna das Genick brechen.« Er beugte sich ganz nahe zu Iscalleon hinunter. »Wir können Leute wie dich gebrauchen. Ich hatte gehofft, in deinen Gedanken eine Spur zu entdecken, dass du insgeheim schon zu uns gehörst. Das ist mir zwar nicht gelungen, aber ich bin mir sicher, dass du tief in deinem Herzen mit unseren Zielen übereinstimmst. Komm, Iscalleon, noch hast du die Gelegenheit. Wechsle die Seiten!« Auch wenn es ihm schwerfiel, hielt Iscalleon dem durchdringenden Blick Rinastos stand. »Ich mache dir folgenden Vorschlag: Ich weiß, dass du mich töten wirst, wenn ich ablehne. Also nenne mir Namen von denjenigen, die auch für deine Sache kämpfen. Wenn du mich überzeugst, dass ihr mächtig genug seid, um es zu schaffen, dann schließe ich mich an. Wenn du mich nicht überzeugst, dann hast du nichts verloren, weil ich mein Wissen mit zu Zerzal nehmen werde.« Rinasto richtete sich auf und blickte ihn nachdenklich an. Plötzlich sah Iscalleon hinter ihm eine Bewegung, dann ging ein Ruck durch den Körper des Richters, er riss die Augen auf und drehte sich langsam um. Aus seinem Rücken ragte der Griff eines kleinen Dolchs. Rinasto stöhnte noch ein »Du?«, bevor er zusammenbrach. Hinter ihm stand Tibolo, der kleine Faun wirkte wie erstarrt. »Ich glaube … ich habe ihn getötet …«, stammelte er. »Das werden wir gleich sehen«, sagte Iscalleon und begann sich aus dem Fadengewirr zu befreien, das mit Rinastos Tod seinen Zusammenhalt verloren hatte. »Aber … ich habe noch nie jemanden getötet …« »Dann wurde es langsam Zeit. Andererseits …« Er beugte sich über Rinastos Körper und untersuchte ihn. »Andererseits hast du sehr gute Arbeit geleistet

für einen Anfänger.« Tibolo lächelte schüchtern, aber Iscalleon hatte das nicht als Kompliment gemeint. »Wenn du ihn nur so sehr verletzt hättest, dass er wehrlos wird, hätten wir ihn noch verhören können. Aber dein Stich hat genau das Herz getroffen, da hilft nicht einmal mehr Heilmagie. Das ist wirklich, wirklich ärgerlich.« Das Lächeln des Fauns versteinerte.

***

Im Land der Minotauren Schleichen hatte noch nie zu Bortoschs Stärken gehört, deshalb hielt er sich zurück, als die Minotauren in das kleine Wäldchen vordrangen. Der Tag war noch jung, die Sonne noch nicht aufgegangen – eine gute Zeit für einen Angriff. Die einheimischen Fährtenleser hatten bei ihrem stierköpfigen Götzen geschworen, dass die Spuren der Elfe und ihrer zentaurischen Begleiter in diesen Wald hineinführten, aber nicht wieder heraus. Und es ließ sich nicht leugnen, dass sich dieser Ort für ein Nachtlager anbot. Außerdem war es unwahrscheinlich, dass sie so früh schon wieder aufgebrochen waren, nachdem sie gestern den ganzen Tag gewandert waren. Rund um den Wald standen Minotauren, jeweils in Rufweite voneinander. Bortosch traute der Elfe zwar zu, den Ring durch einen Überraschungsangriff zu durchbrechen, aber für diesen Fall schwebte das Schiff über dem Wald und würde sofort die Verfolgung aufnehmen. Diesmal saß sie in der Falle. Obwohl – das hatte er beim letzten Mal auch schon gedacht. Wirklich leise waren die Minotauren auch nicht, die jetzt den Wald durchkämmten. Damit verschenkten sie das Überraschungsmoment, aber so schlimm war das nicht. Es stand sechzig gegen drei, da würde es auf die Überraschung nicht ankommen. Die gesamte Minotaurensippe hatte sich ihm unterworfen, und die Menschensippe, die mit den Minotauren eine gute Nachbarschaft pflegte, gleich dazu. Dafür hatte er zwar den ranghöchsten Minotaur töten müssen, aber als die Stierköpfigen gesehen hatten, wie mühelos er ihrem besten Kämpfer den Schädel eingeschlagen hatte, hatten sie sich sofort seinen Befehlen gefügt. Manchmal war das Leben eben doch einfach. Weiter vorn rief ein Minotaur: »Hier sind sie!«, dann ging der Ruf in ein schmerzhaftes Jaulen über. Offensichtlich hatte er sie wirklich gefunden – oder sie ihn. »Ich will sie lebend!«, brüllte Bortosch. Das hatte er zwar schon mehrfach

gesagt, aber bei diesen aufbrausenden Barbaren schadete es bestimmt nicht, es noch einmal zu wiederholen. In raschem Trab lief er in den Wald, dicht gefolgt von Tarbasch. Bald erreichten sie eine kleine Lichtung, auf der mehrere Minotauren und einige Menschen um zwei Zentauren herumstanden. Die beiden Gefangenen sahen unverletzt aus. Entweder waren sie doch überrascht worden, oder sie waren klug genug gewesen, die Hoffnungslosigkeit ihrer Situation richtig einzuschätzen. »Wo ist die Elfe?«, schnauzte er den nächststehenden Minotauren an. »Weiß nicht. Hier war keine Elfe.« »Und was ist das da?« Ungeduldig deutete Bortosch auf ein drittes Schlaflager aus Farnen und Moosen, viel zu klein für einen Zentauren. Der Minotaur zuckte mit den Schultern und schaute ihn grimmig an. Es war nicht zu übersehen, wie unzufrieden er damit war, dass seine Axt noch kein Blut gesehen hatte. Bortosch trat an einen der beiden Zentauren heran. »Wo ist sie?« Der Zentaur zuckte ebenfalls mit den Schultern. Offensichtlich verstand er ihn nicht. Bortosch blickte zu dem zweiten Zentauren hinüber. Er hatte damit gerechnet, zwei erfahrene Krieger an der Seite der Elfe vorzufinden, aber das hier war ein junges Mädchen, fast noch ein Kind. Was versprach sich die Elfe wohl davon, sich von so jemandem auf ihrer Flucht begleiten zu lassen? »Und du?«, fragte er sie. »Hast du was gesehen?« Die Zentaurin wich seinem Blick aus. »Sucht weiter!«, herrschte er die Umstehenden an. »Und was sollen wir mit den beiden tun?«, fragte ein Minotaur. »Egal. Sie gehören euch.« Er drehte sich um, zögerte und wandte sich dann wieder den Gefangenen zu. »Nein, vielleicht brauche ich sie noch. Fesselt ihnen die Beine so, dass sie nur kleine Schritte machen können, und bringt sie zu der Stelle, wo das fliegende Schiff vorhin gelandet ist. Und ihr Gepäck auch.« Die Unzufriedenheit der Minotauren lag spürbar in der Luft. Für einen kurzen Moment hatten sie gedacht, ihren

Blutdurst doch noch stillen zu können. Aber sie würden es nicht wagen, sich seinem Befehl zu widersetzen. Die Sprache, die sie am besten verstanden, war Gewalt, und er hatte ihnen anschaulich bewiesen, dass sie es darin nicht mit ihm aufnehmen konnten. Zögerlich gingen die meisten Stierköpfigen und Menschen in verschiedene Richtungen davon, um nach der Elfe zu suchen. Es war nicht auszuschließen, dass sie sich irgendwo in einem unzugänglichen Baumwipfel versteckte, oder dass sie wieder Tiergestalt angenommen hatte. Aber er hatte Zeit. Und nicht einmal eine Maus würde lebend aus dem Wald herauskommen. Er ging zurück zum Waldrand und entfernte sich auf Pfeilschussreichweite von den äußeren Bäumen. Dort setzte er sich auf einen großen Stein und wartete. Im Lauf des Vormittags wurden vier tote Minotauren gefunden, hinterrücks erstochen, während sie den Wald durchstreiften. Später fand man auch einen Menschen mit gespaltenem Schädel, aber es stellte sich schnell heraus, dass er das Opfer eines Minotauren geworden war, der seine Wut an ihm ausgelassen hatte. »Die Stimmung wird nicht besser«, stellte Tarbasch fest. »Wenn wir die Elfe nicht bald finden, gehen sie sich noch gegenseitig an den Kragen. Oder uns.« »Uns nicht«, erwiderte Bortosch. »Das wagen sie nicht.« »Willst du ihnen nicht wenigstens die Zentauren geben, dass sie ein wenig ihr Mütchen kühlen können?« »Nein. Vielleicht können wir sie noch irgendwie brauchen.« »Willst du die Elfe herauslocken, indem du sie folterst?« Bortosch schüttelte den Kopf. »So sind Elfen nicht. Wir könnten den Zentauren bei lebendigem Leib das Fell abziehen, das würde die Elfe nicht stören. Für sie sind die beiden nur minderwertige Helfer, auf die man gut verzichten kann. Wegen ihnen würde sie sich niemals selbst in Gefahr bringen. Aber sobald wir die Elfe gefangen haben, könnte es sein, dass die beiden beim Verhör hilfreich sind. Indem wir sie alle drei

zum Reden bringen und dann Widersprüche aufdecken.« »Warum willst du die Elfe eigentlich lebendig fangen? Dein Auftrag lautet doch, sie zu töten, oder nicht?« »Das weiß ich selbst nicht so genau«, gab er zu. »Aber ich bin mir sicher, dass etwas Besonderes an dieser Elfe ist. Sie ist nicht einfach nur eine Botin aus dem Norden. Ich spüre, dass sie mehr ist. Und ich will rausfinden, was das ist. Und warum es Horg so wichtig ist, dass sie stirbt.« »Sie hat Gnorix getötet.« »Sie hat mit Sicherheit noch viel mehr Leute getötet, und vermutlich auch manchen Troll. Es herrscht Krieg, mein Junge, da tötet man und wird getötet.« »Aber es war Gnorix! Mein ältester Freund!« »Er wollte sie töten, aber sie war besser.« Es fiel dem jungen Troll offensichtlich schwer, das einfach hinzunehmen. Für ihn bestand Krieg darin, sich mit der Anzahl der getöteten Gegner zu brüsten. Dass enge Freunde dabei umkommen konnten, passte nicht in sein Weltbild. Noch nicht. »Sie hatte Glück«, murrte Tarbasch. »Hin und wieder braucht man auch Glück, um seine Gegner zu überwinden.« Bortosch erhob sich. »Aber ich gebe dir recht: Wir sollten etwas unternehmen, sonst werden die Minotauren irgendwann anstrengend. Wir brennen den Wald nieder. Dann wird sie schon rauskommen.« Er gab Anweisungen, Holz zu suchen und entlang des Waldrands mehrere Scheiterhaufen zu errichten, groß genug, um die umstehenden Bäume in Brand zu setzen. Die Arbeiten waren noch nicht abgeschlossen, als die Elfe plötzlich am Waldrand stand. Als sie sah, das Bortosch sie entdeckt hatte, legte sie Speer, Säbel und Dolch auf den Erdboden und kam in aller Seelenruhe auf ihn zu. Tarbasch blies in ein Horn und rief damit die Minotauren herbei. Die Elfe ließ sich nicht davon beeindrucken, dass aus allen Richtungen Menschen und Stierhäuptige auf sie zurannten, sie würdigte sie nicht einmal eines Blickes und ging gemessenen Schrittes weiter. »Keiner

rührt sie an«, knurrte Bortosch und hielt damit zwei Minotauren auf, die sie anscheinend niederschlagen wollten. »Was du wollen?«, fragte die Elfe, als sie auf ein paar Schritte heran war. »Dich töten.« Sie nickte, als habe sie diese Antwort erwartet. »Dann Kampf. Wenn Tod, dann in Kampf.« »Du bist eine Kriegerin«, antwortete Bortosch. »Du hast ein Anrecht darauf.« »Lass mich gegen sie kämpfen«, mischte sich Tarbasch ein. »Ich will Gnorix rächen.« »Später, mein Sohn, später. Zuerst will ich mich unterhalten.« »Unterhalten?« Die Elfe hob fragend die Augenbrauen. »Sprechen. Mit dir.« Sie nickte. »Auf meinem Schiff.« Er deutete zu dem Schiff hoch, das seit Tarbaschs Hornsignal langsam herabsank und demnächst landen würde. Sie schaute hoch und nickte wieder. Etwas später saßen sie gemeinsam in Bortoschs Gemach im Bauch des steinernen Schiffs. Er hatte sich etwas zu essen und zu trinken bringen lassen und dann alle anderen Personen aus dem Raum geschickt. Die Elfe war unbewaffnet, und vor ihrer Zauberei schützte ihn die Magie der drei Weberinnen, die das Schiff in der Luft hielten. Er ließ ihr Zeit, etwas zu essen, und trank selbst nur etwas Tee. Sie war sehr schnell satt und schob den Teller fort, und er wusste nicht, ob sie keinen Appetit hatte oder aufgrund ihrer geringen Größe so wenig aß. Ihm fiel auf, wie wenig er eigentlich über die Elfen wusste, die er seit so langer Zeit als Erzfeinde bekämpfte. Sie schaute ihn an, ihre Miene war wie aus Stein. »Du bist eine große Kriegerin.« »Du auch große Krieger.« Er lächelte. »Mag sein. Wie lautet dein Name?« »Sa'ira«, antwortete sie. »In deine Sprach *die, die weiß*.« »Die Wissende. Sei gegrüßt, Sa'ira. Mein Name ist Bortosch. Bortosch Sohn des Agalosch vom Stamm der Tarpatsch.« »Sei gegrüßt, Bortosch.« »Woher kommst du?« »Tie'Shianna.« »Oh, du stammst aus der letzten der großen Elfenstädte? Dann weißt du vermutlich, dass sie belagert wird. Ein großes Heer hat sie umzingelt.« Die Elfe

nickte. »Und dass sie bald fallen wird.« Bortosch wusste nicht, ob sie ihn verstanden hatte, jedenfalls sagte sie nichts dazu, sondern schaute ihn weiterhin mit ihren großen Augen abwartend an. »Warum nennst du dich eigentlich so? Du wirst doch kaum schon als Kind *die Wissende* genannt worden sein, oder?« Sa'ira zögerte. »Ich wissen Lügner in Tie'Shianna. Ich gehen nach Tie'Shianna, töten Lügner, helfen Freunde.« Der Troll nickte verstehend. »Ein Verräter. Und du willst verhindern, dass sein Verrat deinem Volk schadet.« »Wenn Lügner tot, Freunde leben.« Er schnaubte. »Glaubst du wirklich, dass das Schicksal der Stadt von einer einzigen Person abhängt?« »Wenn Lügner tot, viel Freunde leben«, wiederholte sie. »Woher weißt du eigentlich von dem Verräter?« »Ich kennen. Er sagen: ›Ich Verräter‹.« Wieder nickte er. »Er hat es also zugegeben. Bedauerlich für dich, dass wir dich gefangen haben. So werden deine Freunde wohl sterben müssen.« Er nahm einen tiefen Zug aus dem Weinpokal. »Das ist ein dreckiger Krieg. Verrat, Mord, Wesenheiten, die nicht in diese Welt gehören … Ich bin dieser Methoden müde.« Sie starrte ihn an, als könne sie sich nicht entscheiden, ob er die Wahrheit sprach. »Als ich ein junger Troll war, wurden Kämpfe noch von Angesicht zu Angesicht ausgetragen. Ich habe gelernt, dass man auch seinen Gegner ehren soll, ihm Respekt erweisen, selbst wenn er besiegt ist. Aber heute versteht das niemand mehr. Wenn ich meinen eigenen Sohn dazu erziehen will, ein aufrechter Krieger zu werden, weiß er nicht, was ich von ihm will. Ich glaube, du verstehst, was ich meine.« Er seufzte. »Ich glaube, du bist eine Kriegerin, die mich versteht.« Sie nickte langsam. »Schade, dass wir uns nicht zu einer anderen Gelegenheit getroffen haben. Zu einer anderen Zeit.« »Und nun?«, fragte sie. »Jetzt wirst du sterben müssen.« Sie nickte. »Aber du wirst als Kriegerin sterben, wie ich es dir versprochen habe. Mit der Waffe in der

Hand.« Sie blickte zu Boden und seufzte. »Tie'Shianna. Nie wieder sehen.« Sie richtete sich auf, strahlte wieder den Stolz aus, den Bortosch von ihr kannte. »Aber wenigstens sterben als Kriegerin.«

***

In Niamhs Haus »Du hättest dich wenigstens bei ihm bedanken können. Er hat dir immerhin das Leben gerettet.« »Du überschätzt seine Leistung. Ich wäre da auch allein herausgekommen.« Elionai seufzte. Sie saßen auf einem Balkon von Niamhs Haus und warteten darauf, dass die Hausherrin von einer Besprechung mit König Fenvarien zurückkehrte. Den völlig erschöpften Tibolo hatte sie entlassen, damit er sich ausschlafen konnte. Ein Diener Niamhs hatte sie in diese Gemächer geführt und ihnen eine Karaffe mit gekräutertem Quellwasser gebracht. »Er hat es geschafft, Rinasto so gründlich umzubringen, dass er nicht mehr zu retten war. Der Verräter war sofort tot«, stellte Iscalleon fest. »Er wollte dich retten. Ich habe ihn noch nie mit einer Waffe in der Hand gesehen, er kann nicht damit umgehen. Es war einfach nur Pech, dass er das Herz getroffen hat.« »Dein bocksbeiniger Pechvogel geht mir mit seiner vorlauten Art gehörig auf die Nerven.« Sie stellte ihren Becher zur Seite und blickte ihn scharf an. »Vorlaute Art, ja? Du magst lieber Leute, die brav das tun, was man ihnen sagt, ohne dabei nachzudenken.« »Ich bitte dich, er ist ein Kurzlebiger.« »Ja, aber aufmerksamer und klüger als mancher Elf.« »Jetzt übertreibst du.« »Du willst es einfach nicht verstehen. Ja, es gibt Kurzlebige, die klüger sind als viele Elfen. Du selbst hast gesagt, dass du bisher kaum mit Kurzlebigen zu tun hattest. Gib doch zu, dass du einfach nur das nachplapperst, was dir immer wieder gesagt wurde: dass Kurzlebige uns Elfen unterlegen sind, weil wir die auserwählte Rasse der Götter sind. Aber so einfach ist es nun mal nicht.« »Aber Kurzlebige heißen so, weil sie nur ein paar Jahrzehnte lang leben. Das ist nicht genug, um Weisheit zu entwickeln, oder Klugheit, oder wie du es nennen willst. Dieser Tibolo ist noch nicht einmal dreißig Jahre alt. Wäre er ein Elf, würde er noch als Kind gelten. Woher soll er denn all die Klugheit und Erfahrung haben, die du ihm zusprichst?« »Sie

lernen schneller. So, wie eine Pappel schneller wächst als eine Eiche, weil sie nicht so viel Zeit zum Wachsen hat, so lernen Kurzlebige viel schneller als wir.« »Pappelholz ist dünn und zerbrechlich, Eichenholz aber stabil und dauerhaft.« Elionai warf ihren halb vollen Becher zur Seite, dass das Kräuterwasser über den Boden spritzte, und sprang zornig auf. »Du bist stur und verbohrt. Und ich Idiotin hatte geglaubt, in dir einen Seelenverwandten gefunden zu haben. Was war ich doch für eine Närrin.« Sie ging zur Balkonbrüstung hinüber und blickte auf die umliegenden Gebäude des Königspalasts. Von hier aus hatte man eigentlich einen schönen Blick, aber im Moment fehlte ihr der Sinn für diesen Genuss. Er kam zu ihr und stützte sich auf die Brüstung, ohne sie anzuschauen. »Es tut mir leid«, sagte er leise. Sie war sich nicht sicher, ob sie es richtig verstanden hatte. »Vielleicht hast du recht«, sprach er weiter. »Aber ich bin so enttäuscht, dass wir Rinasto nicht lebendig erwischt haben. Er hätte uns bestimmt noch weitere Verräter nennen können. Und ihre Pläne.« Sie sah ihn an. »Außerdem … außerdem kann ich es langsam nicht mehr ertragen, wenn Leute auf mich herabblicken. Alle halten mich für einen Deppen aus der Provinz und lassen es mich spüren. Sogar bei Niamh und Oisin … ich meine, sogar bei Niamh bin ich mir nicht sicher, ob sie mich nicht nur benutzt. Und du? Ich habe manchmal das Gefühl, dass dir der Bocksbeinige nähersteht, als ich es jemals könnte. Und er weiß das und amüsiert sich köstlich darüber.« Sie drehte sich zu ihm und ergriff seine Hände. »Niamh vertraut dir, genau wie es Oisin getan hat. Und ich … Weißt du, Tibolo ist ein lustiger Geselle, der mir viele Gefallen getan hat in den letzten Monaten. Er ist ein Freund, und davon habe ich nicht viele. Du hingegen …« Er zog sie an sich heran und küsste sie. Sie schmiegte sich an ihn. In diesem Moment öffnete sich die Tür, und Niamh trat ein. »Entschuldigt, wenn ich euch störe.«

Sie wirkte abgehetzt und müde. Iscalleon und Elionai lösten sich voneinander. »Iscalleon, die Fliegende Garde wird gerade zusammengerufen. Ich fürchte, du wirst dich beeilen müssen. Und du, Elionai, kannst mir hoffentlich auch allein berichten, was ihr in Orimas Turm entdeckt habt.« Iscalleon seufzte und nickte schicksalsergeben. Er hauchte Elionai noch einen Kuss auf die Wange und ging eilig davon.

***

Im Trollschiff »Was nützt es mir, dass ich Verborgenes sehen kann, wenn ich in den nächsten Tagen sterben muss?« Aqirea wusste, dass sie träumte, aber dieser Traum kam ihr sehr echt vor. »Nichts ist vorbei, solange es noch nicht vorbei ist«, antwortete die Schlange kryptisch. »Aber du hast doch selbst gesagt, dass ich eines Tages zu meiner Sippe zurückkehren muss. Wie soll das gehen, wenn ich jetzt getötet werden soll?« »Die Elfe soll getötet werden. Niemand hat gesagt, dass dir das gleiche Schicksal droht.« »Aber warum werden wir dann hier gemeinsam mit ihr festgehalten? Niemand sagt uns etwas. Es ist, als hätten sie uns vergessen.« »Das haben sie bestimmt nicht. Immerhin bekommt ihr jeden Tag zu essen und zu trinken. Aber was sie mit euch vorhaben, könnte euch vermutlich nur der alte Troll beantworten.« »Er will gegen Silberhand kämpfen. Anscheinend ist das eine besondere Ehre für sie. Aber sie wartet nun seit drei Tagen darauf, und immer, wenn jemand die Tür öffnet, rechnet sie damit, abgeholt zu werden.« »Der alte Troll wartet auf den richtigen Zeitpunkt. Und der wird sehr bald kommen.« »Und? Wird sie gewinnen?« »Sie kann nicht gewinnen. Sie dürfte eigentlich gar nicht hier sein.« »Das verstehe ich nicht.« »Silberhand verstößt gegen Regeln. Sie möchte den Lauf der Welt ändern, aber das ist ihr nicht gestattet.« Aqirea blickte die Schlange nur verständnislos an. »Für diese Mysterien bist du noch nicht reif. Aber ich verspreche dir, dass du sie eines Tages verstehen wirst.« »Eines Tages? Also werde ich überleben?« »Die Zukunft ist noch im Fluss. Ich sehe, was wahrscheinlich kommen wird, aber niemand kann sich sicher sein. Merk dir diese Lektion, du wirst sie noch oft brauchen.« »… wenn ich überlebe.« »Wenn du überlebst.« »Und Raxillos?« »Auch seine Zukunft ist noch ungewiss.« »Er leidet sehr darunter, in diesem steinernen Raum gefangen zu sein. Ich befürchte, dass er aus Verzweiflung stirbt, wenn er nicht bald

freikommt.« »Es ist wider die Natur eines Zentauren, nicht den Himmel über sich zu sehen, nicht über die weiten Steppen galoppieren zu können. Er ist dabei, sich aufzugeben. Wer keine Hoffnung mehr hat, ist schon so gut wie gestorben.« »Dabei ist alles nur meine Schuld. Nur meinetwegen ist er mitgekommen. Wäre ich nicht Silberhand gefolgt, dann wäre er nicht von den Minotauren gefangen genommen worden.« »Es war seine Entscheidung. Niemand hat ihn gezwungen. Und auch wenn seine Motive ehrenvoll sind, musst du dir keine Schuld geben. Das Beste, was du für ihn tun kannst, ist, ihm Hoffnung zu geben.« Aqirea nickte. »Und kannst du mir Hoffnung machen? Kannst du mir sagen, was ich tun soll? Wie ich überleben kann?« Die Schlange züngelte, ihr Kopf pendelte vor Aqireas Gesicht hin und her. »Wenn alles so geschieht, wie ich es voraussehe, dann wirst du Einhörnern begegnen. Schließ dich ihnen an. Folge ihnen und lerne von ihnen.« »Einhörner«, murmelte sie. Die Schlange verblasste, und um sie herum nahm die wirkliche Welt Gestalt an: Sie erwachte. Müde hob sie den Kopf und rieb sich die Augen. Silberhand saß wie fast immer mit überkreuzten Beinen an der Wand, die dem Eingang gegenüberlag, während Raxillos in einer Ecke lag, den Oberkörper an die steinerne Wand gelehnt. Er war wach und brütete vor sich hin. Das tat er seit drei Tagen, seit man sie hier in diese Kammer im fliegenden Schiff gesperrt hatte. Sie stand auf und ging zu ihm hinüber, wo sie sich zu ihm hinunterbeugte und die Hand auf seine Schulter legte. Er blickte sie an, und er sah krank aus. »Raxillos, wir werden hier rauskommen. Ich weiß es. Ich habe es gesehen. Die Trolle interessieren sich nicht für uns. Sie wollen Silberhand, nicht uns.« Er nickte, aber sie war nicht einmal sicher, ob er ihr zugehört hatte. »Du darfst nicht aufgeben, Raxillos! Ich brauche dich!« Sie lächelte ihn an, und er lächelte müde zurück. »Und wenn wir das alles überstanden

haben, dann kehren wir zu unserer Sippe zurück und werden allen von unseren Erlebnissen erzählen. Versprochen?« »Ja, Aqirea, versprochen«, sagte er leise. Sie umarmte ihn und flüsterte ihm ins Ohr: »Was auch geschieht, gib niemals auf.« Er legte seine Arme um sie, als wolle er sich an ihr festhalten. Nach einer schier endlosen Zeit ließ er sie los und nickte ihr zu. »Dein Unterricht wartet.« Sie lächelte ihn wieder an, drückte ihn noch einmal und ging zu Silberhand. »Guten Morgen«, sagte Aqirea auf Isdira. Seit sie hier festsaßen, vertrieben sie sich die Zeit mit Sprachunterricht. Aqirea hatte noch nie eine fremde Sprache erlernt, aber sie hatte das Gefühl, große Fortschritte zu machen. Ständig lernte sie neue Wörter, und inzwischen gelang es ihr sogar, sinnvolle Sätze zu bilden. Als Silberhand ihr erzählt hatte, dass sie jederzeit zu ihrem letzten Kampf abgeholt werden konnte, hatte sie sie eigentlich in Ruhe lassen wollen, aber die Elfe bestand auf den Unterricht. Vermutlich folgte sie dem Prinzip, das die Schlange im Traum genannt hatte: Solange noch nicht alles vorbei ist, sollte man so tun, als sei noch alles möglich. Insgeheim träumte Aqirea davon, noch einmal in die Gedanken Silberhands eintauchen zu dürfen. Das Erlebnis am Vorabend ihrer Gefangennahme hatte ihr Leben verändert, mindestens so sehr wie die Initiation. Es war, als habe ihr jemand eine neue Welt gezeigt. Und jetzt, wo sie diese Welt einmal gesehen hatte, wurde es ihr verwehrt, sie noch einmal zu betreten. Das lag nicht etwa daran, dass Silberhand es nicht gewollt hätte. Die Elfe hatte ihr erklärt, dass irgendetwas verhinderte, dass im Inneren dieses Schiffs Zauber gewirkt werden konnten. Genauere Einzelheiten hatte sie trotz Silberhands Bemühungen nicht verstanden. Die Elfe vermutete offenbar, dass die Trolle ihr die Möglichkeit nehmen wollten, sich mithilfe von Magie zu befreien. Aqirea wusste wenig über Zauberei, aber es schien, dass Silberhand gut genug zaubern

konnte, um auch aus einem Kerker wie diesem zu entkommen. Jedenfalls unter normalen Bedingungen. Demnach waren Aqireas Träume jedoch keine Magie, denn in den Nächten zogen wilde Aneinanderreihungen von Bildern an ihr vorbei, und das meiste davon verstand sie nicht. Aber immer wieder tauchte die Schlange darin auf. Zu dem Unterricht gehörte es auch, dass Silberhand von der weiten Welt erzählte. Obwohl sie noch jung aussah, schien sie schon sehr viel gesehen zu haben. Meistens beschrieb sie Tie'Shianna, die Stadt, aus der sie stammte. Es musste eine gewaltige Siedlung sein, mit Häusern aus Stein, so hoch, dass ihre Spitzen die Wolken berührten, von einer prächtigen Mauer umgeben, mit künstlichen Tümpeln, die sie Brunnen nannte, üppigen Gärten und riesigen Bäumen. Die Schilderungen der Stadt reichten weit über alles hinaus, was Aqirea sich vorzustellen vermochte, denn die einzige Ansiedlung, die sie kannte, war das Jurtendorf ihrer Sippe. Sie hoffte sehr, diese wundervolle Stadt eines Tages sehen zu können. Silberhand hatte Tie'Shianna vor langer Zeit verlassen, um jemanden zu suchen. Wen sie suchte, hatte sie allerdings nicht verraten. Aber inzwischen wurde die Stadt von einem gewaltigen Heer angegriffen. Eigentlich waren die Mauern der Stadt so mächtig, dass sie dem Feind widerstehen würden, aber irgendwoher wusste Silberhand, dass es einen Verräter gab, der den Untergang der Stadt herbeiführen würde – und anscheinend wusste sie sogar genau, wer das war. Deswegen hatte sie die weite Reise angetreten, denn wenn sie diesen Verräter nicht aufhalten konnte, würden viele ihrer Freunde sterben. »Ich habe eine Frage«, sagte Aqirea und gab sich Mühe, jedes Wort einigermaßen richtig auszusprechen, denn die Aussprache war bei den Elfen äußerst wichtig. »Dann frage!«, antwortete Silberhand freundlich. »Warum du bleiben so lange bei Zentauren? Warum nicht gleich weglaufen?« Silberhand seufzte

und begann mit einer Erklärung, die Aqirea so verstand, dass Silberhand einer gewissen Asalin versprochen hatte, sich auf diese Prüfung der Zentauren einzulassen. Als sie sich erkundigte, wer denn diese Asalin sei, schmunzelte die Elfe sie an und nannte das zentaurische Wort »Baummutter«. Es dauerte einige Zeit, bis Aqirea begriff, dass Silberhand allen Ernstes behauptete, mit der Baummutter gesprochen zu haben. Sie sagte, die Bewohnerin des Mutterbaums sei ein Zauberwesen, wie es sie überall in Aventurien gebe, und dass sie schon einigen solcher Wesen begegnet sei. In Tie'Shianna, behauptete sie, lebten sie sogar Seite an Seite mit den Elfen. Als Silberhand vor den Trollen in den Baum geflüchtet sei, hatte Asalin ihr geholfen und sie beschützt, im Gegenzug aber von ihr verlangt, sich den Forderungen des Zentaurenstamms zu beugen. Als dann Kratis sagte, sie müsse sich der Initiation unterziehen, fühlte sie sich durch das Versprechen gebunden, obwohl sie dadurch wertvolle Zeit verlor. Silberhand deutete sogar an, dass Asalin sie ausdrücklich gebeten habe, besonders auf Aqirea aufzupassen. »Ist Baummutter … Asalin … nicht Göttin?«, fragte Aqirea, aber Silberhand gab darauf keine eindeutige Antwort. Anscheinend wollte sie sich nicht festlegen, was Götter denn genau waren, und behauptete, die Grenzen zwischen Göttern und anderen Wesen seien manchmal schwer zu bestimmen. Noch vor wenigen Tagen hätte Aqirea es nicht verstanden, wenn jemand angezweifelt hätte, dass die Baummutter eine Göttin war. Aber seit dem Auftauchen der Elfe hatte sich vieles geändert. Die Tür zu ihrer Zelle wurde geöffnet. Sie bestand wie anscheinend alles auf dem Schiff aus massivem Stein. Ein Troll kam herein und stellte einige Schüsseln und einen Krug ab. Dann deutete er auf Silberhand und sagte etwas in seiner merkwürdigen Sprache, drehte sich um und ging. Fragend blickte Aqirea Silberhand an, die ihr zu verstehen gab, dass es so weit war: Nach dieser letzten

Mahlzeit würde sie endlich gegen den Troll antreten. In Aqireas Kehle bildete sich ein Kloß. Bisher hatte sie immer noch nicht wahrhaben wollen, dass dieser Augenblick kommen würde. Die kleine, so zerbrechlich wirkende Elfe würde gegen den riesigen Troll antreten. Wie sollte sie das überleben? Silberhand sah weniger erschrocken aus als Aqirea. Sie lächelte ihr aufmunternd zu: »Ich bin froh, wenn es endlich vorbei ist.« Es gab kalten Braten, frische, duftende Teigfladen und gewürzten Getreidebrei. Die Schüsseln waren offensichtlich trollische Gebrauchsgegenstände, jede davon groß genug für eine ganze Zentaurenfamilie. Silberhand griff mit sichtlichem Appetit zu, während Aqirea keinen Hunger mehr hatte. Erst als sie zu Raxillos hinüberblickte, der in den letzten Tagen kaum etwas gegessen hatte, nahm sie sich vor, wenigstens als gutes Vorbild zu dienen. Sie nahm von den Fladen und dem Fleisch und ließ sich neben ihrem Oheim nieder. Widerwillig nahm er von dem Essen, wohl in erster Linie, um Aqirea einen Gefallen zu tun. Ihr war es recht, Hauptsache, er aß etwas. Nach dem Essen dauerte es nicht lange, bis die Tür wieder geöffnet wurde. Der Troll sagte etwas, und Silberhand teilte Aqirea mit, dass man die Anwesenheit der Zentauren erwünschte. Anscheinend sollten sie dem Kampf zusehen. So erblickten sie zum ersten Mal seit mehreren Tagen wieder Tageslicht. Bedrohlich dunkle Wolken hingen am Himmel, aber dennoch war es sehr warm. Das gesamte Deck des Schiffs war leergeräumt worden, abgesehen von dem reich beschnitzten Stuhl, auf dem Bortosch saß. An seiner Seite stand der etwas jüngere Troll, von dem Aqirea inzwischen wusste, dass er Bortoschs Sohn war. Weitere Trolle hatten sich an der Reling verteilt und betrachteten die drei Gefangenen abschätzig. Sie zählte rasch – es waren sieben. Vorsichtig ging sie die paar Schritte zur Reling hinüber, und niemand hinderte sie daran. Der Anblick verschlug ihr den

Atem. Zunächst einmal musste sie feststellen, dass das Land dort unten winzig klein erschien. Aqirea war noch nie auf einem fliegenden Schiff oder etwas Vergleichbarem gewesen, und so hoch über dem Boden zu sein war ihr unheimlich. Doch noch beeindruckender als die Höhe war das Bild, das sich ihr bot. Dort unten waren unzählige Zelte aufgebaut, winzige Figuren wimmelten durcheinander – es war kaum vorstellbar, dass diese Winzlinge in Wirklichkeit Trolle und ähnliche Wesen waren. Richtung Horizont entdeckte sie etwas, das sie erst auf den zweiten Blick einordnen konnte: Es musste das sein, was Silberhand eine Stadt genannt hatte. Gebäude, groß wie Hügel, gewaltige Bäume, spitze Felsnadeln, die sich bis in den Himmel bohrten, und nichts davon war natürlichen Ursprungs. Ihr wurde schwindelig bei dem Gedanken, wie unbeschreiblich groß diese Stadt aus der Nähe sein musste. »Tie'Shianna«, flüsterte Silberhand ergriffen. Die Elfe war unbemerkt an ihre Seite getreten. »Heimat.« Aqirea blickte zu ihr hinunter und sah, dass sie sich eine Träne aus dem Augenwinkel wischte. »Ich habe Bortosch gesagt, dass ich meine Heimat gern noch einmal sehen würde, bevor ich sterben muss. Anscheinend hat er mir diesen Wunsch erfüllt.« Silberhand atmete tief durch, drehte sich zu Bortosch um und sagte etwas auf Trollisch. Bortosch antwortete und deutete dabei zuerst auf seinen Sohn und dann auf die beiden Zentauren. Silberhand nickte und erklärte Aqirea, dass sie zuerst gegen Bortoschs Sohn kämpfen werde. Tarbasch wolle wohl Rache nehmen, weil Silberhand seinen Freund getötet hatte. Und wenn sie siegte, werde Bortosch den beiden Zentauren das Leben und die Freiheit schenken. »Und du?«, fragte Aqirea, aber Silberhand schüttelte den Kopf. Falls sie wirklich gewinnen sollte, werde sie doch noch gegen Bortosch antreten müssen - für einen zweiten Kampf aber sicherlich keine Kraft mehr haben. Sie ergriff Aqireas Hand und drückte sie.

Dann griff sie nach einem zierlichen Ring, der an einem Lederband um ihren Hals hing, und gab ihn Aqirea. »Du musst mir etwas versprechen«, sagte sie. »Versprechen?«, wiederholte Aqirea, die dieses Wort nicht kannte. »Schwören«, sagte Silberhand, und Aqirea nickte. »Wenn du lebst und nach Tie'Shianna kommst«, sie deutete zu der großen Stadt am Horizont, »dann gehe zu Niamh. Jeder kennt sie. Gib ihr diesen Ring, daran wird sie sehen, wer dich geschickt hat.« »Geschickt?« »Niamh wird wissen, dass du von mir kommst. Du musst ihr sagen, dass der Verräter ein kleiner Mann mit Ziegenbeinen ist. Er heißt Tibolo. Wirst du das tun? Für mich?« Obwohl Aqirea nicht sicher war, alles richtig verstanden zu haben, nickte sie und hängte sich den Ring um den Hals. Silberhand lächelte ihr noch einmal zu, drehte sich um und ging zu Bortosch. Vor seinem Thron lag ihr Säbel. Sie ergriff ihn, nickte Tarbasch zu und ging zu der anderen Seite des Schiffsdecks. Tarbasch sagte etwas, das derb klang und einige der umstehenden Trolle zu dreckigem Gelächter veranlasste. Nur sein Vater lachte nicht, sondern lehnte sich in seinem Stuhl zurück und blickte ernst in die Runde. Betont lässig hob Tarbasch die zweihändige Axt, auf die er sich bisher gelehnt hatte, und stapfte langsam auf Silberhand zu. Allein der Stiel dieser Axt war länger, als Silberhand groß war. Gemeinsam mit Raxillos zog sich Aqirea an den Rand des Schiffs zurück – ohne allerdings der Reling zu nahe zu kommen, denn dahinter gähnte die Tiefe. Silberhand hockte sich nieder, machte sich sehr klein – sie wirkte winzig neben dem Muskelberg von Troll – und wartete erst einmal nur ab. Als Tarbasch nahe genug war, machte er einen schnellen Ausfallschritt und ließ seine Axt von oben auf sie niederfahren. Er hätte sie gespalten, hätte sie sich nicht im letzten Moment zur Seite gerollt und wieder die geduckte Haltung eingenommen. So aber krachte die

Axtschneide aufs Deck und ließ Steinsplitter umherspritzen. Der Troll schnaufte missmutig und ließ die Axt in ihre Richtung wirbeln, aber wieder wich sie aus. Tarbasch ging ihr hinterher, hob die Axt über den Kopf … und wartete. Offensichtlich wollte er kein drittes Mal ins Leere schlagen. Zweimal hintereinander täuschte er einen Schlag an, aber die Elfe rührte sich nicht, als wisse sie genau, dass es sich nur um Finten handelte. Beim dritten Mal jedoch schien sie zur Seite auszuweichen. Darauf hatte er gewartet, denn sofort schlug er dorthin, wo sie sich hinbewegt hatte – doch diesmal war sie es gewesen, die fintiert hatte, denn sie zuckte sofort zurück. Jetzt nutzte sie die Lücke in seiner Deckung, um nach vorn zu springen und ihm den Säbel in den Oberschenkel zu rammen. Tarbasch brüllte auf und fegte mit der Axt hinter ihr her, aber sie war längst wieder außerhalb seiner Reichweite. Aus der Wunde strömte Blut, und es war ihm anzumerken, wie schmerzhaft es war, das Bein zu belasten. Er grunzte und humpelte auf die Elfe zu, die nahe am Rand des Schiffs hockte und ihn wie eine Katze belauerte. Wieder versuchte er es mit Finten, schaffte es aber nicht, sie zu einer unbedachten Handlung zu bewegen. Dieses Spiel setzte sich fort, und einige der zuschauenden Trolle gaben Kommentare ab, die Tarbasch offensichtlich immer wütender machten. Er hinterließ eine Blutspur, denn die Beinwunde war tief. Zwar schien es ihn nicht merklich zu schwächen, aber es war nicht zu übersehen, dass er mit jedem Hieb ungeduldiger wurde. Als ein Troll neben ihm etwas sagte, schrie Tarbasch ihn wütend an. Auf eine solche Gelegenheit hatte die Elfe gewartet. Sie sprang los, rollte sich ab, schlug kraftvoll nach seiner Flanke – und traf. Vor Schmerz schrie er auf. Doch diesmal reagierte er schneller, ließ seine Axt fallen und sprang ihr hinterher. Es gelang ihm, ihr Bein zu greifen, und diesmal war es die Elfe, die aufschrie, denn seine Pranke legte sich mit unbarmherziger Kraft um ihr Fußgelenk.

Wendig krümmte sie sich zusammen und schlug mit dem Säbel nach ihm, aber er konnte den Hieb abwehren und schlug ihr dabei die Waffe aus der Hand. Ohne aufzustehen, zog er sie mit triumphierendem Grinsen zu sich heran und ließ sich auch nicht davon irritieren, dass sie mit dem freien Bein nach ihm trat. Sie hatte keine Chance, sich seinem Griff zu entwinden, und so legte er seine zweite Hand um ihren Hals. In diesem Moment gab sie alle Gegenwehr auf. Er zog sie noch näher an sich heran und schaute ihr tief in die Augen, als wolle er genau sehen, wie das Leben in ihr erstarb, während er ihr die Luft abdrückte. Doch dann schnellte auf einmal ihre Linke nach vorn, und die silbernen Finger bohrten sich tief in seinen Augapfel. Sein Schmerzensschrei war ohrenbetäubend, er ließ ihr Bein los und bedeckte das verletzte Auge mit der Hand. Die Rechte schloss sich nur noch fester um ihren Hals, doch so hatte sie genug Bewegungsfreiheit, um sich zusammenzukrümmen und mit aller Kraft gegen seinen Kehlkopf zu treten. Er ließ sie fallen, sie rollte sich zur Seite und blieb keuchend liegen, während er sich an den Hals fasste und röchelnd nach Luft rang. Wenig später brach er zusammen, zuckte noch einmal und war dann still. Die Trolle, die bis zuletzt noch gejohlt und ihn angefeuert hatten, starrten die Szenerie stumm an. Niemand sagte etwas, niemand rührte sich, nur Silberhands Keuchen war zu hören. Schließlich erhob sich Bortosch, ging zu seinem Sohn hinüber und kniete sich neben ihn. Er nahm seine Hand, drückte sie und sagte leise etwas, als nehme er Abschied. Dann trat er neben Silberhand, die immer noch am Boden lag. Aqirea wollte wegschauen, denn sie war überzeugt, er würde sie jetzt zertreten wie ein lästiges Insekt, aber er blickte sie nur an, sah noch einmal zu seinem Sohn, wieder zu ihr und sagte etwas. Dann winkte er die beiden Zentauren heran. »Ihr sollt mich in die Zelle zurückbringen«,

stöhnte Silberhand. »Aber ich glaube, er hat mir den Hals gebrochen. Ich kann nicht aufstehen …«

***

Nordwestlich von Tie'Shianna Bei seinen beiden bisherigen Flügen auf Blauschwinges Rücken war es dunkel oder wenigstens dämmerig gewesen, jetzt aber war helllichter Tag. So konnte Iscalleon zum ersten Mal den Blick über das Land schweifen lassen. Und zum ersten Mal sah er, wie gewaltig das feindliche Heer war, das Tie'Shianna einschloss. Die Fläche, die durch Zeltstädte bedeckt war, übertraf die Grundfläche der Elfenstadt um ein Vielfaches. Da standen die ausladenden Jurten der Trolle, die primitiven Wollzelte der Menschen aus dem Grenzgebirge, die Pflanzenhütten der Echsenmenschen aus dem Süden, aber auch einfache Holzhäuser, in denen die lichtempfindlichen Dunkelelfen aus dem hohen Norden hausten, und die Erdhügel der Blauen Mahre. In einem kleinen Wäldchen waren mehrere Bäume vollständig eingesponnen, was verriet, dass sich auch einige Arachnäer der Horde angeschlossen hatten. Weiter hinten, jenseits der Hügelkette, floss der Nalayr, und viele Gebäude des ehemaligen Hafens waren zu Werkstätten umfunktioniert worden, in denen Belagerungsgeräte gebaut wurden: gewaltige Katapulte, von Elefanten getragene Rammböcke, marschierende Festungen … Das Ziel ihres Ausfalls war ein Flugapparat, der im Morgengrauen gesichtet worden war. Wenn Fenvariens Vermutungen zutrafen, handelte es sich um ein trollisches Zauberschiff, wobei das Ding der Bezeichnung »Schiff« eigentlich kaum gerecht wurde. Es war eher ein schwebender Felsbrocken, länglich und flach, möglicherweise hohl. Bei den Reitern der Garde gab es Gerüchte über solche »Trollbrocken«, die angeblich schon an einem Angriff gegen nördlichere Städte beteiligt gewesen waren. Sie galten deshalb als so gefährlich, weil mit ihnen selbst schwerste Lasten durch die Luft bewegt werden konnten. Es hieß, sie könnten Mammuts oder gar Riesen über die Stadtmauer transportieren, oder aber große Wurfgeschosse mit einer

Zielgenauigkeit über der Stadt abwerfen, die der jedes Katapults weit überlegen war. Deshalb hatte Fenvarien befohlen, dass die Garde sofort hinfliegen und versuchen sollte, das Fluggerät zu zerstören. Es hieß, dass dieser Apparat im Gegensatz zu den elfischen Flugschiffen nicht permanent verzaubert war. In seinem Inneren, so hieß es, saßen Zauberer, die dafür sorgten, dass es in der Luft blieb. Ob dieses Gerücht stimmte, wusste niemand zu sagen, aber Hylonea, die Anführerin der Fliegenden Garde, hatte sich fest vorgenommen, es herauszufinden. Allerdings war ihnen klar, dass sie die Lufthoheit inzwischen verloren hatten. Schon seit Beginn der Belagerung waren tagsüber Reiter auf Flugechsen unterwegs, aber neuerdings gab es auch die Ameisen auf ihren Riesenlibellen und andere Insekten. Sie würden sich also sehr beeilen müssen, um das Trollschiff zu überfallen, bevor ihm andere fliegende Kämpfer zu Hilfe eilen konnten. Bisher waren noch keine Feinde in der Luft zu sehen, und die Reiter trieben ihre Hippogriffe kräftig an. Kurz bevor sie auf Pfeilschussreichweite heran waren, deutete Odotheïon nach Westen und rief: »Echsen!« Iscalleon blickte hinüber und sah dort kleine Punkte, die sich flatternd vom Boden erhoben. Noch waren sie weit entfernt, aber das hatte hier oben nicht viel zu bedeuten. Auf Hyloneas Zeichen hin begannen die Hippogriffenreiter, das Schiff einzukreisen. Es war wirklich nicht viel mehr als ein fliegender Stein mit abgeflachter Oberseite, auf der nun ein halbes Dutzend Trolle stand und ihnen grimmig entgegenblickte. Eine Öffnung führte in den Stein hinein, doch es war kaum zu sagen, wie viel Platz im Innern war. Als Hylonea einen schrillen Pfiff von sich gab, schossen die Reiter ihre Pfeile ab. Aber die Trolle machten keinerlei Anstalten, sich in Deckung zu bringen. Der Grund dafür wurde im nächsten Augenblick klar: Die Pfeile prallten an einer unsichtbaren Wand ab, die das gesamte Schiff umgab, und fielen

nutzlos in die Tiefe. Iscalleon fluchte laut. Wenn diese Wand wirklich undurchdringlich war, dann konnten sie ihr Vorhaben gleich aufgeben, denn sie hatten keine mächtigen Zauberweber dabei, die einen solchen Schutz brechen konnten. Aber es gab immerhin noch die Chance, dass die Wand nur gegen Geschosse wirkte. Hylonea schien den gleichen Gedanken gehabt und zu dem Schluss gekommen zu sein, dass es nur durch Ausprobieren herauszufinden war. Sie lenkte ihren tiefschwarzen Hippogriff Nachtauge auf das Schiff zu, und die Trolle, die das sahen, hoben kampfbereit ihre riesigen Waffen. Offenbar war die Wand sehr wohl durchlässig. Als die anderen Reiter sahen, dass ihre Anführerin ungehindert an den Feind herankam, folgten sie ihr. Als Iscalleon die Stelle passierte, an der sein Pfeil abgeprallt war, hatte er das Gefühl, eine zähe Flüssigkeit zu durchdringen. Er kam zwar hindurch, wurde nicht einmal langsamer, aber es fühlte sich eigenartig an. Um nicht mit den anderen Hippogriffen zu kollidieren, lenkte er Blauschwinge steil nach unten und tauchte unter dem Schiff hindurch. Im letzten Moment schoss er einen Pfeil auf einen der Trolle ab, der nur noch wenige Meter von ihm entfernt war. Und da begriff er auch, woher das eigenartige Gefühl kam: Seine Magie funktionierte nicht. Was für ein Zauber es auch sein mochte, der das Schiff schützte, er verhinderte nicht nur das Eindringen von Geschossen, sondern unterdrückte auch jegliche Zauberei. Das machte die Aufgabe noch schwieriger, denn die meisten elfischen Kampftechniken beruhten auf der einen oder anderen Form von Magie. Mit heftigen Flügelschlägen schraubte sich Blauschwinge auf der anderen Seite des Fluggeräts wieder steil nach oben, und kaum hatte Iscalleon freie Sicht, da schoss er schon den nächsten Pfeil ab. Auf dem Schiffsdeck waren inzwischen drei Elfen in den Nahkampf gegangen, was auf diesem beengten Raum ohne magische Unterstützung eine riskante Sache war. Iscalleon sah

einen schreienden Hippogriff auf dem Steinboden liegen, aus seinem aufgerissenen Bauch quollen dampfend blutige Eingeweide. Doch auch zwei Trolle waren schon zusammengebrochen, von vielen Pfeilen durchbohrt. Hylonea lenkte Nachtauge in den Rücken eines Trolls, der Seijia mit gewaltigen Schwüngen seines Hammers zum Rand der Plattform drängte. Auf ihren Befehl hin biss der Hippogriff tief in die Schulter des überraschten Trolls, während Hylonea selbst aus dem Sattel sprang und mit gezogenem Säbel auf dem Steinboden landete. Der Troll brüllte auf, als der Schnabel Fleisch, Knochen und Sehnen zerriss, der Hammer entglitt seinem Griff. Fast gleichzeitig drangen die Säbel von Hylonea und Seijia in seinen Leib, er taumelte zwei Schritte zurück und brach leblos zusammen. Iscalleon lenkte Blauschwinge in einem Bogen über das Deck, schoss noch zweimal auf einen Troll und sprang dann auch aus dem Sattel auf den Steinboden. Der Kampf auf dem Deck tobte, aber sie waren hier, um das Geheimnis im Innern des Schiffs zu ergründen. Also rannte er zu der Öffnung, die er schon aus der Entfernung gesehen hatte und von der aus wie erwartet eine Treppe in die Tiefe führte. Er legte einen weiteren Pfeil auf die Sehne und stieg die Stufen hinunter, die für Trollschritte konstruiert waren. Überhaupt war alles hier größer, breiter und höher. Wände und Boden wirkten, als seien sie direkt aus dem Felsen herausgeschnitten, was ihn an Orimas Turm erinnerte. Sollten Trolle etwa auch mit Erzelementaren zusammenarbeiten? Aber welchem Erzgeist würde es gefallen, etwas anzufertigen, das später in der Luft schweben sollte? Er verschob diese Überlegungen und ging weiter. Irgendwo aus den Tiefen des Schiffs hörte er Kampflärm. Also war er nicht der Erste, der hier eingedrungen war. Als er um eine Ecke herumkam, sah er Odotheïon, der mit aller Kraft an einem Türgriff zerrte. »Iscalleon, schnell, hilf mir! Diese Tür war

verriegelt, dahinter muss irgendwas Wichtiges sein.« Er lief hin, legte seinen Bogen zur Seite und packte mit an. Die Tür war eine Steinplatte von anderthalb mal vier Metern Größe, und sie war so schwer, dass sie sie auch gemeinsam nur unter äußerster Anstrengung bewegen konnten. Kaum hatte sie sich einen Spalt weit aufgetan, drängte sich schon jemand nach draußen. Sofort sprang Iscalleon zu seinem Bogen und legte an, denn das Wesen war viel zu groß für einen Elfen. Andererseits war es zu klein und zu schmal für einen Troll, außerdem ragten pelzige Ohren aus seinem langen Haar, die vier Beine waren lang und dünn wie bei einem Hirsch. »Ein Zentaur«, sagte Odotheïon, der seinen Säbel kampfbereit in der Hand hielt. »Eine Zentaurin«, präzisierte Iscalleon. »Vermutlich irgendwelche Gefangenen. Aber die helfen uns nicht weiter.« »Hilfe!«, sagte die Zentaurin auf Isdira und blickte sie flehentlich an, während sie sich weiter durch den Türspalt zwängte. »Tut mir leid, ich habe gerade Wichtigeres zu tun, als mich um Kurzlebige zu kümmern«, antwortete er. Zum Glück war Elionai nicht hier, sie wäre bestimmt wieder verärgert gewesen. Ohne der Zentaurin weitere Beachtung zu schenken, folgte er dem Gang noch tiefer ins Schiff. Nach der nächsten Biegung fand er eine Tür, die größer und prächtiger war als die, an denen er bisher vorbeigekommen war. Sie war nicht ganz geschlossen, und dahinter hörte er dumpfes Gemurmel. Vorsichtig trat er vor den Spalt und linste hinein. Während die Gänge überall von Leuchtsteinen erhellt wurden, war dieser Raum dunkel, die Luft roch muffig und verbraucht. Nicht weit von der Tür entfernt lag die übel zugerichtete Leiche von Kallariel, einem Mitglied der Garde. Iscalleon winkte Odotheïon heran. »Ich vermute, hinter dieser Tür steckt das Geheimnis des Schiffs. Hilf mir, sie etwas weiter aufzumachen, sodass wir mehr sehen können.« Gemeinsam zerrten sie an der Tür und setzten sie gerade in Bewegung, als

aus dem Dunkel heraus ein riesiger Hammer durch den Spalt herunterkrachte und Odotheïons Kopf traf. Iscalleon wartete nicht ab, bis der Gegner erneut ausholen konnte, sondern hechtete durch den Spalt. Beim Abrollen verlor er seinen Bogen, er sprang wieder auf, zog den Säbel und schaute sich um. Der Raum war kleiner, als er gedacht hatte. In der Mitte saßen drei bartlose Trolle im Schneidersitz und vollführten eigenartige Handbewegungen, die aussahen, als webten sie einen Teppich aus unsichtbaren Fäden. Noch nie hatte er weibliche Trolle gesehen. In allen Kämpfen war er nur männlichen begegnet, und es gab schon Mutmaßungen, dass weibliche Trolle auch Bärte trugen, also von den Männern gar nicht zu unterscheiden waren. Aber dies hier waren eindeutig Frauen, ihre beeindruckende Oberweite war nicht zu übersehen. Sie waren so in ihre Beschäftigung versunken, dass sie ihn gar nicht wahrzunehmen schienen. Der vierte Troll war eindeutig männlich, und er war einer der größten, die Iscalleon bisher getroffen hatte. In der Hand hatte er einen Hammer, der für einen Elfen riesig war, für ihn aber eine Einhandwaffe. Vermutlich wusste der Hüne, dass dieser Raum zu klein war für die üblichen riesigen Äxte. Durch seinen Sprung und das Abrollen hatte Iscalleon es geschafft, die drei Trollinnen genau zwischen sich und den Gegner zu bringen, der mit einem solchen Manöver offensichtlich nicht gerechnet hatte. Ohne Magie rechnete er sich zwar gegen einen solchen Gegner kaum Chancen aus, andererseits musste es einen Grund geben, warum dieser Troll nicht oben mitkämpfte, sondern es vorzog, diesen Raum zu bewachen. Mit drei schnellen Schritten huschte Iscalleon hinter die Trollin, die ihm am nächsten war, und zog ihr den Säbel durch die Kehle. Der Troll brüllte auf und versuchte, ihn mit einem Wurf des Hammers aufzuhalten, aber Iscalleon hatte ihn nicht aus den Augen gelassen und konnte sich rechtzeitig ducken, sodass die schwere Waffe hinter ihm gegen

die Wand knallte. Die Trollin gurgelte, setzte ihre webende Bewegung noch einen Moment lang fort, dann kippte sie vornüber. Die anderen beiden gerieten aus dem Takt, ihre Bewegungen verloren an Sicherheit, ein Beben lief durch den Schiffsrumpf. Der Troll brüllte irgendetwas, dann setzte er zu einem Sprung über die Trollfrauen hinweg an. Iscalleon warf sich zur Seite, aber eine Trollfaust streifte ihn und schleuderte ihn gegen die Wand. Sofort sprang er wieder auf, und auch der Troll war erstaunlich schnell auf den Beinen. Die beiden verbliebenen Trollinnen webten weiter, aber auf einmal bewegte sich der Boden unter Iscalleon. Das Schiff neigte sich, er musste sich an der Wand abstützen. Auch der Troll suchte taumelnd sein Gleichgewicht. Er war jetzt unbewaffnet, aber Iscalleon wollte es dennoch nicht auf einen Zweikampf ankommen lassen. Es ging hier nicht um den Troll, es ging um die Trollinnen. Wieder sprang er nach vorn, und mit einem kräftigen Hieb schlug er einer von ihnen eine Hand ab, die sie gerade in ihrer Webbewegung nach oben gestreckt hatte. Blut spritzte ihm entgegen, und die Schmerzensschreie der Trollin mischten sich mit dem wütenden Gebrüll des Trolls, der trotz immer größerer Neigung des Bodens auf ihn zugestampft kam. Iscalleon erkannte, dass er an die dritte Trollin nicht mehr herankommen würde, ohne am Troll vorbeizumüssen. Andererseits stand er jetzt direkt neben dem Ausgang. Eigentlich hatte er hier genug erreicht, es war Zeit für den Rückzug. So sprang er durch den Türspalt, stolperte fast über den reglosen Leib Odotheïons und rannte los. Das Schiff bekam immer mehr Schlagseite und begann sich auch noch um die eigene Achse zu drehen, sodass der Boden unter ihm tanzte. Er begegnete der Zentaurin, die anscheinend orientierungslos durch das Schiff taumelte und sich ihm in den Weg stellen wollte, aber er sprang an ihr vorbei. Sie rief ihm noch einmal ein klägliches »Hilfe!« hinterher, aber er

konnte ihr nicht helfen. Hätte er sie etwa auf Blauschwinges Rücken mitnehmen sollen? Als er fast die Treppe nach draußen erreicht hatte, kam ihm Hylonea entgegen. »Was geht hier vor?«, brüllte sie ihm zu. Aus einer Schulterwunde lief Blut über ihre Rüstung. »Ich habe die Zauberinnen getötet, die das Schiff in der Luft halten. Wir müssen hier weg!« Das ließ sie sich nicht zweimal sagen, zumal hinter ihm der Troll angepoltert kam. Das Schiffsdeck war inzwischen so stark geneigt, dass die Leichen an die Reling rutschten. Der Untergrund war glitschig von Blut, es stank nach Tod. Zwei Elfen saßen auf ihren Hippogriffen, die langsam den Halt verloren und sich in die Luft erhoben. Hylonea sprang auf Nachtauge, aber von Blauschwinge war nichts zu sehen. Im nächsten Augenblick hörte Iscalleon einen Raubvogelschrei und sah seinen Hippogriff, der von oben herabgeschossen kam. Doch der Troll erklomm die Treppe, anscheinend wollte er Rache. Iscalleon ließ sich zu der Reling rutschen und sprang ins Leere. Während er fiel, holte Blauschwinge ihn mit eingefalteten Flügeln ein und ließ ihn in den Sattel klettern. Kaum hatte der Hippogriff flatternd den Sturz abgefangen, da sah Iscalleon das Trollschiff an sich vorbeisinken. Es stürzte nicht wie ein Stein, aber es sah so aus, als würde nichts seinen Sturz aufhalten können. Neben der Treppe stand der große Troll und starrte ihn an.

***

Im Trollschiff Am liebsten hätte Aqirea sich irgendwo festgeklammert und einfach nur gewartet, bis es aufhörte. Aber Silberhand hatte sie so eindringlich um diesen Gefallen gebeten, dass sie es nicht wagte, jetzt aufzugeben. Mit beiden Armen stützte sie sich an der Wand ab, während sie sich mit allen vier Beinen nach vorn drückte. Das klappte ganz gut, aber auch nur so lange, bis der Boden sich weiter gedreht hatte und das, was eben noch schräg unten gewesen war, wieder schräg oben wurde. Es half, sich einzureden, auch dies sei nur ein verrückter Traum. Ein Untergrund, bei dem oben und unten keine festen Größen mehr waren, konnte nur ein Traum sein. Warum alles zu schwanken begonnen hatte, verstand sie nicht, aber es musste irgendetwas mit den beiden Elfen zu tun haben, die plötzlich ihre Tür aufgestemmt hatten. Leider hatten sie nicht auf Aqireas Bitten um Hilfe reagiert, obwohl sie sie eigentlich nur zu Silberhand führen wollte, die immer noch mit großen Schmerzen in der Kammer lag und sich kaum bewegen konnte. Aqirea hatte sich bis zu der Stelle vorgearbeitet, an der der tote Elf lag. Ihr wurde flau im Magen, als sie vor der Leiche stand. Irgendetwas hatte seinen Kopf zertrümmert, nur an der Kleidung konnte sie erkennen, dass er einer der beiden war, die ihre Tür geöffnet hatten. Sein Blut war bis an die Wand gespritzt, und durch die schwankenden Schiffsbewegungen verteilte es sich in feinen Rinnsalen über den Boden. Zumindest hatte er nicht lange leiden müssen. Sie beugte sich tief hinab und zog die beiden runden Gefäße, die Silberhand ihr beschrieben hatte, aus den Halterungen am Gürtel des Toten. Beide schienen voll zu sein. Durch das Schwanken des Bodens verlor sie das Gleichgewicht und musste sich an der Wand abstützen, um nicht auf die Leiche zu fallen. »Eine gute Reise zu deinen Ahnen«, murmelte sie, drehte sich umständlich um und begann, sich wieder zurück zu Silberhand zu arbeiten. Sie hatte es fast geschafft, als ihr

plötzlich der Boden unter den Hufen weggerissen wurde. Ohne dass sie begriff, wie ihr geschah, wurde sie mit Wucht gegen eine Wand geschleudert. Der Versuch, sich mit den Armen abzufangen, war zum Scheitern verurteilt, der Schwung war viel zu groß, als dass sie ihr Gewicht hätte auffangen können. Sie spürte einen reißenden Schmerz in der Schulter, dann schwanden ihr die Sinne. Sie erwachte davon, dass Raxillos ihr eine Ohrfeige verabreichte. Um wieder klar zu werden, schüttelte sie den Kopf, dann schlug der Schmerz in der Schulter zu. Sie stöhnte. »Komm zu dir, Aqirea!«, sagte Raxillos und ließ nicht zu, dass die Schmerzen sie übermannten. »Was ist passiert?«, fragte sie. »Ich glaube, das Schiff ist auf dem Boden aufgekommen. Jedenfalls bewegt es sich nicht mehr. Ansonsten habe ich keine Ahnung. Ich weiß noch nicht einmal, wo die ganzen Trolle hin sind.« »Und Silberhand?« »Sie ist bei Bewusstsein, aber es geht ihr nicht gut.« Aqirea deutete auf das Gefäß, das ihr bei dem Sturz aus der Hand gefallen war. »Gib ihr das, sie hat mich gebeten, ihr ein solches Gefäß zu suchen.« Während Raxillos zu der Tür ging, suchte sie nach dem zweiten Gefäß und fand es unter sich. Sie war darauf gefallen, und es war unter ihrem Gewicht zersplittert. Die Flüssigkeit darin hatte sich in ihrem Fell verteilt. Mühsam stand sie auf, obwohl sie den Arm kaum bewegen konnte. Der Boden stand zwar immer noch sehr schräg, aber er schwankte nicht mehr. Das machte das Vorankommen wesentlich einfacher. Doch noch bevor sie den Raum erreichte, in dem sie die letzten Tage zugebracht hatte, trat Silberhand durch die Tür. Mit offenem Mund starrte Aqirea sie an, denn sie schien keinerlei Schmerzen mehr zu haben. Die Elfe lächelte sie an und hob das Gefäß: »Danke.« Hinter ihr erschien Raxillos, der über die plötzliche Genesung nicht weniger erstaunt war. An Aqireas Bewegungen erkannte Silberhand, dass auch sie verletzt war. Sie hielt ihr die Flasche hin: »Trink!«

Aqirea gehorchte. Es war nicht mehr viel übrig, und die paar Schlucke schmeckten unangenehm nach irgendeinem scharfen Kraut. Doch es erzeugte ein warmes, angenehmes Gefühl in ihrem Leib, und augenblicklich ließen die Schmerzen in der Schulter nach. Sie konnte ihren Arm wieder ganz normal bewegen. »Magie«, sagte sie, und Silberhand nickte. Die Elfe hatte Raxillos' Beinwunde nach dem Kampf gegen den Minotaur durch Zauberei geheilt, aber dass ein solcher Zauber auch in einem Trank stecken konnte, das war eine neue Erfahrung. Silberhand vermittelte ihr, dass sie das Schiff verlassen mussten, bevor die Trolle ihren Ausbruch bemerkten oder Verstärkung kam. Den Weg auf das Schiffsdeck kannten sie, auch wenn er wegen des schiefen Bodens nicht leicht zu bewältigen war. An einer Tür machte Silberhand halt und schlüpfte durch den Spalt in das dahinterliegende Zimmer. Sie stand nicht weit genug offen, als dass ein Zentaur hindurchgepasst hätte, aber nach kurzer Zeit kam sie mit ihrer aller Ausrüstung und den Waffen zurück. Auf dem Schiffsdeck sah es verheerend aus. Der Boden war blutbesudelt, zwei tote Trolle lagen an der Reling, kein Überlebender war zu sehen. Alles sprach dafür, dass hier ein fürchterlicher Kampf stattgefunden hatte. Es stellte sich heraus, dass Raxillos' Annahme stimmte: Das Schiff hatte sich in den Erdboden gebohrt. Es war von hohen Bäumen umgeben, die Aqirea fremd waren. Die Luft war heiß und schwül, und das vergossene Blut hatte zahlreiche Insekten angelockt, die jetzt in Schwärmen in den Sonnenstrahlen tanzten. Durch die Schräglage war es eine einfache Aufgabe, auf den Boden hinunterzuklettern. Dabei entdeckten sie den Anführer der Trolle, der neben dem Schiff an einen Baum gelehnt saß. Blut strömte aus einer Platzwunde an seinem Kopf, aber er war bei Bewusstsein und glotzte sie glasig an. Silberhand ging zu ihm hin und zog ihren Säbel, und Aqirea

rechnete fest damit, dass sie dem Troll die Klinge ins Herz rammen würde. Aber stattdessen hob sie die Waffe zum Gruß an ihr Gesicht und sagte etwas, das wie ein Abschiedsgruß klang. Der Troll versuchte etwas zu antworten, aber er war zu schwach, und so wurde nur ein unverständliches Krächzen daraus. Das Unterholz war dicht, und es war nicht leicht, sich hindurchzuschlagen. Riesige Schlingpflanzen hingen von den Bäumen, großblättrige Büsche zwischen den gewaltigen Stämmen versperrten den Durchgang. Aber Silberhand schien nicht zum ersten Mal in einem solchen Wald zu sein, und sie fand immer wieder Möglichkeiten, die undurchdringlichsten Stellen zu umgehen.

***

Nordwestlich von Tie'Shianna Sie waren nur noch zu siebt, dazu vier reiterlose Hippogriffe. Einige von ihnen waren verletzt, darunter Seijia und Hylonea. Ihre Vorräte an Nurtiwasser waren längst verbraucht, aber mehrere Schwärme fliegender Gegner jagten ihnen gnadenlos hinterher. Es würde nicht einfach werden, Tie'Shiannas sichere Mauern zu erreichen. »Wir müssen es mit einem Bogen nach Osten versuchen, da können wir die meisten von ihnen umgehen«, rief Hylonea und lenkte Nachtauge in die angegebene Richtung. Die anderen folgten ihr und trieben die Hippogriffe zu höchster Eile an. Es hatte keinen Sinn, sich dem Kampf zu stellen, es waren zu viele Gegner. »Drachen!«, schrie plötzlich jemand. Als Iscalleon sich umschaute, sah er sie auch: Schräg vor ihnen waren drei Purpurwürmer aufgetaucht. Die hellviolett schimmernden Leiber schossen mit kräftigen Schwingenschlägen durch die Luft, und es war unübersehbar, dass sie ihnen den Weg abschneiden würden. Es gab kein Entkommen. Es war schon seit einiger Zeit bekannt, dass sich Drachen der Goldenen Horde angeschlossen hatten, aber bisher hatten sie nie in den Kampf eingegriffen, sonst hätten sich die Hippogriffenreiter kaum aus der Stadt wagen können. Vermutlich lag das daran, dass Goldkralle in Tie'Shianna lebte. Die Westwinddrachin hatte sich und ihre Brut für neutral erklärt – zumindest solange kein Drache auf der Seite der Goldenen Horde kämpfte. Dann, so ihr Versprechen, würden sie und ihre Brut in den Krieg eingreifen. Und das war wohl auf irgendwelchen drachischen Wegen an die Purpurwürmer hier draußen weitergegeben worden, denn bis heute hatten sie sich zurückgehalten. An der hellen Färbung der Schuppen konnte Iscalleon zwar erkennen, dass es noch junge Exemplare waren, aber nichtsdestotrotz war jeder von ihnen ein fürchterlicher Gegner. Zu siebt hatten sie keine Chance gegen drei davon. Hylonea ließ Nachtauge einen kleinen Kreis fliegen, um sich

einen Überblick zu verschaffen, und der ganze Schwarm folgte ihr, Hippogriffe mit und ohne Reiter. Tie'Shianna lag inzwischen genau im Süden, und die Purpurwürmer kamen aus Südosten. Im Westen war mindestens ein Dutzend Flugechsen zu ihnen unterwegs, aus dem Südwesten kam ein Schwarm Libellen und Hornissen, und selbst im Norden waren irgendwelche Punkte am Himmel zu sehen, die aber noch niemand näher erkennen konnte. Gegen jede dieser Gruppen mochten sie eine Chance haben – abgesehen von den Drachen –, aber in der Summe gab es kein Entkommen. »Orima hat entschieden!«, rief Hylonea ihnen zu. »Für Tie'Shianna!« Die anderen Reiter reckten ihre Waffen in die Luft: »Für Tie'Shianna!« Und sie nahmen Kurs auf die Drachen. Wenn sie schon sterben sollten, dann wenigstens gegen den überlegensten Gegner. Iscalleon zählte seine Pfeile. Es waren nur noch elf Stück. Sein letztes Nurtiwasser hatte er an Seijia abgegeben, die schwer von einer Trollaxt getroffen worden war und ohne diese Hilfe vermutlich gestorben wäre. Säbel und Dolch waren ihm im Luftkampf nicht von Nutzen, also musste er mit den Pfeilen sparsam umgehen. Während der Wind ihm entgegenblies, überdachte er sein Leben: die Zeit in Ovilliana, die Kämpfe gegen die Unnennbaren, die Belagerung der Stadt und der Befehl von Königin Viveana, die Wehrlosen in Sicherheit zu bringen. Die Ankunft in Tie'Shianna, die Aufnahme in die Fliegende Garde, die Begegnung mit Elionai … Es war schade, dass er die Sternenträgerin erst vor ein paar Tagen kennengelernt hatte. Gern hätte er mehr über sie erfahren, mehr Zeit mit ihr verbracht. Aber daraus würde nun nichts mehr werden. Orimas Ratschluss war ein anderer. Aber was war denn Orima eigentlich für ein Wesen? Die Elfe, deren Bild er in Orimas Turm gesehen hatte, wirkte so gar nicht göttlich, eher gebrochen und verzweifelt. Aber wenn sie keine Göttin war, wie war es dann

mit den anderen, mit Nurti und Zerzal … und mit Pyr Daokra? Auf einmal musste er laut auflachen. Jetzt, im Angesicht des Todes, begann er über die Grundsatzfragen nachzudenken, über die die Höflinge ausgiebig diskutierten. Als sie nur noch wenige Schwingenschläge von dem vordersten Drachen entfernt waren, fächerten sie sich auf, um seinem Feueratem kein gemeinsames Ziel zu bieten. Iscalleon lenkte Blauschwinge steil nach unten, um den weniger gepanzerten Bauch des Untiers ins Schussfeld zu bekommen. Eine gewaltige Feuerwolke rauschte über ihn hinweg, und der schrille Todesschrei eines Hippogriffen verriet, dass sie ihr Ziel gefunden hatte. Ein Schaudern durchlief Blauschwinge, auch er wusste, was dieser Schrei bedeutete. Iscalleon schoss, und noch bevor der erste Pfeil sein Ziel gefunden hatte, hatte er einen zweiten auf die Sehne gelegt und auf die Reise geschickt. Er ließ sich nicht die Zeit zu schauen, wie gut er getroffen hatte, denn er lief Gefahr, dem zweiten Purpurwurm zu nahe zu kommen. Noch weiter tauchte er nach unten hinab und flog einen engen Bogen. Als er nach oben schaute, blickte er überrascht auf ein völlig verändertes Bild. Neben den drei violetten Schuppenleibern waren plötzlich mehrere Drachen von perlmuttfarbenem Glanz aufgetaucht, kleiner als die Purpurwürmer, aber schneller und wendiger: Westwinddrachen, es mussten mindestens zehn von ihnen sein. Sie griffen die Purpurwürmer an, umzingelten sie, schnappten im Vorbeifliegen nach Schwingen und Hälsen. Goldkralle hatte ihren Schwur gehalten. Und sie musste geradezu darauf gewartet haben, denn sie war sehr schnell zur Stelle. Was dort über Iscalleon geschah, übertraf alles, was er bisher erlebt hatte. Drachen verbissen sich ineinander, schickten sich Feuerwolken entgegen, rissen mit ihren gewaltigen Kiefern große Fleischstücke aus den Leibern ihrer Gegner, viel zu schnell, um Details zu erkennen. Er flog etwas aus dem Gewühl heraus, denn

er wollte nicht von herabstürzenden Drachen mitgerissen werden, die sich ineinander verbissen hatten. Es hatte keinen Sinn, sich in dieses Gefecht einzumischen. Er hätte nicht viel ausrichten können. Doch viel Zeit zum Verschnaufen blieb ihm nicht, denn inzwischen waren die Insekten herangekommen. Wenn sie sich zu den Purpurwürmern gesellten, würde das die Chancen der Westwinddrachen verringern. Also mussten die Hippogriffenreiter ihren Verbündeten den Rücken freihalten und sich um die Neuankömmlinge kümmern. Er trieb Blauschwinge an und sandte dem vordersten Ameisenkrieger einen Pfeil entgegen. Wenig später verschoss er seinen letzten Pfeil. Er hatte so viele Worte der Macht gesprochen, dass ihm der Schädel zu platzen drohte, und er hatte Freunde und Feinde tot in die Tiefe stürzen sehen. Eine Feuerwolke hatte ihn gestreift und sein Gesicht versengt, die Kiefer einer Libelle hatten seinen rechten Armschützer zerrissen und eine tiefe Schramme am Oberarm hinterlassen. Blauschwinges Bewegungen wurden immer schwerfälliger, denn auch der Hippogriff war am Ende seiner Kräfte. Schräg unter sich entdeckte Iscalleon einen Echsenmenschen auf einem Reittier, das wie eine Kreuzung aus kleinem Drachen und riesiger Fledermaus aussah. Er beschloss, diesen Gegner in den Tod mitzunehmen, wenn er schon sonst nichts mehr ausrichten konnte. So lenkte er Blauschwinge direkt über den Gegner, tätschelte ihm noch einmal den Hals und zog seinen Dolch. Er kletterte aus dem Sattel und machte sich sprungbereit, doch ein anderer kam ihm zuvor: Ein Hippogriff schoss heran, ein gewaltiger Lanzenstoß warf den Echsenmenschen aus dem Sattel. Verblüfft blickte Iscalleon dem überraschenden Helfer hinterher. Keiner seiner Gefährten hatte eine Lanze, und auch die blau schimmernde Rüstung des Elfen war ihm unbekannt. Er ließ sich in den Sattel zurückgleiten und sah sich genauer um. Nur noch ein Purpurwurm war zu sehen,

und er wurde von vier Westwinddrachen umschwärmt und immer wieder attackiert. Einige Flugechsen waren noch da, wenn auch lange nicht mehr so viele wie zuvor, und sie wurden von Hippogriffenreitern in arge Bedrängnis gebracht. Auch die Insekten waren dezimiert, teilweise von weiteren Westwinddrachen. Was war geschehen? Schließlich begriff er, dass die Zahl der Hippogriffenreiter zugenommen hatte. Er zählte über ein Dutzend von ihnen, und die meisten trugen blau schimmernde Rüstungen. Aber wo war diese Verstärkung hergekommen? Da es keine sinnvolle Möglichkeit mehr gab, in den Kampf einzugreifen, hielt er sich abseits und beobachtete das Geschehen. Die fremden Elfen waren herausragende Reiter, sie vollführten mit ihren Hippogriffen Flugmanöver, die er kaum für möglich gehalten hätte, und hielten blutige Ernte unter den Feinden. Als der letzte Purpurwurm in zwei Westwinddrachen verkrallt in die Tiefe stürzte, stieß einer der fremden Elfen in ein Horn, was die anderen als Aufforderung zum Rückzug verstanden. Iscalleon schloss sich ihnen an, und flankiert von sechs Westwinddrachen flogen sie nach Tie'Shianna. »Ein schönes Willkommen, das ihr uns hier bietet«, sagte ein Elf, der neben ihm herflog. Iscalleon kannte ihn nicht. »Ich hätte euch gern ein besseres geboten«, antwortete er. »Aber wer, bei Orimas Schwert, seid ihr, und wo kommt ihr her?« »Mein Name ist Cornumis, und ich komme aus Vayavinda, der Stadt über den Wolken.« »Vayavinda …« Für Iscalleon war dieser Name eher Legende als Wirklichkeit. »Es gibt sie also wirklich, diese Stadt.« Cornumis lachte. »Worauf du dich verlassen kannst.«

***

In Niamhs Gemächern »Sie hat alles vorhergesehen.« Elionais Bericht hatte Niamh zutiefst erschüttert. »›Eis erstarrt, wenn die Schlange Gift in elfische Ohren träufelt‹ – das war Pyrdona, die Ometheon in seiner Stadt verführt hat. Aber das war schon geschehen, als Orima uns verlassen hat, im Gegensatz zu den anderen Prophezeiungen: ›Feuer verlischt, wenn das Verdorbene aus der Tiefe steigt‹ – wir wissen bis heute nicht, was mit Mandalya geschehen ist, aber anscheinend ist etwas aus den Tiefen des Wassers gekrochen und hat die Stadt vernichtet. ›Humus stirbt, wenn der Moloch seinen fauligen Atem verströmt‹ – angeblich fiel eine Kreatur über Simyala her, die der König aller Basilisken sein soll. Wie ging es weiter?« »›Luft verweht, wenn Lüge durch die Gassen streift.‹« »Also hat auch hier der Goldene seine Finger im Spiel. Er hat die Bewohner von Vayavinda dazu gebracht, in die Ferne zu ziehen und den Rest der Elfenheit ihrem Schicksal zu überlassen. Das erklärt auch, warum Adernath nie zurückgekehrt ist.« »Adernath.« Elionai fiel auf, dass sie lange nicht mehr an den Anführer der Palastgarde gedacht hatte. Er hatte ihr früher einmal sehr nahegestanden, aber mit seinem Aufstieg in der Hierarchie waren sie einander fremd geworden. Vor einem halben Jahr, als sich der Belagerungsring immer enger um Tie'Shianna zusammengezogen hatte, war er aufgebrochen, um den König von Vayavinda um Hilfe zu bitten. Er hatte sich nicht einmal von ihr verabschiedet. »Und wie hieß die Prophezeiung zu Tie'Shianna?«, riss Niamh sie aus den Gedanken. »›Erz wird zu Sand zermahlen, wenn der Kopf der Verräter das Vertrauen erschleicht und die Ratten durch die Gassen schickt.‹ Und dann geht es weiter: ›Wenn der Himmel brennt, wenn die Berge über die Felder wandeln, wenn der König an einem unheilbaren Leiden erkrankt und die Bäume rot erblühen, dann wehe, Kinder des Lichts, dann habt ihr die Zeit verpasst, um eure Liebsten

hinter den Nebel zu bringen. Rettet euch, flieht, und verschließt die Tore hinter euch, damit der Heuchler euch nicht folgen kann.‹ « Niamh gab einen Stoßseufzer von sich. »Der Verräter. Und nicht nur einer. Sie hat es gewusst. Wir hätten sie viel früher um Rat bitten sollen.« »War es nicht so, dass niemand ihre Ratschläge verstanden hat?« »Weil wir alle blind waren. Die einzige Sehende war die blinde Orima … Aber es hat keinen Sinn, sich jetzt Gedanken über die Vergangenheit zu machen. Wie heißt es? ›Wenn der Himmel brennt‹ – das könnte sich auf die trollischen Wurfgeschosse beziehen. ›Wenn die Berge wandeln‹ – dessen Sinn erschließt sich mir noch nicht.« »Mammuts vielleicht? Sie wirken wie wandelnde Berge.« »Möglicherweise. ›Wenn der König leidet‹ – nun, das Thema hatten wir bereits. ›Wenn die Bäume rot erblühen‹ – weiter im Norden würde ich sagen, dass damit der Herbst gemeint ist, wenn sich das Laub rot färbt. Aber hier werfen die meisten Bäume ihre Blätter nicht ab. Soll es etwa heißen, dass um jeden Baum gekämpft wird? Oder dass sie verbrennen?« »Orima sagt, dass wir die Zeit verpasst haben, unsere Liebsten hinter den Nebel zu bringen, wenn all diese Bedingungen zutreffen. Aber zwei davon sind noch nicht eingetroffen. Also ist es noch nicht zu spät, oder?« Niamh nickte. »Wenn wir uns nicht täuschen, bleibt noch ein wenig Zeit. Ich muss mit Fenvarien sprechen. Er muss die Öffnung der Portale zu der Welt hinter dem Nebel vorbereiten.« »Aber das hieße doch, dass wir Tie'Shianna aufgeben.« Niamh blickte sie ernst an. »Ja, ich fürchte, das heißt es. Und das ist auch der Grund, warum wir die Portale bisher noch nicht geöffnet haben: Wir wollten die Stadt nicht aufgeben.« »Mir kommt das alles vor wie ein böser Traum. Ist unser Volk wirklich zum Untergang verurteilt?« Niamh legte ihr die Hände auf die Schultern. »Wir gehen nicht unter. Nicht, wenn wir jetzt auf Orima hören und uns in Sicherheit bringen.

Aber anscheinend ist die Zeit, in der wir Elfen das prächtigste aller Völker waren, nun vorbei.« Elionai schüttelte den Kopf. Es fiel ihr schwer, sich die Konsequenzen klarzumachen. »Wer wird uns folgen? Etwa die Trolle? Oder die Unnennbaren?« »Die Trolle hatten ihre Zeit. Vermutlich wird es das Volk des Goldenen sein – wie auch immer das aussehen wird.« »Das ist grauenhaft.« »Ja, das ist es. Aber wir werden es nicht verhindern, indem wir einfach so tun, als könne es nicht geschehen. Lass uns zu Fenvarien gehen und ihm mitteilen, was wir erfahren haben.« »Eine Frage habe ich noch: Wenn wir uns hinter den Nebel zurückziehen, werden dann nur Elfen mitgenommen?« »Nein, keineswegs. Alle, die uns treu sind und mitkommen wollen, werden mitgenommen. Weshalb fragst du?« »Ich würde es bedauern, Tibolo zurücklassen zu müssen.«

***

Nordwestlich von Tie'Shianna Sie hatten den Waldrand erreicht. Vor ihnen lag eine Ebene, aus der sich in einiger Entfernung ein Tafelberg erhob, und darauf stand die Stadt, die Silberhand Tie'Shianna nannte. Aber das eigentliche Problem war der Weg dorthin. Nicht weit von ihnen standen einige Holzhütten, und in alle Richtungen setzten sich die Lager der Feinde fort. Es war schier unmöglich, ungesehen bis zur Stadt zu kommen. »Und jetzt?«, fragte Aqirea. Silberhand zögerte mit einer Antwort, sie schien selbst ratlos zu sein. Dann gab sie zu verstehen, dass sie gehofft hatte, das feindliche Heer mit dem fliegenden Schiff zu überqueren, aber das hatten die Trolle verhindert. »Wir müssen hindurchschleichen … irgendwie.« »Warten, bis Nacht und alle schlafen«, schlug Aqirea vor. »Dann besser schleichen.« Silberhand schüttelte den Kopf. »Viele dieser Wesen können nachts besonders gut sehen. Diese da zum Beispiel.« Sie deutete auf die Holzhütten vor ihnen. »Darin schlafen vermutlich Dunkelelfen.« »Dunkelelfen?« »Finstere Wesen aus dem hohen Norden. Sie ertragen kein Sonnenlicht, aber nachts sind sie sehr gefährlich.« Nach dieser Erklärung runzelte sie die Stirn und blickte Aqirea an. Dann hellte sich ihre Miene auf. »Wartet hier!« Sie schaute sich noch einmal um, ob irgendjemand in ihre Richtung schaute, aber das Lager wirkte ruhig. Also sprach sie ein paar Worte, die Aqirea nicht verstand, und huschte dann mit erstaunlicher Geschwindigkeit hinüber zur nächsten Hütte. Sie öffnete die Tür und verschwand im Innern. »Ich bin mir nicht sicher, ob es richtig ist, was wir hier tun«, sagte Raxillos. »Das hier ist nicht unser Krieg. Hier treten Trolle gegen Elfen an – und beide sind Feinde der Zentauren. Warum also sollen wir ihr helfen, zur Stadt zu kommen?« »Ich tue es nicht, um den Elfen zu helfen. Ich tue es für Silberhand.« »Aber sie ist eine Elfe. Auf ihr Wort kannst du dich ebenso wenig verlassen wie auf das anderer

Elfen. Vor allem solltest du nicht dein eigenes Leben für sie aufs Spiel setzen. Du siehst doch, wie es hier aussieht. Das ist kein Platz für Zentauren.« Aqirea seufzte. Wie sollte sie ihrem Oheim erklären, was sie fühlte? »Ich weiß, dass du das nicht verstehen kannst. Aber durch die Erlebnisse während der Initiation fühle ich mich ihr verbunden. Sie ist nicht einfach nur irgendeine Fremde.« »Sie hat dich verzaubert.« »Nein … ja … aber mit meinem Einverständnis. Sie hat mich in ihre Gedanken gelassen. Hat mir ihre Erinnerungen gezeigt. Das ist … das ist mehr, als ich jemals von irgendeinem aus der Sippe bekommen habe.« Er schaute sie lange an, sie wich seinem Blick aus – und erklärte sich das selbst damit, dass sie ja die Umgebung im Auge behalten musste. Natürlich konnte er sie nicht verstehen. Wer konnte schon mit Sicherheit sagen, dass sie nicht doch einem Zauber der Elfe erlegen war? Aber es fühlte sich nicht wie ein Zauber an. »Ich weiß, dass du dieses Gefühl nicht teilst«, sagte sie. »Und deswegen bin ich dir auch nicht böse, wenn du gehst und zu unserem Dorf zurückkehrst. Vermutlich ist es sogar besser so.« »Die Elfe braucht uns nicht. Eigentlich hat sie uns nie gebraucht. Du hast gesehen, wie sie den Troll getötet hat – bestimmt wäre sie auch mit den Minotauren fertig geworden, wenn ich mich nicht wie ein Narr dazwischengeworfen hätte … und mir dabei noch besonders mutig vorkam.« »Wir wissen nicht, ob sie uns braucht. Und wir können uns auch nicht sicher sein, ob sie wirklich sechs Minotauren besiegt hätte. Aber solange sie mich nicht wegschickt, bleibe ich. Und sei es nur, um diesen Ring in die Stadt zu bringen und ihre Botschaft zu übermitteln.« »Dann bleibe ich auch. Aber nicht wegen der Elfe. Deinetwegen. Ich würde es nicht ertragen, wenn dir hier etwas geschieht, weil ich dir nicht zur Seite gestanden habe.« Sie schloss die Augen. Ihr erster Impuls war es, ihm zu sagen, dass sie inzwischen erwachsen war und sehr gut auf sich selbst

achtgeben konnte. Aber dann machte sie sich klar, dass er sich selbst in höchste Gefahr brachte, um sie zu schützen. Wie wichtig musste sie ihm sein, dass er das für sie tat! »Danke«, war das Einzige, was sie sagen konnte. In diesem Moment huschte Silberhand aus der Hütte und kam mit einem großen Bündel unter dem Arm zurückgelaufen. Als sie wieder in Deckung war, breitete sie die Beute vor sich aus. Es war eine Rüstung aus einem eigenartig schwarz glänzenden Material, dazu ein Helm, der den ganzen Kopf umschloss. »Die Rüstung eines Dunkelelfen«, erklärte sie. »Darin werde ich hoffentlich nicht auffallen.« An der Stelle, wo der Körperpanzer an den Helm grenzte und die Kehle schützte, war ein frischer Blutfleck. Aqirea starrte ihn an, als sie begriff, auf welche Weise Silberhand in den Besitz dieser Rüstung gekommen war. Die Elfe schien das nicht wahrzunehmen, sie legte den Panzer mit geübten Griffen an. Es war unverkennbar, dass sie so etwas nicht zum ersten Mal tat. Schließlich setzte sie sich den Helm auf. Ihre Augen waren hinter zwei schwarz glänzenden, flach geschliffenen Kristallen verborgen, was ihr ein insektenhaftes Aussehen verlieh. Mit ein paar schnellen Bewegungen prüfte sie, ob alles richtig saß. Dann brummte sie unzufrieden. Der Vorbesitzer der Rüstung war größer und breiter gewesen als sie, und der Helm schränkte ihre Sicht ein. Raxillos schüttelte den Kopf. »Es sieht lachhaft aus. Ich glaube nicht, dass sie damit weit kommt.« Aqirea verzichtete darauf, seine Anmerkung zu übersetzen. Aber vermutlich hatte er recht. Zwar hatte sie noch nie einen Dunkelelfen gesehen, aber sehr überzeugend wirkte es nicht. »Sag ihr, dass ich sie tragen werde.« Raxillos klang entschlossen. »Wenn sie auf meinem Rücken sitzt, fällt es hoffentlich nicht so auf, dass ihr das Zeug nicht passt.« Als Aqirea diesen Vorschlag übersetzte, nahm Silberhand den Helm ab. Prüfend schaute sie Raxillos an. Schließlich nickte sie und

ließ Aqirea ihren tiefen Dank ausrichten. Bevor sie auf Raxillos' Rücken sprang, wandte sie sich noch einmal an Aqirea: »Ich stehe tief in eurer Schuld. Wenn ich die nächsten Tage überlebe, dann werde ich mich erkenntlich zeigen. Irgendwie.« Aqirea runzelte die Stirn, denn diese Formulierungen waren ihr zu kompliziert. »Ich werde mich bei euch bedanken. Bald.« Silberhand setzte den Helm auf, zögerte und setzte ihn wieder ab. Nach einem kurzen Blick auf die weite Strecke, die sie noch immer von den Mauern Tie'Shiannas trennte, wandte sie sich noch einmal an Aqirea: »Wenn ich es nicht schaffe, dann denk an den Ring. Bring ihn zu Niamh.«

***

Auf dem Dach des Hippogriffenstalls »Du kommst im letzten Moment, Adernath«, sagte Fenvarien freundschaftlich. »Das will mir auch so scheinen«, antwortete Adernath. »Es ist nicht gut bestellt um die erzene Stadt, nicht wahr?« Fenvarien antwortete nicht und sagte damit sehr viel. Es war reiner Zufall, dass Iscalleon diese Begrüßungsszene belauschen konnte. Nach der Landung auf dem Dach der Hippogriffenställe hatte er sich einfach nur in den Sand fallen lassen und Orima gedankt, dass er noch lebte. Seit dem Kampf um Ovilliana war er Zerzals Krallen nicht mehr so nahe gewesen wie eben. Während sich Knechte und Mägde um Blauschwinge kümmerten, brachte man ihm eine Schale mit frischem Nurtiwasser. Adernaths mächtiger Hippogriff war neben Blauschwinge zum Stehen gekommen, und so wurde Iscalleon nun unfreiwillig Zeuge des Wiedersehens. »Ich soll dir beste Grüße und Wünsche von König Achanill überbringen«, sprach Adernath weiter. »Er bedauert es sehr, dass er dir nicht mehr Hilfe senden kann. Aber auch auf Vayavinda ist nicht alles eitel Sonnenschein. Erst kurz vor meiner Ankunft wurde ein geheimer Kult des Goldenen zerschlagen, seine Anhänger reichten bis in höchste Ränge.« Fenvarien seufzte. »Die dreckigen Klauen des Goldenen Gottes reichen weit. Aber wichtig ist, dass du Hilfe gebracht hast. Wir können im Moment jeden gebrauchen, der bereit ist, an unserer Seite zu kämpfen.« »Das kann man wohl sagen. Der Kampf zu unserer Begrüßung war gnadenlos. Sechs meiner Leute sind kurz vor dem Ziel getötet worden.« »Also bist du mit zwanzig Leuten aufgebrochen. Nun ja, vierzehn wackere Streiter mit ihren Hippogriffen. Ich bin froh, sie hierzuhaben.« »Es sind Vayavinder Hippogriffe – sie sind wendiger, ausdauernder und besser ausgebildet als die, die hier gezüchtet werden.« »Umso besser. Aber ich nehme an, du brauchst erst einmal eine Stärkung. Und deine Leute auch. Ich werde dafür sorgen, dass es

euch an nichts fehlt. Komm erst einmal mit, dann kannst du mir auch gleich erzählen, wie es dir ergangen ist.« Die beiden entfernten sich, und Iscalleon erhob sich müde. Der Sinn stand ihm nach einer guten Mahlzeit und einem ausgiebigen Bad. Ob die Reiter heute wieder ins Nurtibecken geladen würden? Anlass dafür gab es genug. Wo Elionai jetzt wohl gerade war? Er ging zu Hylonea, die die Knechte und Mägde beaufsichtigte, die sich um die Hippogriffe kümmerten. Sie sah müde aus, obwohl von ihren Verletzungen nichts mehr zu sehen war – außer dem Blut auf ihrer Rüstung. »Das war knapp heute«, sagte sie, als er näher kam. »Sehr knapp.« »Wie viele sind draußen geblieben?« »Sieben«, sagte sie bitter. »So schlimm hat es uns noch nie getroffen. Und wäre die Verstärkung nicht gekommen, hätte es wohl keiner von uns geschafft.« »Aber dafür sind jetzt die Drachen im Spiel.« »Wir werden sehen, ob uns das einen Vorteil verschafft. Es hängt davon ab, wie viele Drachen der Goldene auf seiner Seite hat.« Sie wischte sich mit dem Handgelenk verkrustetes Blut von der Stirn. »Ich habe gleich gesagt, dass das Risiko zu hoch ist. Wir hätten dieses Trollschiff nicht angreifen dürfen. Wir haben den Sieg zu teuer bezahlen müssen.« »Aber immerhin haben wir doch einiges herausgefunden: dass die Dinger magisch geschützt sind, und dass drei Trollfrauen im Inneren sitzen und das Schiff mit ihrer Zauberei in der Luft halten.« »Drei Trollfrauen?« »Ja. Sie hocken dort in einer kleinen Kammer und hexen vor sich hin. Zwei von ihnen konnte ich töten oder wenigstens verletzen, daraufhin ist das Schiff vom Himmel gefallen.« »Verstehe«, sagte sie. »Das ist zwar gut zu wissen, aber ich fürchte, wenn noch einmal ein solches Luftgefährt auftaucht, werden wir nicht genug Leute haben, um wieder in sein Inneres vorzudringen.« »Hast du die Hippogriffe der Neuankömmlinge gesehen?« Hylonea nickte. »Prächtige Tiere. Ich habe mir gleich gedacht, dass sie nur aus Vayavinda

kommen können.« »Sie haben vermutlich eine weite Reise hinter sich. Ich hoffe, sie sind bald so ausgeruht, dass sie an unserer Seite kämpfen können.« »Wenn sie das nicht sind, dann helfen sie uns nicht mehr.« »Was meinst du?« »Hast du nicht gesehen, was unter uns geschehen ist? Der Feind zieht seine Truppen zusammen. Von überallher kommen sie. Spätestens morgen wird es einen weiteren Angriff geben, und ich fürchte, die Goldene Horde wird alles gegen unsere Mauern schicken, was sie hat. Und das ist mehr, als wir vertragen.« Er schaute sie nachdenklich an. »Deswegen auch die Purpurwürmer?« »Ja. Der Heerführer des Goldenen will es wissen. In den nächsten Tagen wird sich die Zukunft der Elfenheit entscheiden.« Ihre Blicke trafen sich. Es war nur allzu deutlich, dass sie es ernst meinte. »Dann werde ich mich zurückziehen, wenn du nichts dagegen hast. Ich würde die Zeit gern dazu nutzen, mich noch ein wenig auszuruhen.« Sie nickte. »Genieß es.« Er verließ den Hippogriffenstall und überlegte, wo er jetzt hingehen sollte. Am liebsten hätte er nach Elionai gesucht, auch wenn er nicht genau wusste, wo er anfangen sollte. Andererseits war es vermutlich besser, sich zuerst einmal zu säubern und andere Kleidung anzuziehen. Denn auch wenn Elionai mit dem Kriegshandwerk vertraut war, würde sie ihn in diesem Zustand kaum sehr anziehend finden. Also ging er hinüber zu seinem Quartier. Er hatte es noch nicht erreicht, als er am Himmel eine fauchende Kugel sah: ein Brandgeschoss. In großer Höhe flog es über die Stadt, und er schätzte, dass es irgendwo in der Lebenden Stadt einschlagen würde. Meistens erfolgte dieser Beschuss nachts oder in den frühen Morgenstunden. Jetzt war es noch nicht einmal Mittag. Eine weitere Kugel zischte über den Himmel, dann noch eine. Eine so hohe Frequenz hatte Iscalleon noch nicht erlebt. Sie mussten erstaunlich viele ihrer großen Katapulte an die Stadt herangebracht haben. Aber darum sollte sich Lariel

kümmern. Dann fiel ihm auf, dass das bedeutete, dass auch Elionai wieder losreiten würde. Er fluchte in sich hinein. Orima meinte es nicht gut mit ihnen. Weitere Feuerkugeln zogen ihre Bahn über die Stadt, und eine davon zerplatzte höchstens einen Straßenzug weiter. Wie erwartet erklang das Hornsignal. Doch es war ein anderes als das, mit dem er gerechnet hatte. Es rief nicht die Kinder des Windes zum Tor, sondern es war das Signal für einen Angriff des Feindes. War es jetzt so weit? Sehnsuchtsvoll schaute er zum Fenster seiner Unterkunft. Wie gern hätte er sich in seine Kammer zurückgezogen und sich wenigstens eine kurze Pause gegönnt. Das Nurtiwasser heilte Wunden, aber es half nicht gegen Erschöpfung. Auch Blauschwinge war müde, es war nicht gut, ihn jetzt schon wieder zu satteln und in den Kampf zu schicken. Aber die Horde fragte nicht danach. Er drehte um und ging zum Hippogriffenstall zurück.

***

In Niamhs Gemächern »Elionai, komm her!« Niamh stand auf dem Balkon und blickte über die Stadt. Elionai hatte gerade mit Tibolos Hilfe die Rüstung angelegt. Jetzt folgte sie der Aufforderung ihrer Mutter und trat neben sie auf den Balkon. Der Himmel war erfüllt von Brandgeschossen. Niamh deutete hinüber zur Lebenden Stadt, wo die großen Wohnbäume standen. Gleich mehrere waren getroffen, und das Feuer fraß sich von Ast zu Ast. »Wenn die Bäume rot erblühen …«, flüsterte Elionai. Niamh nickte. »… dann habt ihr die Zeit verpasst.« »Du meinst, es ist zu spät?« »So schnell gebe ich die Hoffnung nicht auf. Aber wir müssen sofort handeln. Ich werde die Portale öffnen, ohne Fenvarien vorher zu fragen.« »Und was kann ich tun?« »Komm einfach mit. Vielleicht werde ich Hilfe brauchen.« Sie schickte mehrere Diener aus, die die Portalöffner vorwarnen sollten. Es gab insgesamt drei Orte, an denen Tore zu der sicheren Welt hinter dem Nebel geöffnet werden konnten. Einer davon war im Königspalast, ein zweiter in einem Gebäude neben dem Nurti-Tempel, das dritte Tor war das Portal der Pferde in dem Turm, der zum Löwentor gehörte. »Und du, Tibolo, suchst Fenvarien und erklärst ihm, was wir tun und warum«, sagte Niamh. »Aber Herrin, darf ich mir einen Widerspruch erlauben?«, sagte Tibolo. »Ich würde lieber in Eurer Nähe bleiben, denn jetzt wird es gefährlich in der Stadt. Mit all diesem Feuer … ich fürchte, die Leute werden in Panik geraten, und man weiß nicht, was sie alles anstellen.« »Und du glaubst, dass du uns von Nutzen sein könntest?«, fragte Niamh. »Er kennt sich gut in der Stadt aus und kann uns im Zweifelsfall auch über unbekannte Wege führen«, sagte Elionai. »Ich halte das für gar keine schlechte Idee. Außerdem ist er ein guter Beobachter. Ihm fallen vielleicht Gefahren auf, die wir übersehen.« Niamh schaute zu Tibolo, dann zu Elionai. »Wenn

ihr Wert darauf legt … Dann werde ich einen anderen Boten zu Fenvarien schicken.«

***

Nicht weit von Tie'Shianna »Zu spät«, flüsterte Silberhand und starrte auf den feurigen Regen, der sich auf die Stadt herabsenkte. In der Ferne konnte man erkennen, dass mehrere der gewaltigen Bäume innerhalb der Stadtmauern brannten. Sie waren sehr weit gekommen, ohne von irgendjemandem beachtet zu werden. Aber das lag wohl vor allem daran, dass sich alle Kämpfer auf den Weg zur Stadt gemacht hatten und sie deswegen in einer großen Flut mitschwammen. Aqirea war wie betäubt vom Anblick der eigenartigen Wesen, die sie überall sah. Da liefen elfengroße, aufrecht gehende Eidechsen und Kröten neben Goblins, die auf schnaufenden Wildschweinen ritten. Gruppen von Orks führten stinkende Oger an schweren Ketten, und eben waren sie sogar an einer Schar Spinnen vorbeigekommen, von denen jede so groß wie ein Büffel war. Merkwürdige Holzgestelle schleuderten Feuerkugeln in die Stadt, und Mammuts zerrten weitere Holzgestelle auf Rädern Richtung Tie'Shianna. Andere Bauten aus Holz und Stein stampften auf baumdicken Beinen über die Erde wie wandernde Berge. Sogar am Himmel tummelten sich Wesen, die Legenden entsprungen zu sein schienen: riesige Libellen, Drachen, fliegende Echsen … Aqirea blieb neben Raxillos stehen. Es hatte einige Zeit gedauert, bis er und Silberhand sich einig geworden waren, denn anscheinend versuchte die Elfe die ganze Zeit, ihm mit den Beinen Befehle zu geben, in welche Richtung er zu gehen habe. Erst durch Aqireas Vermittlung hatte sie damit aufgehört und deutete jetzt nur noch in die Richtung, die sie für die richtige hielt. »Aufgeben, wenn schon so weit?«, fragte Aqirea. Silberhand drehte den Kopf zu ihr, aber durch den Helm war ihr Gesicht nicht zu sehen, und so konnte Aqirea nicht in ihrer Miene lesen. Doch die Elfe stimmte ihr zu: »Auch wenn ich den Verräter wohl nicht mehr aufhalten kann, will ich wenigstens versuchen, noch ein paar meiner Freunde zu retten.«

Sie rammte Raxillos die Hacken in die Flanken, woraufhin er seinen Oberkörper drehte und sie vorwurfsvoll anschaute. Erst als Aqirea ihre Entschuldigung übersetzt hatte, nickte er grimmig und setzte sich wieder in Bewegung. Der allgemeine Strom floss zu einem großen Tor in der Stadtmauer, an dem selbst aus der Entfernung das riesige Abbild eines großen Drachen zu erkennen war. Silberhand dirigierte sie in eine andere Richtung. Sie kamen schneller voran als die meisten anderen, aber hier liefen immer noch so viele unterschiedliche Kreaturen herum, dass niemand ihnen Beachtung schenkte. Aqirea bemerkte zwar manch misstrauischen Blick, der dem scheinbaren Dunkelelf zugeworfen wurde, aber auch den Respekt, mit dem viele ihm aus dem Weg gingen. Anscheinend galten die Dunkelelfen selbst unter ihren Verbündeten als gefährlich. Während sie sich der Stadt immer weiter näherten, konnten sie sehen, wie ein erster Angriff auf das Stadttor blutig zurückgeschlagen wurde. Die Feuerkugeln flogen ohne Unterlass in die Stadt, und die niedrig hängenden Wolken verfärbten sich im Widerschein zahlreicher Brände rot. Schließlich erreichten sie eine Stelle, an der sich nur wenige Kämpfer aufhielten. Einige hundert Meter vor ihnen ragte die gewaltige Stadtmauer in die Höhe, aber da sie sich etwa in der Mitte zwischen den Stadttoren befanden, fand hier kein Angriff statt. Silberhand winkte Aqirea zu sich heran: »Dort in der Mauer verbirgt sich eine geheime Pforte. Eine Tür, ein Eingang. Wir müssen es nur schaffen, bis dorthin zu gelangen, dann können wir die Stadt betreten.« Sie schaute Aqirea an, und die schwarzen Augen des Helms machten ihren Blick unheimlich. »Bist du ganz sicher, dass ihr mitkommen wollt?« »Was tun hier draußen bei viele Feinde? Also mitkommen.« Silberhand nickte. »Gut. Aber wir müssen das letzte Stück sehr schnell zurücklegen. Sobald jemand bemerkt, dass wir loslaufen, kann

es passieren, dass man uns aufhalten will.« Aqirea gab das an Raxillos weiter, und er erklärte sich bereit, es zu riskieren. Auf ein Zeichen Silberhands galoppierten sie los. Ein Troll, der nicht weit von ihnen entfernt gestanden hatte, rief ihnen etwas hinterher, aber sie kümmerten sich nicht darum, sondern rannten, so schnell sie nur konnten. Das Geschrei hinter ihnen wurde lauter, und irgendjemand schickte ihnen einen Pfeil hinterher, der sie jedoch weit verfehlte. Inzwischen wurden auch Gestalten oben auf der Mauer auf sie aufmerksam. Dann auf einmal stolperte Raxillos mitten im Sprung und stürzte. Silberhand flog in einem weiten Bogen über ihn hinweg und rollte sich ab, wobei sie den Helm verlor. Aqirea warf sich herum und lief zurück. Als sie Raxillos erreichte, starrte er sie an. Er lag auf der Seite, und aus seiner Brust ragte ein Pfeil. In diesem Moment wusste Aqirea, dass sie dieses Bild bereits kannte. In einem ihrer Träume hatte sie es gesehen. Raxillos schaute zu ihr hinauf und wollte etwas sagen, aber es wurde nur ein Krächzen daraus. Aqirea war wie gelähmt. Blut tropfte aus dem Mund ihres Oheims. »Raxillos?«, fragte sie. Raxillos formte mit blutigen Lippen Worte, die sie nicht verstand. Tränen verschleierten ihren Blick. Silberhand kam an ihre Seite und stieß einen Fluch aus, als sie den Pfeil sah. Sie sprang auf, drehte sich zur Stadtmauer und fuchtelte mit den Armen, wobei sie den Elfen auf der Mauer irgendetwas zubrüllte. Schließlich kniete sie sich neben Raxillos. Auch Aqirea ließ sich hinunter, aber da sie sich nicht hinknien konnte, legte sie sich neben ihn und schmiegte sich an seinen zitternden Leib. »Raxillos«, flüsterte sie. Silberhand brach den Pfeil ab und schleuderte ihn wütend davon. Sie warf einen hasserfüllten Blick zu den Leuten auf der Mauer. »Raxillos, lass mich nicht allein«, flüsterte Aqirea. »Ich brauche dich doch. Was soll ich tun ohne dich?« Silberhand legte eine Hand auf Raxillos' Brust, direkt neben die Wunde, und begann etwas zu

singen. Aber nach wenigen Silben brach sie ab und blickte Aqirea traurig an. »Er ist tot.« Aqirea schüttelte den Kopf. Sie weigerte sich, das zu glauben. Zärtlich strich sie ihrem Oheim übers Gesicht. Seine Augen starrten blicklos ins Leere. Silberhand erhob sich und rüttelte an ihrer Schulter. Aqirea schüttelte noch einmal den Kopf. Sie konnte ihn doch nicht einfach hier liegen lassen! Die Elfe zog an ihrer Hand, aber Aqirea schüttelte sie ab wie ein Insekt. »Lass mich! Ich bleibe hier.« Silberhand schaute sie an und begriff, dass sie Aqirea nicht umstimmen würde. Sie zog ihren Säbel und grüßte sie genauso, wie sie zuvor den sterbenden Trollanführer bei dem abgestürzten Schiff gegrüßt hatte. Dann drehte sie sich um und rannte davon, weiter zu der Mauer, die so drohend vor ihnen aufragte.

***

Am Löwentor Die drei Portalöffner begannen ihren eigenartigen Tanz, wie Elionai es schon so oft gesehen hatte. Aber diesmal war es anders. Diesmal wurden nicht die Pferde herbeigerufen, ein Fluchtweg sollte geöffnet werden. Tie'Shianna war verloren, jetzt ging es nur noch darum, möglichst viele seiner Einwohner zu retten. Elionai saß auf einem niedrigen Stuhl und beobachtete, wie Niamh auf alle Bediensteten einredete, die gerade keine dringenden Aufgaben zu erfüllen hatten. Sie sollten ausschwärmen und alle Elfen in der Umgebung aufrufen, möglichst schnell herzukommen, um Tie'Shianna zu verlassen, bevor der Feind eindrang. Sie tat das mit einer Ruhe, als ginge es nicht um den Untergang der Stadt und in letzter Konsequenz sogar um das Ende der elfischen Vorherrschaft auf diesem Kontinent. Ihre Nüchternheit färbte auf die Diener ab, denn auch bei ihnen machte sich keine Panik breit, wie Elionai erwartet hatte, sondern nur eilige Betriebsamkeit. Elionai selbst fühlte sich völlig erschöpft. Es war keine körperliche Müdigkeit, es war Verzweiflung. Alles, was sie kannte, wofür sie gelebt hatte, ging nun zu Ende. Man hatte ihr gesagt, dass Lariel die Kinder des Windes zusammengerufen und auf Fenvariens Befehl hin zum Drachentor geführt hatte, wo sich der größte Teil der feindlichen Streitmacht sammelte. Die Boten, die Lariel nach ihr ausgesandt hatte, hatten sie nicht gefunden, deshalb hatte man nicht auf sie gewartet. Elionai fragte sich, wie Dalis wohl reagiert hatte. War sie mit ihrem üblichen freudigen Wiehern als eine der ersten durch das Portal gekommen und hatte nach ihr gesucht? War zwischen den anderen herumgeirrt, ohne sie finden zu können? Und war dann wieder hinter den Nebel zurückgekehrt, in dem Glauben, dass Elionai sie verlassen hatte? Sie sehnte sich danach, die Nähe des Pferdes zu spüren, seine Nüstern zu streicheln, das Gewicht des schweren Kopfs auf der Schulter zu fühlen. Würde sie Dalis jemals wiedersehen? Tibolo

trat an sie heran und hielt ihr einen Becher hin. »Zur Stärkung«, sagte er. Es roch warm und würzig. »Ich danke dir«, sagte sie und nahm den Becher. Tibolo lächelte sie aufmunternd an. Er war vermutlich einer der wenigen, die eine Ahnung davon hatten, wie es ihr ging. Ja, wenn sie es hinter den Nebel schaffen sollte, würde sie ihn mitnehmen. Er war ein treuer Freund. Iscalleon kam ihr in den Sinn. Seit er das letzte Mal zur Fliegenden Garde gerufen worden war, hatte sie nichts mehr von ihm gehört. Vermutlich war auch er jetzt beim Drachentor und unterstützte die Verteidiger aus der Luft. Ob sie ihn wohl noch einmal wiedersehen würde? Plötzlich hörte sie ein entferntes Quieken. Sie sprang auf und blickte sich um. Auf dem Portalstein tanzten und sangen die Portalöffner, Niamh instruierte die letzten Diener, sonst war niemand hier. Tibolo blickte sie erstaunt an. »Hast du das nicht gehört?«, fragte sie ihn und spähte durch das Zwielicht. »Was meint Ihr?« »Dieses Quieken. Als gäbe es hier irgendwo Ratten.« »Nein. Vielleicht habt Ihr Euch geirrt. Dieser zauberische Gesang verwirrt die Sinne.« »Das glaube ich nicht.« Sie drückte ihm den Becher in die Hand, ohne auch nur einen Schluck getrunken zu haben, und ging zu einer verschlossenen Tür hinüber, aus deren Richtung das Geräusch gekommen war. Als sie sie öffnete, ergoss sich ein Strom fetter Ratten in den Saal. Sie schrie auf, zog ihren Säbel und hackte in die Masse huschender Leiber. Einige der Biester verbissen sich in ihre Stiefel, aber das Leder war zu dick, als dass die scharfen Zähne ihre Haut hätten ritzen können. Es mussten Hunderte sein. Sie sah ein, dass es bei dieser Menge keinen Sinn hatte, einzelne Tiere zu töten, deshalb schlug sie die Tür wieder zu und verriegelte sie. Aber viele Tiere waren schon an ihr vorbeigeschlüpft, sie huschten durch den ganzen Raum, krochen in jeden Winkel und suchten nach Ausgängen. Tibolo war auf einen Tisch gesprungen und zog eine angewiderte

Grimasse. Niamh hingegen sprach Worte der Macht, und eine ganze Schar der kleinen Nager blieb einfach dort liegen, wo sie gerade entlanggelaufen waren. Ob sie tot waren oder nur schliefen, konnte Elionai nicht erkennen, aber es war ihr auch egal. Einige Tiere hatten eine offenstehende Tür gefunden und rannten hinaus in die Stadt, einige versuchten aber auch, den Portalstein hinaufzuklettern. Mehrere Wachen kamen herbei und machten Jagd auf sie. Niamh kam zu Elionai. »Erinnerst du dich: ›Erz wird zu Sand zermahlen, wenn der Kopf der Verräter das Vertrauen erschleicht und die Ratten durch die Gassen schickt.‹ Der Feind ist näher, als wir gedacht haben.« »Ich verstehe das nicht. Wo kommen diese Viecher auf einmal her?« »Jemand muss ihnen einen Zugang geöffnet haben. Ein Schlupfloch, damit sie das Grauen in die Stadt tragen können. Sie sind Vorboten und Wappentiere des Goldenen Gottes.« Niamh blickte zum Portalstein hinüber, an dem zwei Kämpferinnen die letzten kletternden Ratten erschlugen. Ihre Augen weiteten sich, als fiele ihr gerade etwas ein. »Komm mit!«, sagte sie und rannte los. Elionai folgte ihr, ohne zu wissen, was ihre Mutter vorhatte, und auch Tibolo schloss sich ihnen an. Niamh lief zu der Tür, hinter der ein Schacht nach oben auf die Mauer führte. Wie in vielen anderen Gebäuden in der Stadt wirkte auch hier ein permanenter Zauber, der jedes Wesen schweben ließ, das den Schacht betrat, sodass man sich mit ein wenig Geschick mühelos nach oben oder unten bewegen konnte. Niamh stieß sich ab und flog mit viel Schwung nach oben, Elionai musste sich Mühe geben, um mit ihrem Tempo mitzuhalten. Ganz oben griff sie nach einem Seil, bremste sich mit seiner Hilfe ab und schlüpfte aus dem Schacht. Niamh war schon weitergelaufen und stand jetzt an der Brüstung des Turms, von wo aus sie einen weiten Blick aufs Umland hatte. Viele Bewaffnete standen hier, selbst eine kleine Einheit von Zerzalgardisten. Aber es war nur die

Rumpfbesatzung, denn auf dem Feld vor ihnen waren kaum Feinde zu sehen. Der Angriff fand nicht hier statt, sondern am Drachentor. Niamh lehnte sich auf die Brustwehr und sang einige Worte der Macht. Elionai stellte sich neben sie und spähte ebenfalls nach draußen, ohne zu begreifen, was ihre Mutter vorhatte. Die Kämpfer warfen ihnen erstaunte Blicke zu, offensichtlich verstanden auch sie nicht, warum sie auf einmal hier angerannt kamen. »Bei allen Göttern dieser und der anderen Welten«, stöhnte Niamh. »Der große Täuscher ist am Werk.« »Was?«, fragte Elionai und schaute sie verständnislos an. »Alles Lug und Trug«, murmelte Niamh. »Illusion. Was uns wie ein leeres Feld vorkommt, ist in Wirklichkeit ein riesiges Heer, verborgen hinter mächtigen Verhehlungszaubern. Und sie verbergen sogar diese Zauberei, sodass man schon ein sehr genaues Auge haben muss, um die Illusion zu durchschauen.« Sie winkte den Anführer der Zerzalgardisten heran. »Bereitet euch auf einen fürchterlichen Angriff vor. Vor der Mauer steht ein gewaltiges Heer, verborgen vor unseren Augen. Sie werden jeden Augenblick beginnen, das Tor zu berennen. Rufe so viele Leute zusammen, wie du nur kannst!« Der Elf schaute sie einen Moment fassungslos an, dann drehte er sich um und brüllte Kommandos. Niamh kniete sich hin, schloss die Augen und legte beide Hände an die Schläfen. »Fenvarien, höre meine Worte! Fenvarien, wo bist du? Fenvarien!« Sie schüttelte den Kopf und schaute zu Elionai. »Er muss mitten im Gefecht sein, er hört mich nicht. Du musst zu ihm laufen, musst ihn warnen. Sag ihm, dass der Angriff auf das Drachentor nur eine Finte ist. Die wahre Schlacht wird hier stattfinden. Er soll möglichst viele Kämpfer herschicken, und zwar so schnell er nur kann. Los, beeil dich, Elionai! Tie'Shianna ist verloren, und seinen Bewohnern steht ein schreckliches Schicksal bevor. Aber je länger dieses Tor gehalten werden kann, desto mehr von ihnen

können wir hinter den Nebel retten.« Elionai nickte. Sie schaute noch einmal nach unten aufs Land, aber sie konnte nichts erkennen. Es war leer dort unten. Eigentlich verdächtig leer. »Ich komme mit«, sagte Tibolo eifrig. »Ich kenne ein paar Abkürzungen.« »Du kannst nicht mit mir mithalten«, antwortete Elionai. »O doch!« Er hob voller Stolz ein Amulett in die Höhe, das er an einer langen Kette um den Hals trug. »Das hat mir Lariel mal vermacht, für genau solche Anlässe. Damit bin ich genauso schnell wie ein Elf.« Das Amulett hatte früher einmal die Form eines siebenzackigen Sterns gehabt, aber vier der Zacken waren bereits nach innen gebogen. Das tat er jetzt auch mit dem fünften, und augenblicklich wurden seine Bewegungen hektisch. »Beeilt euch!«, mahnte Niamh. »Ich wünsche dir Glück«, sagte Elionai, drehte sich um und rannte los. Sich selbst zu beschleunigen war schon so sehr Routine, dass sie sich kaum darauf konzentrieren musste. Sie sprang durch den Schacht wieder nach unten und rannte hinaus auf den Löwenplatz. Hinter ihr galoppierte Tibolo, seine kleinen Hufe klapperten über das Pflaster. »Hier entlang!«, rief er und deutete in eine kleine Gasse. Sie folgte ihm. Der Weg, den er wählte, führte sie durch schmale Durchgänge, die für Diener gedacht waren. Wieder einmal wurde ihr klar, dass es immer noch Ecken in der Stadt gab, von denen sie nichts ahnte. Aber es ließ sich nicht leugnen, dass der Krieg schon in die Stadt hineingetragen worden war. An mehreren Stellen brannten Häuser, panische Elfen rannten hin und her und versuchten, Verletzte und Eingeschlossene zu bergen oder Feuer zu löschen. Andererseits verbreitete sich Niamhs Botschaft, dass die Portale geöffnet wurden und man auf einen Weg in die Sicherheit hoffen durfte. Doch auch Ratten waren immer wieder zu sehen, und Elionai konnte sich nicht erklären, wo sie herkamen. In einer Gasse neben einem brennenden Haus stolperte Tibolo über einen heruntergefallenen

Dachbalken und fiel der Länge nach hin. Elionai blieb stehen und lief zu ihm zurück. »Es ist nicht ganz einfach zu rennen, wenn die Beine schneller sind als der eigene Geist«, sagte sie und half ihm auf. Er schlug ihr mit einem Stein gegen den Kopf. Es krachte und knirschte, Schmerz explodierte, sie fiel auf die Knie. »Was …?«, stöhnte sie und hielt sich die Wunde, aus der warmes Blut strömte. Bevor sie begriff, wie ihr geschah, fühlte sie sich zur Seite gezerrt. Etwas Kaltes schloss sich um ihr Handgelenk. Als sie es schaffte, die Augen wieder zu öffnen, stand Tibolo vor ihr und blickte auf sie herab. »Es tut mir leid, Elionai. Aber es geht nicht anders.« Sie schaute ihn an, begriff nicht. »Du hättest den Trank trinken sollen, den ich dir vorhin gegeben habe, dann hättest du das alles seelenruhig verschlafen. Und ich hätte dich mit meinem Wort retten können. Daraus wird jetzt wohl nichts mehr.« »Ich verstehe nicht!« Sie wollte aufstehen, aber eine kurze Kette an ihrem Handgelenk fesselte sie an einen Ring, der in die Hauswand eingelassen war. Der Bewegungsspielraum reichte gerade, um gebeugt zu stehen. Sie starrte die silbern glänzenden Kettenglieder an. »Du bist die Einzige in der ganzen Stadt, um die es mir wirklich leidtut. Alle anderen können mir gestohlen bleiben, ja, auch Niamh und Lariel und wie sie alle heißen. Ihr Elfen seid ein so unglaublich arrogantes und brutales Volk, es ist besser, wenn ihr vom Angesicht dieser Welt geputzt werdet.« »Du bist …?« »Ja, ich bin der Verräter, den ihr die ganze Zeit sucht.« Er kniete sich nieder, um mit ihr auf Augenhöhe zu sein, blieb aber außerhalb ihrer Reichweite. Irgendwo in der Nähe wurde gekämpft. »Und es ist bezeichnend, dass mich nie jemand verdächtigt hat. Großmäulig, vorlaut, frech, ja, das wurde mir vorgeworfen. Aber keiner ist auf die Idee gekommen, dass ich klug oder verschlagen genug sein könnte, um euch an den Goldenen zu verraten.« Sie zerrte an der Kette, die aus versilbertem Eisen

bestand und nicht sonderlich stabil aussah, aber in jedes Glied waren Runen der Kraft eingraviert. Es war mehr Kraft notwendig, um eine solche Kette zu zerreißen, als sie aufbringen konnte. Die Manschette an ihrem Handgelenk war ebenso magisch versiegelt, man würde sie nur mit einem Schlüsselwort oder mächtiger Antimagie öffnen können, und der Ring an der Hauswand bestand aus mehr als fingerdickem Eisen – auch den konnte sie nicht öffnen. Ein brennendes Stück Holz fiel aus dem Dach des Hauses herab und landete nur ein paar Meter von ihr entfernt. Aus dem Haus drangen Todesschreie. »Was glaubst du, wer die Spinne ins Bad gebracht hat? Wer Lariels Nurtiwasser ausgetauscht hat? Und wer für die Truppen des Goldenen der beste Informant in der ganzen Stadt war?« »Aber warum, Tibolo, warum? Willst du wirklich für den Tod all jener verantwortlich sein, unter denen du gelebt hast? Bist du wirklich so gnadenlos?« Sie konnte es nicht fassen, wollte es nicht glauben. »Eine Elfe, die von Gnadenlosigkeit spricht? Kommt dir das nicht selbst wie Hohn vor?« Er lachte bitter. »Ein Dorf, Elionai, ein kleines Dorf am Rand des Grenzgebirges, bewohnt von Satyaren – oder Faunen, wir ihr uns nennt. Ihr Elfen habt es als Köder benutzt, als Köder für eine echsische Patrouille. Es war mein Dorf, meine Familie, meine Freunde, meine Sippe. Nur zwei von uns haben überlebt, alle anderen sind dahingemetzelt worden, bevor die Elfen kamen und eingriffen. Es war Politik, Elionai, Politik. Sie wollten sehen, ob die Echsen wirklich alle töten, und haben aus ihrer Deckung heraus zugeschaut. Es waren ja nur Faune.« Sie hatte ihn noch nie so zornig gesehen. Tränen standen ihm in den Augen. »Nur Faune. Aber diese Faune waren meine Familie. Ich war gerade nicht im Dorf, nur der Zufall hat mich gerettet. Ich habe meinen Großvater gefunden, schwer verletzt. Und ihm habe ich versprochen, unsere Sippe zu rächen. Zuerst dachte ich, ich

müsse mich an den Echsen rächen, aber die waren schon tot. Und dann begriff ich, wer eigentlich verantwortlich war. Hättet ihr Elfen nicht diese Falle gestellt, dann würden sie alle noch leben.« Das Feuer im Haus neben ihnen breitete sich immer weiter aus, der Rauch nahm ihr langsam den Atem. »Aber du kannst doch nicht lauter Unschuldige dem Goldenen überlassen, nur weil damals jemand …« »Schweig, Elionai! Es gibt keine unschuldigen Elfen. Solange ihr herrscht, gehört eure Politik zum Alltag. Es wird erst enden, wenn euer Volk untergegangen ist.« »Glaubst du wirklich, dass es auch nur um einen Deut besser wird, wenn der Goldene Gott herrscht?« »Das weiß ich nicht. Aber ich weiß, dass es nicht besser wird, solange Elfen herrschen. Und genau deswegen kann ich nicht zulassen, dass du Fenvarien warnst.« Elionai schüttelte den Kopf. Das alles passte nicht zusammen. Das alles konnte nicht stimmen. »Und Rinasto?« »Ein Opfer, um euch von mir abzulenken. Hättet ihr genauer nachgeforscht, wärt ihr vielleicht irgendwann doch auf mich gestoßen. Auch wenn es deinem Iscalleon schwergefallen wäre, es zu glauben – hält er mich doch für einen dummen Primitivling.« »Fenvariens Krankheit …« »Das war ausnahmsweise nicht mein Werk, obwohl ich die Idee bewundere. Ein verhehltes Artefakt in seinem Schlafzimmer, wirkungsvoll, aber unauffindbar.« Elionai riss die freie Hand hoch und schickte Tibolo ihren ganzen Zorn und ihre Verzweiflung in einem Zauber entgegen. Das Amulett auf seiner Brust leuchtete grell auf, er zuckte ein wenig. Dann grinste er. »Damit ist unsere Freundschaft wohl beendet, Elionai. Hast du wirklich geglaubt, ich würde hier ohne magischen Schutz stehen? Anscheinend unterschätzt auch du mich. Schade.« Sie sank zusammen, Tränen rannen über ihr Gesicht. Sie hörte das hohe Pfeifen von Ratten. »Leb wohl, Elionai. Wie gesagt, ich hätte dich lieber gerettet. Aber es soll nicht sein.« Tibolo drehte

sich um und rannte davon. Elionai brüllte ihm hinterher, aber er sprang über einige Trümmer und bog um die nächste Ecke. Sie barg das Gesicht in den Händen, ließ den Tränen freien Lauf. Dann hörte sie das Trippeln kleiner Pfoten, und als sie sich umsah, war sie von zahllosen Ratten umgeben, die interessiert an ihrer Kleidung schnupperten. Sie sprang auf, soweit es die Kette zuließ, riss den Säbel aus der Scheide und wirbelte ihn herum, bis die kleinen Leiber in alle Richtungen flogen. Als die restlichen Ratten geflohen waren, zerrte sie mit aller Gewalt an der Kette, aber es war hoffnungslos. Sie atmete tief durch, legte das Handgelenk auf einen Mauervorsprung, holte mit dem Säbel aus und schlug zu.

***

Am Löwentor Niamh drehte sich um, als sie jemanden ihren Namen rufen hörte. Gerade hatte sie den herbeigeeilten Elfen mitgeteilt, dass dieses Portal nicht geöffnet werden konnte. Sie sollten zum Palast oder zum Tempel gehen, dort sei der Weg durch den Nebel offen. Vor allem Thominion hatte lautstark dagegen protestiert und verlangt, das Portal sofort zu aktivieren, aber als auf einmal heftige Schläge das Löwentor erschüttert hatten, hatte er sich ihren Argumenten gebeugt und war Richtung Königspalast gerannt. Selbst er sah ein, dass das Portal zu der Welt hinter dem Nebel nicht offen sein durfte, wenn das Gebäude in die Hände des Feindes fiel. Jetzt kam eine Elfe auf sie zugerannt und rief noch einmal ihren Namen. »Du?«, fragte Niamh verwirrt und starrte sie an. »Ja, ich.« »Du hast lange Haare … und deine Hand …« »Eine lange Geschichte«, sagte Elionai und umarmte ihre Mutter so fest, als habe sie sie sehr lange nicht gesehen. »Ich hatte gehofft, früher hier zu sein, aber ich bin aufgehalten worden.« »Warum wolltest du hier sein? Du solltest doch zu Fenvarien, um ihn zu warnen!« »Ich bin nie bei ihm angekommen. Tibolo hat es verhindert. Er ist der Verräter, nach dem wir die ganze Zeit gesucht haben.« »Tibolo?« Niamh riss die Augen auf. »Aber …« »Er hat uns alle getäuscht«, unterbrach Elionai sie. »Jetzt müssen wir retten, was noch zu retten ist.« Ein weiterer Schlag erschütterte das gesamte Torgebäude, Teile des Mosaiks splitterten und fielen herab, in dem Stein dahinter erschienen breite Risse. Wer oder was auch immer gegen die Tür donnerte, seine Kraft war unermesslich. Oben auf der Plattform waren Kampfgeräusche zu hören, Flugechsen und Libellen waren dort gelandet, ihre Reiter fielen gemeinsam mit Riesenhummeln über die Torwachen her. Weit und breit gab es keine Hippogriffenreiter, die sie hätten aufhalten können. Und da Fenvarien wohl immer noch nichts ahnte, würden sie in absehbarer Zeit auch nicht kommen. »Du

bist hier nicht mehr von Nutzen, Mutter. Geh zum Königspalast und sorg dafür, dass möglichst viele Elfen hinter den Nebel gebracht werden können. Tie'Shianna ist verloren.« Niamh starrte ihre Tochter an. War das wirklich Elionai? »Erklär mir wenigstens, was los ist«, forderte sie. Elionai atmete tief durch. »Tie'Shianna ist untergegangen … für mich vor über fünf Jahrzehnten. Ich habe überlebt, wenn auch schwer verletzt.« Sie hob die silberne Hand. »Ein Freund hat mich ins Sala Mandra gebracht, aber es hat lange gedauert, bis ich jemanden gefunden habe, der bereit und in der Lage war, mich zurückzuschicken … zurück in diese Zeit. Ich wollte Tibolo entlarven, aber ich bin unterwegs aufgehalten worden. Sie haben mich gejagt, anscheinend hat eine trollische Seherin vorausgesagt, dass ich unterwegs bin. Deswegen komme ich jetzt erst.« Niamh schüttelte den Kopf. Sie hatte schon viel gesehen und erlebt, aber dass nun ihre eigene Tochter vor ihr stand und behauptete, aus der Zukunft zurückgekehrt zu sein, war selbst für sie verwirrend. »Du kannst die Vergangenheit nicht verändern. Die Götter lassen es nicht zu, es funktioniert nicht. Es hat noch nie funktioniert. Und es haben schon andere probiert.« »Das ist mir oft gesagt worden. Auch von denen, die mir die Rückreise ermöglicht haben. Aber ich musste es wenigstens versuchen.« Wieder erbebte das Torgebäude, Trümmer fielen hinunter und barsten auf dem Pflaster. Mehrere Elfen stürzten schreiend hinterher, als der Boden unter ihren Füßen wegbrach. Niamh wusste, dass Elionai recht hatte: Tie'Shianna war verloren.

***

Vor dem Drachentor Seite an Seite mit Cornumis lenkte Iscalleon Blauschwinge immer weiter in die Höhe. Dieser Echsenmensch hatte sie mit seinen Sturzflugattacken so lange geärgert, dass sie ihn keinesfalls entkommen lassen wollten. Die Zusammenarbeit mit dem Reiter aus Vayavinda klappte erstaunlich gut, es war, als hätten sie schon viele Kämpfe gemeinsam erlebt, denn sie hatten immer wieder ähnliche Ideen und ergänzten sich hervorragend. Allerdings musste Iscalleon neidlos zugeben, dass Cornumis nicht nur der bessere Reiter war, sondern sein Hippogriff auch kräftiger und wendiger als Blauschwinge. Iscalleon schoss der Flugechse mehrere Pfeile hinterher, obwohl er wusste, dass der Höhenunterschied zu groß war, um viel ausrichten zu können. Seine eigentliche Absicht war es jedoch, die Aufmerksamkeit des Unnennbaren an sich zu fesseln, und das gelang. Der Echsenmensch bemerkte nicht, dass Cornumis von der anderen Seite kam, bis er ihn mit einem gewaltigen Lanzenstoß aus dem Sattel beförderte. Während der Echsenmensch fiepend und zappelnd in die Tiefe stürzte, biss der Hippogriff in einen Flügel der Reitechse und durchtrennte mit seinem scharfen Schnabel den Knochen, sodass sich das Wesen nicht mehr in der Luft halten konnte und seinem Reiter hinterherstürzte. Lachend winkte Iscalleon Cornumis zu. So stellte er sich den Luftkampf vor. Überhaupt lief es erstaunlich gut, die feindlichen Truppen brandeten gegen das Drachentor, wurden aber immer noch abgewehrt und zahlten einen hohen Blutzoll. Noch vor wenigen Stunden war er überzeugt gewesen, dass die Goldene Horde Tie'Shianna einfach überrennen würde, aber im Moment sah es nicht danach aus, als würde sich diese Befürchtung erfüllen. Anscheinend waren die elfischen Kämpfer doch besser als die Angreifer. Cornumis winkte zurück, aber sein Gesicht war ernst, und er deutete in die Ferne. Als Iscalleon in die angedeutete Richtung schaute, sah er Tie'Shianna unter

sich liegen. An zahllosen Stellen brannte es, und dunkle Rauchwolken stiegen in den Himmel, der von den Feuern rot gefärbt war. Dann entdeckte er, worauf Cornumis ihn aufmerksam machen wollte: Das Löwentor auf der anderen Seite der Stadt brach gerade in sich zusammen. Ihm wurde kalt. Wie konnte das sein? Alle hatten gesagt, dass sich die Horde auf das Drachentor konzentrierte, niemand hatte von einem Heer vor dem Löwentor berichtet. Hatten sie noch ein Wesen von jenseits des Sternenwalls herbeigerufen? Jedenfalls konnte es keine Illusion sein, das Gebäude stürzte wirklich ein. Wo eben noch zwei große Türme gestanden hatten, war jetzt nur noch eine riesige Staubwolke. Und aus dieser Staubwolke kamen Gestalten herausgestürmt, ihren tollpatschigen Bewegungen nach zu urteilen vermutlich Oger, und dann sogar ein haushoher Riese. Iscalleon gab Blauschwinge das Signal zum Sturzflug, und zwar so steil, dass er sich nur dadurch vom freien Fall unterschied, dass der Hippogriff rechtzeitig die Flügel ausbreitete und den Sturz flatternd abfing. So waren nur wenige Augenblicke vergangen, als Blauschwinge auf dem nördlichen Turm des Drachentors landete. Iscalleon sprang aus dem Sattel, so schnell es die hohe Rückenstütze zuließ, und rannte zu Fenvarien, der von der Brüstung aus zusah, was vor dem Tor geschah. »Das Löwentor«, rief er atemlos. »Sie haben es zerstört. Der Feind ist in der Stadt.« Fenvarien blickte ihn an und wurde bleich. »Das Löwentor?«, wiederholte er tonlos. Er schaute auf das Schlachtfeld hinaus. »Dann ist das hier nur … Ablenkung. Das erklärt vieles.« Er ließ Iscalleon stehen und rief mehrere Ordonanzen zu sich, denen er kurze Anweisungen gab. Wenig später ertönten Fanfarensignale, die alle Kämpfer zurück in die Stadt riefen. Als das erledigt war, winkte er Iscalleon zu sich. »Du, mein Freund, erhältst eine besondere Aufgabe: Flieg sofort zum Palast hinüber und veranlasse, dass das Portal durch den

Nebel geöffnet wird. Sorge dafür, dass möglichst viele sich retten können. Und sage Tharkath, dass er Amariel hinüberbringen soll. Aber sobald der Feind den Palast zu erstürmen droht, versiegle das Portal und zerstöre es. Wirst du das tun?« Iscalleon nickte. Er lief zu Blauschwinge, schwang sich in den Sattel und lenkte den Hippogriff zum Palast. Unterwegs konnte er sehen, wie weit die Zerstörung schon fortgeschritten war. Der Feind hatte nach dem Zusammenbruch des Tors nur wenig Gegenwehr vorgefunden, die Horde drängte ungehindert herein und hatte schon fast die innere Stadt erreicht. Tie'Shianna war verloren, es galt nur noch, möglichst viele Elfen zu retten.

***

In den Straßen Tie'Shiannas Bortosch ließ sich von dem Strom der Kämpfer treiben, die johlend und kreischend in die elfische Stadt eindrangen und alles jagten, was spitze Ohren hatte. Blut floss in Strömen, die Angreifer wüteten auf eine Weise unter den Wehrlosen, dass Bortosch nicht hinschauen mochte. Nein, diese Art von Krieg war nicht die seine. Die Verhehlung der Truppen und der Angriff auf das nur wenig geschützte Tor war eine List, die er akzeptieren konnte. Schließlich griffen die Elfen auch gern zu Illusionen, um ihre Gegner zu verwirren. Aber reichte es nicht, über einen Feind zu triumphieren, indem man seine Kämpfer besiegte? Musste man unbedingt das ganze Volk ausrotten und dabei auch noch Spaß an Angst und Schmerzen der Besiegten haben? Es war nicht mehr zu leugnen, dass die Elfen besiegt waren. Und Bortosch war sicher, dass ihr König das auch wusste. Was sprach also dagegen, ihm das Angebot zu machen, dass er seine Gegenwehr aufgab und sich dem Goldenen unterwarf? Aber das kam für die Heerführer nicht in Frage. Der Goldene war kein gnädiger Gott, er war ein Rächer, ein Vernichter. Jedenfalls behaupteten seine Priester das. Bortosch selbst konnte von Glück reden, dass er diese Gnadenlosigkeit nicht am eigenen Leib erfahren hatte. Dass er die Sehende bis vor die Tore der Stadt gebracht hatte, statt sie zu töten, war auf völliges Unverständnis gestoßen. Wäre es nach Horg gegangen, dem menschlichen Priester des Goldenen, hätte ihn diese Verfehlung sofort den Kopf gekostet. Aber aufgrund seiner früheren Verdienste war er mit einer Verwarnung davongekommen – einer letzten Verwarnung. Als er nach der magischen Heilung erfahren hatte, dass sein Bruder vor wenigen Tagen gefallen war, hatte er jede Lust am Kampf verloren. Aber ihm war keine Zeit zum Trauern geblieben. Stattdessen hatte man ihm das Kommando über andere Trolle genommen, er galt jetzt nur noch als einfacher Soldat, und als solcher nahm er an

der Erstürmung der Stadt teil. Natürlich befolgte er die Befehle, die man ihm gab, was blieb ihm schon übrig. Aber niemand hatte befohlen, Unbewaffnete zu töten. Er folgte der Spur von Kazak, dem obersten Heerführer. Bortosch hatte nie verstanden, was für ein Wesen Kazak war, aber er schien nicht von dieser Welt zu sein. Groß wie ein Troll, hatte er zwar auch einen trollischen Rumpf und entsprechende Arme, aber die Beine und den Kopf eines Einhorns. Das Horn fehlte ihm, dafür waren seine Zähne spitz wie die eines Krokodils, und seine Augen leuchteten unheilvoll rot. Wo er seine flammenden Hufe hinsetzte, vergingen die Pflanzen und zerfielen zu Asche. Doch bei aller Unheimlichkeit, die ihn umgab, war er doch zweifellos ein großer Anführer und Stratege, der seine Truppen von Erfolg zu Erfolg führte. Nachdem die Echsenvölker fast zehn Jahre lang das Umland von Tie'Shianna verwüstet hatten, war er genau in dem Augenblick hier eingefallen, als sie die Elfenstadt umzingelten, und hatte sie dazu gebracht, sich zurückzuziehen oder sich ihm anzuschließen. So fiel der Triumph, die letzte große Elfenstadt vernichtet zu haben, allein ihm zu. Aus einem brennenden Haus schräg vor Bortosch kamen einige Elfen gerannt. Sie hatten versucht, sich dort zu verbergen, aber das Feuer hatte um sich gegriffen und sie zur Flucht gezwungen. Sie rannten direkt in eine Gruppe Schwarzer Mahre, die sich einen Spaß daraus machten, die Unbewaffneten zurück ins Feuer zu treiben. Am liebsten hätte Bortosch seine Axt genommen und die Mahre auseinandergetrieben, aber er wusste, dass das keinen Sinn hatte. Sobald er weg war, würden andere kommen und fortsetzen, was diese hier angefangen hatten. Außerdem musste er aufpassen, was er tat, denn wenn Horg von derartigen Eigenmächtigkeiten erfuhr, wäre sein Schicksal besiegelt. Er blickte in eine andere Richtung und ging eilig weiter, bis er die Schreie der verbrennenden Elfen nicht mehr hören musste.

Früher war dies wohl mal eine Prachtstraße gewesen, aber den zahllosen Löwenstatuen, die sie säumten, waren ohne Ausnahme die Köpfe abgeschlagen worden. Vermutlich sollten sie irgendwelche göttlichen Wesen darstellen, und ihre Zerstörung galt vielen Anhängern des Goldenen Gottes als Ehrensache. So erreichte er den zentralen Platz der Stadt, umgeben von prächtigen Gebäuden, die größtenteils brannten oder aus denen Kampflärm zu hören war. Die Verteidigung der Elfen war völlig zusammengebrochen. Viel zu spät hatten sie die Finte durchschaut, und sie waren nicht darauf eingerichtet, sich dem Gegner in den Straßen ihrer eigenen Stadt zu stellen. Ihre Einheiten, die draußen auf dem Schlachtfeld koordiniert kämpften, waren zerfallen, sie rannten ohne Führung durch die Straßen und ließen sich auf Scharmützel ein, bei denen sie nach und nach aufgerieben wurden. Kazak hatte den Platz schon wieder verlassen. Bortosch sah ihn auf der Fortsetzung der Prachtstraße, wo er mit entschlossenen Schritten auf das Gebäude zuging, das das Ende der Straße markierte. Bei den Elfen waren viele Gebäude mit Schmuck und Verzierung überladen, also konnte Bortosch nur vermuten, dass dieses Haus ein Tempel sein musste. Vor allem hatte davor eine Gruppe uniformierter Elfen Aufstellung genommen, und an ihnen hatten sich wohl schon einige Kämpfer die Zähne ausgebissen. Nun war es Kazak persönlich, der dort für Ruhe sorgen wollte. Bortosch fühlte sich von einer eigenartigen Neugier vorangetrieben. Einerseits wollte er wissen, wie Kazak kämpfte, wollte ihn in der Schlacht sehen, andererseits fürchtete er das, was er zu sehen bekäme. Seit Beginn des Angriffs hatte er seine Axt kein einziges Mal geschwungen. Noch immer hatte er keinen Gegner gefunden, der es wert gewesen wäre. Er wollte kämpfen, nicht schlachten. Und vielleicht würde sich dort vor dem Tempel etwas ergeben, denn die uniformierten Elfen

schienen ihm gute Krieger zu sein. Als er den Platz erreichte, hatte sich Kazaks Trollgarde weit aufgefächert und einen Halbkreis um die Elfen gebildet. Jeder der Elfen trug zwei Säbel, deren Klingen von rötlichen Flammen umgeben waren, ihre Rüstungen waren mit Löwenfell bedeckt. Das passte zu der überlebensgroßen Statue einer Elfe mit Löwenkopf, die vor dem Tempel aufgestellt war. Möglicherweise handelte es sich um kämpfende Priester oder eine Tempelgarde. Kazak stand allein zwischen den beiden Gruppen, und er schien die Elfen zu mustern. Wollte er es wirklich ganz allein mit ihnen allen aufnehmen? Nun, er musste wissen, was er tat. Bortosch stellte sich hinter die anderen Trolle und wartete ab, was geschah. Kazak richtete sich zu seiner ganzen Höhe auf, riss seinen sensenähnlichen Speer in die Höhe und gab ein ohrenbetäubendes Brüllen von sich. Es schmerzte selbst in Bortoschs Ohren, aber den Elfen war es sichtlich eine regelrechte Qual, sie krümmten sich zusammen und hatten Mühe, ihre Formation zu halten. Kazak sah es und lachte, seine Garde fiel triumphierend mit ein. Drohend langsam ging Kazak auf die vordersten Elfen zu, aber sie bewiesen Disziplin und blieben auf ihren Positionen. Als er sie fast erreicht hatte, sprangen ihm vier von ihnen gleichzeitig entgegen. Wie bei den meisten Elfenkriegern waren ihre Bewegungen zu schnell, um sie mit bloßem Auge zu sehen. Kazak verzichtete auf jegliche Parade, ging sofort zum Gegenangriff über und schlug mit seiner Sense nach ihnen. Alle vier flogen nach hinten, ihr Blut spritzte weithin und regnete auf ihre Gefährten nieder. Wieder ließ Kazak sein grausames Gebrüll hören. Die Angreifer hatten ihn an Armen und Leib getroffen, aber die Wunden schlossen sich augenblicklich. Jetzt *wusste* Bortosch, dass der Heerführer nicht in diese Welt gehörte. Die Elfen änderten ihre Taktik, sie lösten ihre Formation auf und versuchten von allen Seiten an Kazak

heranzukommen. Dabei verließen sie sich auf ihre Schnelligkeit, täuschten Angriffe an und lenkten von anderen ab, die von hinten oder von der Seite kamen und auf mögliche Lücken in Kazaks Deckung hofften. Gegen Trolle war diese Taktik tödlich, denn die waren mit ihren schweren Waffen langsam und schwerfällig. Aber Kazak verband seine große Kraft mit erstaunlicher Wendigkeit und hielt blutige Ernte unter den Angreifern. Es schien, als ahne er jede ihrer Bewegungen voraus. Und die Wunden, die sie ihm zufügten, verheilten so schnell, dass man dabei zuschauen konnte. Mehr als die Hälfte von ihnen lag bereits im Staub, als sich die übrigen auf ein geheimes Signal hin sammelten und in das Tempelgebäude zurückzogen. Kazak brüllte zum dritten Mal, und seine Garde jubelte. Dann folgten sie den Elfen, wobei die eisenbeschlagene Tür gerade einmal drei Schlägen Kazaks standhielt, bevor sie zersplitterte und den Weg freigab. Bortosch folgte den anderen Trollen, die in den Tempel eindrangen und in alle Richtungen auseinanderströmten, um alles zu zerschlagen, was ihnen vor die Hämmer und Äxte kam. Bis vor Kurzem mussten es prächtige Andachtsräume gewesen sein, mit reichen Verzierungen und Möbeln von beeindruckender Kunstfertigkeit. Aber überall, wo Bortosch vorbeikam, war diese Pracht schon in Trümmern versunken. Schließlich betrat er den zentralen Tempelsaal, der von einer riesigen Statue der löwenköpfigen Elfe dominiert wurde. Sie stand in einem Becken, das mit einer dunklen, öligen Flüssigkeit gefüllt war. Vor diesem Becken hatten sich die letzten Elfen versammelt, um die Statue mit ihrem Leben zu verteidigen. Gerade zog sich Kazak einen Wurfspeer aus der Schulter, zerknickte ihn wie einen trockenen Zweig und warf ihn beiseite. Doch er zögerte, und Bortosch sah, dass er sich verwundert mit der Hand über die Wunde fuhr: Sie verheilte nicht. Anscheinend hatten die Elfen eine Möglichkeit gefunden,

seine Selbstheilung zu verhindern. Oder lag es etwa an der göttlichen Aura dieses Tempels? Kazak brüllte, aber diesmal vor Zorn, nicht im Triumph. Er sprang los und wirbelte mit seiner Waffe durch die elfischen Reihen, mähte sie nieder. Ohne innezuhalten, lief er weiter, hinein in das Becken, dass die Flüssigkeit in alle Richtungen spritzte. Mit aller Kraft rammte er die Schulter gegen die Statue, brachte sie aus dem Gleichgewicht. Sie kippte und zerschellte auf dem Boden des Tempelraums. Inzwischen waren nur noch fünf Elfen auf den Beinen. Wie gelähmt schauten sie auf die Trümmer der Statue. Nur eine von ihnen zeigte sich selbst jetzt noch nicht beeindruckt. Sie war hochgewachsen, ihre Rüstung unterschied sich ein wenig von der der anderen. Bortosch vermutete, dass sie die Anführerin war, denn sie hatte bisher das größte Kampfgeschick gezeigt. Jetzt sprang sie zu den Trümmern der Statue und ergriff den Speer, den die Statue in der Hand gehabt hatte. Er war sicherlich vier Meter lang und für ein so kleines Wesen wie die Elfe als Waffe ungeeignet, aber sie hatte sich wohl in den Kopf gesetzt, wenigstens mit einem Artefakt ihrer Göttin in der Hand zu sterben. In diesem Moment sah Bortosch eine weitere Elfe aus einer kleinen Seitenpforte hereinhuschen. Sie rannte zu dem Becken, aus dem nur noch die abgebrochenen Füße der Statue ragten, und tauchte die Spitze ihres Wurfspeers in die ölige Flüssigkeit. Dann schleuderte sie den Speer Kazak entgegen, der ihr bisher keinerlei Beachtung geschenkt hatte, und traf ihn in den breiten Rücken. Er schrie auf und fuhr zu ihr herum. Eigenartigerweise trug sie den Brustpanzer eines Dunkelelfen, und ihre linke Hand glänzte silbern. Bortosch wollte es kaum glauben, aber er erkannte sie: Sa'ira. Irgendwie musste sie es nach dem Absturz bis in die Stadt geschafft haben. Während Kazak sich verrenkte, um den Speer aus seinem Rücken zu ziehen, zog Sa'ira ihren Säbel und tauchte die Klinge

ebenfalls in das Becken. Kazak brüllte auf und ging auf sie los. Sie schlüpfte durch einen Spalt zwischen den Trümmern der Statue und dem Tempelboden und gelangte damit aus Kazaks Reichweite, sodass er in einem großen Satz über die Trümmer springen musste. Noch bevor er aufkam, hatte Sa'ira nach seinem Bein geschlagen und sich mit einem Hechtsprung hinter einen Seitenaltar gerettet, gar nicht weit von Bortosch entfernt. Kazak blutete inzwischen aus mehreren Wunden, aber das machte ihn nur zorniger, schwächte ihn nicht erkennbar. Und jetzt war die Elfe gefangen, sie kam hinter dem Altar nicht weg, ohne an Kazak vorbeizulaufen. Da sie keine Anstalten machte, ihre Deckung zu verlassen, rammte Kazak seine Schulter gegen den Altar wie zuvor gegen die Statue, und die Elfe musste zur Seite springen, um nicht von dem stürzenden Steinklotz erschlagen zu werden. Obwohl sie sich flink abrollte und direkt auf Bortosch zurannte, kam sie nicht weit genug. Kazak sprang ihr hinterher und rammte seine Sense mit solcher Wucht in ihren Rücken, dass die Spitze vorn aus Sa'iras Brust wieder austrat. Bortoschs Blick traf sich mit dem der sterbenden Elfe, und er sah, dass sie ihn erkannte. Doch auch Kazaks rot leuchtende Augen waren auf ihn gerichtet, und in diesem Augenblick wusste er, dass er nie wieder unter dem Befehl eines solchen Wesens kämpfen wollte. Dann sah er eine Bewegung hinter Kazak. Während Kazak sich ganz auf Sa'ira konzentriert hatte, hatte die Anführerin der Tempelgarde zwei ihrer Mitstreiter zu sich gerufen. Jetzt kamen sie im Sturmangriff herbeigerannt, den Speer ihrer Göttin hielten sie wie einen Rammbock, und sie zielten auf Kazaks Rücken. Der Heerführer schien in Bortoschs Augen zu lesen, dass hinter ihm etwas geschah, denn er fuhr herum, doch es war zu spät. Seine Waffe steckte noch in Sa'ira, und er war zu überrascht für ein Ausweichmanöver. In einer eigenartigen Parodie dessen, was er der Wissenden angetan

hatte, drang der Speer so tief in seine Brust, dass die Spitze seinen Rücken durchschlug. In einem schmerzerfüllten Reflex schlug er mit bloßen Händen nach den Elfen, die durch den Sturmangriff direkt an ihn herangetragen worden waren, und ihre Köpfe zerplatzten zwischen seinen gewaltigen Pranken. Er brüllte, brüllte seinen Schmerz heraus. Die Töne, die er von sich gab, waren ebenso wenig von dieser Welt wie er selbst, und Bortosch musste sich die Hände auf die Ohren pressen. Der Schrei wollte kein Ende nehmen und zwang Bortosch auf die Knie, sodass er über Sa'iras Körper lehnte. Der Boden begann zu beben, Steine lösten sich aus den Mauern und fielen herab. Das Beben wurde stärker, und Bortosch begriff, dass Kazaks Schreie das Gebäude einstürzen lassen würden. Er ergriff den Körper der Elfe, zwang sich auf die Beine, taumelte ein paar Schritte, aber dann war es zu spät, denn das Dach begann zusammenzubrechen. Mit letzter Not schaffte er es, sich neben einer Wand zusammenzurollen und die Hände schützend über den Kopf zu legen, dann prasselten Balken, Steine und Dachziegel auf ihn herab.

***

Vor den Mauern Tie'Shiannas Aqirea lag an ihren Oheim geschmiegt auf der Erde, über ihr ragte unheilvoll die Stadtmauer Tie'Shiannas auf. Sie hatte sich gewünscht, diese Stadt einmal zu betreten. Doch wenige Schritte davor war sie gescheitert. Die Luft war von Rauch erfüllt, und der Wind trug immer wieder Kampfgeräusche und Todesschreie zu ihr, aber hier war es ruhig geblieben. Die Schlacht fand woanders statt. Niemand hatte ihr Beachtung geschenkt, und es waren auch keine weiteren Pfeile in ihre Richtung geschossen worden. Sie war allein, völlig allein inmitten einer Gegend, die so voller Wesen war, wie sie es noch nie erlebt hatte. Aber sie kannte niemanden, wusste nicht einmal, wer wie auf sie reagieren würde. Raxillos war tot. Er war gestorben, weil sie unbedingt die Elfe hatte begleiten wollen. Weinend streichelte sie über seine leblose Brust. Warum war sie nicht zu Hause geblieben? Dann wäre sie jetzt in Sicherheit, und ihr Oheim würde noch leben. Silberhand kehrte bestimmt nicht mehr zurück. Sie hatte andere Dinge zu tun, als sich um eine junge, ahnungslose Zentaurin zu kümmern. Was also sollte sie tun? Weil ihr keine Antwort auf diese Frage einfiel, blieb sie einfach liegen. Irgendwann sah sie eine Bewegung am Fuß der Mauer, etwa dort, wo Silberhand verschwunden war. Mehrere Wesen traten durch eine Öffnung, die eben noch nicht zu sehen gewesen war. Es waren Einhörner, mehr als ein Dutzend. Sie schauten sich um, hoben die Nüstern in die Luft und galoppierten los. Noch nie zuvor hatte Aqirea Einhörner gesehen, aber sie kannte sie aus vielen Erzählungen. Es waren wunderschöne Wesen, anmutig, edel, stolz. Sie passten nicht in diese Umgebung voller Krieg, Leid und Zerstörung. Diesen Ort hinter sich zu lassen war sicherlich das Klügste, was sie tun konnten. Wie in einem Traum sah Aqirea ihnen zu, wie sie über den kargen Boden davonpreschten. Dann blickte eines von ihnen zu ihr hinüber. Es wich von seinem Weg ab, kam zu

ihr. Sie schaute ihm entgegen. Es war das schönste Wesen, das sie jemals gesehen hatte. Das weiße Fell und die goldene Mähne schimmerten ebenso wie das gewundene Horn. »Was machst du denn hier?«, fragte das Einhorn, als es vor ihr stand, es bewegte sein Maul nicht beim Sprechen. Aqirea musste an die Baummutter denken, deren Mund sich auch nicht bewegt hatte. »Mein Onkel und ich haben eine Elfe herbegleitet. Aber ein Pfeil hat ihn getroffen. Und die Elfe ist fort. Jetzt weiß ich nicht, was ich tun soll.« »Hier liegen bleiben solltest du jedenfalls nicht. Steh auf und schließ dich uns an, wir suchen einen Ort, der gastlicher ist als dieser.« Aqirea vermeinte, ein leises Zischeln zu hören, als wolle die Schlange sie an etwas erinnern. Hatte sie nicht etwas über Einhörner gesagt? »Wenn ihr mich mitnehmt, wäre ich euch sehr dankbar. Aber mein Oheim …« »Seine Seele ist längst bei den Ahnen. Und für seinen Körper kannst du nichts mehr tun. Also überleg nicht lange, wir haben es eilig!« Aqirea schaute Raxillos an. Ja, seine Seele weilte bestimmt längst schon bei den Ahnen. Sie gab ihm einen Abschiedskuss auf die Stirn und erhob sich. »Ich danke dir.« »Danke mir erst, wenn wir in Sicherheit sind. Aber jetzt müssen wir erst einmal die anderen einholen.« Das Einhorn drehte sich um und sprengte los, und Aqirea gab ihrem Oheim einen Abschiedskuss auf die Stirn, bevor sie aufstand und ihm folgte, ohne noch einmal zurückzublicken. Sie wusste noch nicht, dass sie in einigen Jahren zur letzten großen Seherin des aussterbenden Zentaurenvolks werden sollte. Doch ihre Geschichte soll an anderer Stelle erzählt werden.

***

Bei Fenvariens Palast Iscalleon stand auf dem Tor des Königspalasts. Wo er hinblickte, sah er Feuer und Tod. Tie'Shianna brannte, und die Goldene Horde brachte jeden um, den sie fand. Noch waren die Feinde nicht bis zum Palast vorgedrungen, abgesehen von den Insektenkriegern, die auf ihren Libellen hierhergeflogen, aber von der Palastgarde besiegt worden waren. Doch es war nur noch eine Frage der Zeit. Immer noch strömten Flüchtlinge herbei, die von dem Portal gehört hatten, durch das sie fliehen konnten. Sie mussten sich beeilen, denn sobald die Feinde an den Palastmauern standen, würde Niamh das Portal verschließen und versiegeln, und zwar unabhängig davon, wie viele Elfen noch draußen waren. Natürlich konnte der Flüchtlingsstrom auf Dauer nicht unbemerkt bleiben, und spätestens dann würde die Horde hier auftauchen. »Nein, ich werde nicht gehen. Ich werde hier warten, bis mein Vater hier ist und mit mir kommt.« Schon seit Längerem versuchte Tharkath, die Prinzessin zu überreden, das Portal zu durchqueren. Aber sie hatte offensichtlich den unbeugsamen Willen ihres Vaters geerbt, denn sanfte Worte zeigten ebenso wenig Wirkung wie Drohungen oder Strenge. Stattdessen war sie inzwischen auch auf das Torgebäude gestiegen und hielt von hier aus Ausschau nach Fenvarien. Ihre Dickköpfigkeit ging Iscalleon gehörig auf die Nerven, und er spielte mit dem Gedanken, ihr irgendetwas über den Schädel zu ziehen, damit Tharkath sie in Ruhe zu der Welt hinter dem Nebel befördern konnte. Aber Tharkath war nicht nur der Anführer der Palastgarde, sondern zugleich der Leibwächter der Prinzessin, eine solche Tätlichkeit würde er nicht zulassen. »Fenvarien wird nicht kommen«, knurrte Iscalleon. Amariel warf ihm einen finsteren Blick zu. »Er wird kommen.« »Nein, und Tharkath weiß das so gut wie jeder andere. Fenvarien wird diese Stadt mit seinem Leben schützen. Und das heißt, dass er

hier sterben wird.« »Nein!«, rief sie. Iscalleon sah, dass sie einen Zauber formte und gegen ihn schleudern wollte, aber Tharkath griff ein und riss sie zu sich herum. »Der Mann hat recht. Fenvarien ist ein großer Held, und er muss handeln, wie es sich für einen Helden gehört. Das heißt, dass er die Flucht seiner Untertanen so lange decken muss, wie es irgend geht. Er wird nicht fliehen, solange noch die Möglichkeit besteht, dass hier jemand gerettet werden kann.« In Amariels Augen sammelten sich Tränen. »Ich bin es, die er retten muss. Er kann mich doch nicht alleinlassen!« »Wenn ich dein Vater wäre, würde ich es mir sehr genau überlegen, ob ich ein solches quengelndes Gör retten würde!«, blaffte Iscalleon. Amariel schaute ihn entgeistert an. »Hüte deine Zunge, Soldat!«, zischte Tharkath. »Du sprichst mit Fenvariens Tochter!« »Dann soll sie sich gefälligst auch benehmen wie eine Königstochter. Solange ich nur ein heulendes Kind sehe, werde ich sie auch so behandeln.« Tharkath setzte zu einer Erwiderung an, aber Amariel rannte davon, und er musste ihr wohl oder übel folgen. Iscalleon war froh, sie los zu sein. Er ging zu Blauschwinge, der sich hier niedergelassen hatte. Der Hippogriff war so erschöpft wie er selbst. Würden sie jemals Gelegenheit haben, sich auszuruhen? Im Moment schien ihm kaum etwas erstrebenswerter. Am Himmel über der Stadt sah er mehrere Wolkenschiffe, die von Insekten und Flugechsen angegriffen wurden. Anscheinend versuchte irgendjemand, mit diesen Schiffen zu fliehen, aber die meisten davon waren nicht schnell genug, um den fliegenden Angreifern zu entgehen. Eines der schnelleren war Rilmandra, Orimas Sphärenschiff. Einen Augenblick lang durchzuckte ihn die Hoffnung, dass Orima in der Zeit größter Not zurückgekehrt sein könnte, aber dann machte er sich klar, wie unsinnig dieser Gedanke war. Die Götter kamen den Elfen nicht zu Hilfe, und Orima schon gar nicht, Göttin oder nicht. Irgendjemand musste

auf den Turm gestiegen sein und das Schiff geentert haben, um damit zu entkommen. Im nächsten Moment verschwammen die Umrisse des Schiffs, und es verschwand, als sei es niemals dagewesen. Anscheinend war es in eine andere Welt geflogen. »Eine gute Reise«, murmelte Iscalleon. »Wohin auch immer sie euch führen wird.« Auf einmal stand Niamh neben ihm, er hatte sie gar nicht kommen hören. »Hast du Amariel und Tharkath gesehen?« »Sie waren eben noch hier, sind dann aber in diese Richtung davongelaufen.« »Wenn sie nicht sofort zum Portal gehen, ist es zu spät. Der Feind steht vor den Mauern des Palasts, ich muss es schließen.« Iscalleon nickte. »Amariel hat sich geweigert, ohne ihren Vater zu gehen. Ich fürchte, sie ist irgendwo im Palast und streitet sich mit Tharkath.« »Manchmal kann dieses Kind sehr anstrengend sein. Aber ich kann keine Rücksicht mehr auf Amariel nehmen. Die Gefahr, dass die Horde das Portal entdeckt und übernimmt, wächst von Augenblick zu Augenblick.« Mit zusammengekniffenen Augen schaute Niamh über die brennende Stadt. »Was ist mit dir, Iscalleon, willst du nicht mit auf die Insel?« »Und mir wieder vorwerfen lassen, dass ich vor dem Feind fliehe? Nein, diesmal bleibe ich.« »Das ist töricht, und du weißt es.« »Vielleicht«, antwortete er müde. »Aber vielleicht ist es auch der richtige Abschluss für mein Leben. Ich habe immer nur gekämpft. Also sollte ich auch mit der Waffe in der Hand sterben – und welcher Ort wäre dafür besser geeignet als das untergehende Tie'Shianna?« Sie schaute ihn prüfend an. »Vielleicht willst du es dir noch einmal überlegen. Man kann das Portal nicht von der anderen Seite zerstören, deswegen muss ich auf dieser Seite bleiben. Aber ich habe nicht vor, mit der Stadt unterzugehen. Darum habe ich ein eigenes kleines Portal vorbereitet. Es bringt mich ebenfalls fort, in eine andere Welt als die hinter dem Nebel. Wenn du deine Entscheidung noch änderst, kannst du zu

Fenvariens Privatgemach kommen. Aber überleg es dir nicht zu lange. Das Portal wird sich direkt hinter mir schließen.« »Ich danke dir. Aber du wirst nicht auf mich warten müssen.« »Hier hast du einen Ring. Solange er in diesem silbernen Licht erstrahlt, ist das Portal noch offen.« Niamh reichte ihm einen schmucklosen Ring, von dem ein magischer Glanz ausging. Er nahm ihn entgegen und steckte ihn in eine Tasche. »Dann leb wohl, Iscalleon.« »Leb wohl, Niamh.« Während er ihr hinterherblickte, hörte er Hufgeklapper auf dem Pflaster vor dem Tor. Die Einhörner hatten den Palast schon vor einiger Zeit verlassen, denn Kershwiki und seine Gefährten hatten beschlossen, dass die Welt hinter dem Nebel nicht der richtige Platz für sie sei. Sollte jetzt doch eines von ihnen zurückkehren? Oder hatte irgendeine Kreatur in der Goldenen Horde Hufe? Er ging zum Rand der Plattform und blickte hinunter. Es war ein Pferd, und auf seinem Rücken saß eine zusammengesunkene Gestalt. Anscheinend hatte eines der Kinder des Windes es bis hierher geschafft. Seit sie das Drachentor verlassen hatten, hatte Iscalleon keinen von Lariels Reitern mehr gesehen. Im nächsten Moment erkannte er Elionai. Sofort fiel alle Müdigkeit von ihm ab, er rannte zum Tor hinunter, so schnell ihn seine Beine trugen. Hastig schob er den schweren Riegel zur Seite und zerrte an dem schweren Torflügel, bis er in Bewegung kam. Müde wiehernd schob sich das Pferd durch den entstandenen Spalt. Sofort schloss Iscalleon das Tor und verriegelte es wieder. Das Tier war stehen geblieben, ein Zittern durchlief seinen Körper. Als Iscalleon an seine Seite trat und nach der Gestalt auf seinem Rücken greifen wollte, sah er eine tiefe Wunde in seiner Flanke, aus der das Blut strömte und auf das Pflaster tropfte. »Alles wird gut«, sagte er und klopfte ihm den Hals, obwohl er wusste, dass er log. Ohne intensive Heilmagie würde das Pferd diese Verletzung nicht überleben, eigentlich war es ein Wunder, dass

es überhaupt bis hierher gekommen war. Iscalleon griff nach Elionai und zog sie vorsichtig zu sich herab. Sie sah fürchterlich aus. Aus einer Platzwunde an der Stirn war Blut über ihr Gesicht gelaufen, auch Haare und Kleidung waren blutig. Doch als er ihren linken Arm sah, schnürte es ihm den Hals zu. Er endete in einem blutigen Stumpf, um den provisorisch einige schmutzige Lumpen gewickelt waren. Von der stolzen, kriegerischen Elionai war nichts mehr geblieben. Vorsichtig setzte er sie ab, sodass ihr Rücken an die Wand des Torgebäudes gelehnt war. Sie schlug die Augen auf. »Iscalleon?« Ihre Stimme war kaum mehr als ein Hauch. »Ich bin da, Elionai.« Das Pferd wieherte leise, als es Elionais Stimme hörte. Als Iscalleon zu ihm schaute, sah er, dass seine Vorderläufe einknickten, dann die Hinterläufe. Schließlich legte es sich auf die Seite. Wieder lief ein Zittern durch seinen Leib. »Dalis«, sagte Elionai und versuchte sich aufzurichten. »Bleib«, sagte Iscalleon, aber Elionai schob ihn mit ihrer gesunden Hand beiseite und kroch zu dem Pferd. Die Stute hob den Kopf und blickte zu Elionai. Die Elfe lehnte sich auf ihren Hals und streichelte die Nüstern. Ein weiterer Schauer durchlief den Körper, dann hörte Dalis auf zu atmen. »Sie … sie hat mich gefunden … gerettet«, flüsterte Elionai. Sie griff nach Iscalleons Arm. »Tibolo«, stieß sie hervor. »Der Faun ist nicht hier, aber er wird sicherlich bald kommen«, sagte Iscalleon. »Ich bringe dich in Sicherheit.« Elionai schüttelte matt den Kopf. Ihr Blick war fiebrig. »Tibolo ist … ist der Verräter … du hattest recht, ihm nicht zu trauen.« »Tibolo?« Er wusste nicht, ob sie delirierte. Natürlich hatte er dem Faun nicht getraut, aber für einen Verräter hatte er ihn nie gehalten. »Du musst dich irren.« »Er ist der Verräter.« Sie hustete. »Er hat mich angekettet. Ich musste mich befreien … ohne Dalis … ich hätte es nicht geschafft.« Auf der anderen Seite des Tors erklangen grobe trollische Worte, im nächsten Moment erbebte das dicke Holz unter wuchtigen

Schlägen. Iscalleon hob Elionai hoch und trug sie in das nächste Gebäude, das er fand. Es war das Gästehaus des Palasts. Dort legte er sie auf eine weich gepolsterte Liege. Sie hatte das Bewusstsein verloren. Draußen splitterte Holz, und eine johlende Menge ergoss sich auf den Vorhof. »Ich bringe dich zu deiner Mutter. Sie wird dir helfen.« Er gab ihr einen Kuss auf die Lippen. Sie schmeckten nach Blut. Draußen begannen die Eindringlinge alles zu zerschlagen, was sie fanden. Es gab hier niemanden mehr, der sich ihnen in den Weg gestellt hätte. Iscalleon zog den Ring aus der Tasche und stellte fest, dass er immer noch leuchtete. Behutsam hob er Elionai wieder hoch und lief los. Er wusste, dass es von hier aus einen direkten Zugang zu Fenvariens Palast gab, aber er hatte keine Ahnung, wo er ihn suchen sollte. Zum Glück war es leicht, den Feinden aus dem Weg zu gehen, denn ihr Wüten war überall zu hören, bevor man sie sah. Schließlich fand er die gesuchte Tür und riss sie auf. Dahinter standen zwei Goblins, die ihn verdattert anblickten. Der eine hatte einen Speer in der Hand, auf dem er wie eine Standarte den aufgespießten Leib Spicos vor sich hertrug. Bevor einer der beiden reagieren konnte, hatte Iscalleon seinen Säbel aus der Scheide gerissen und beide Goblins mit einem Hieb erschlagen. Kurz orientierte er sich und lief durch weitere Flure, bis er den Thronsaal und daneben den Aufgang zu Fenvariens Gemächern fand. Arme und Schultern schmerzten, und Elionai wurde von Stufe zu Stufe schwerer. Aber die Verzweiflung trieb ihn voran, das Leuchten des Rings gab ihm Hoffnung. Endlich hatte er das richtige Stockwerk erreicht. Er stolperte zu der reich beschnitzten Tür und riss sie auf. »Niamh?!« Vor ihm lag der Saal, den Fenvarien als sein Privatgemach bezeichnete. Aber Iscalleon hatte keinen Sinn für den erlesenen Schmuck und die exotischen Gegenstände, die dieses Zimmer zu einer Augenweide machten. Er sah nur den vergehenden Schimmer

eines magischen Portals, das sich genau in diesem Moment schloss. Zu spät. Fassungslos starrte er den Ring in seiner Hand an, der gerade aufhörte zu leuchten. Sein erster Impuls war es, sich der Verzweiflung hinzugeben, auf die Knie zu sinken und aufzugeben. Sollten die Kämpfer der Goldenen Horde ihn doch finden und erschlagen wie einen räudigen Hund. Aber noch trug er die Verantwortung für Elionai. Mehr taumelnd als laufend durchquerte er den Raum und öffnete die Tür zum Balkon. Er musste zweimal durchatmen, bevor er genug Luft für einen schrillen Pfiff hatte. Augenblicke später sah er Blauschwinge, der auf ihn zugeflogen kam und auf dem schmalen Balkon landete. Iscalleon strich dem Hippogriff über den gefiederten Hals. »Du hast mir treu gedient, Blauschwinge. Jetzt habe ich eine letzte Bitte an dich, und ich hoffe, du wirst sie mir gewähren. Ich weiß, dass du keine zwei Reiter tragen kannst. Also bringe Elionai in Sicherheit. Flieg nach Norden, bis du jemanden findest, der ihr helfen kann. Wirst du das für mich tun?« Der Hippogriff gurrte ihn an und schmiegte den Kopf an seine Hand. Vorsichtig hievte Iscalleon Elionai in den Sattel und band sie mit ihrem Gürtel an der Rückenstütze fest. Er hauchte ihr einen Kuss auf den Mund. Sie blinzelte. »Leb wohl!«, sagte er, aber sie schien gar nicht zu begreifen, was er sagte – auch nicht, als er ihr Niamhs Ring in eine Tasche steckte. Entschlossen versetzte er Blauschwinge einen Klaps aufs Hinterteil, und der Hippogriff flog los. Iscalleon blickte ihm hinterher, bis er aus seinem Blickfeld verschwunden war. Dann atmete er tief durch, zog seinen Säbel und ging langsam hinunter zum Thronsaal. Obwohl er unterwegs überall Spuren der Zerstörung fand, begegnete ihm niemand. Erst im Thronsaal entdeckte er einen großen Troll, der eine Elfe in seinen Armen trug, ihn aber noch nicht bemerkt hatte. Iscalleon atmete zweimal tief durch und rannte los. Erst durch seinen

Kampfschrei wurde der Hüne auf ihn aufmerksam. Ohne die Elfe fallen zu lassen, griff er an seinen Gürtel. Aber die Schlaufe, in der seine Waffe hängen sollte, war leer. Iscalleon war es einerlei, dass er einen Unbewaffneten angriff. Er sprang auf einen Stuhl und katapultierte sich von dort hoch genug, um dem Troll seinen Säbel in die Brust zu rammen. Der Troll reagierte kaum, machte keinerlei Ausweich- oder Abwehrbewegung. Die Waffe drang ihm so tief in den Brustkorb, dass sie stecken blieb. Im Abrollen griff Iscalleon nach seinem Dolch, doch der Troll taumelte nur einen Schritt zurück, ging in die Knie und fiel auf die Seite. Dabei hatte Iscalleon den Eindruck, als achte er darauf, nicht auf die Elfe zu fallen, um sie nicht zu zerquetschen. Vorsichtig näherte sich Iscalleon dem Gestürzten. Er riss ihm den Säbel aus dem Leib und wischte ihn an seiner Kleidung sauber. In diesem Moment betraten drei weitere Trolle den Thronsaal und sahen den Elfen über der Leiche ihres Artgenossen. Iscalleon wusste, dass er es nicht mit dreien von ihnen aufnehmen konnte, schon gar nicht so erschöpft, wie er war. Aber er würde es ihnen nicht zu leicht machen. Sein Blick fiel auf die Elfe, die der Troll auf dem Arm getragen hatte. Für einen Augenblick hatte er das Gefühl, es sei Elionai. Und er glaubte sogar, ihre linke Hand glänzen zu sehen, als wolle ihm irgendjemand oder irgendetwas sagen, dass Elionais Verletzung verheilen würde. Diese Elfe war tot, aber Elionai würde leben. Sie *musste* einfach überleben. Mit diesem Gedanken rannte er den drei Trollen entgegen. »Tie'Shianna!«, brüllte er, und: »Elionai!« **Dramatis Personae Achanill:** König von Vayavinda **Adernath:** ehemaliger Anführer der persönlichen Garde Fenvariens **Alte Meisterin:** ein Erz-Elementargeist von großer Macht, der bei der Errichtung Tie'Shiannas geholfen hat **Amariel:** Fenvariens jüngste Tochter **Ammantillada:** ein hochrangiger Nurti-Priester **Aqirea:** eine

junge Zentaurin **Asalin:** eine Dryade und Schutzherrin des Zentaurenstamms **Blauschwinge:** Iscalleons Hippogriff **Bloddveddis:** Hohepriesterin der Nurti in Tie'Shianna **Bortosch Sohn des Agalosch:** ein trollischer Veteran **Brandan:** ein zwergischer Geode, der den Schlüssel des Erzes aus Tie'Shianna stahl **Calminis:** eine elfische Philosophin **Corminis:** eine junge Elfe aus Lariels Gefolge, die gern ein Kind des Windes werden möchte **Cornumis:** ein Hippogriffenreiter aus Vayavinda **Corrthin:** ein gelehrter Elf aus Fenvariens Beraterstab **Dalis:** Elionais Pferd **Dianissa:** Hohepriesterin der Zerzal und Anführerin der Zerzalgarde in Tie'Shianna **Elionai:** ein Kind des Windes, Tochter Niamhs **Eloisia:** eine Dienerin Fenvariens **Fenvarien:** Hochkönig aller Elfen **Ganathor:** ein Veteran der Kinder des Windes mit poetischer Ader **Ginhifares:** eine Veteranin der Kinder des Windes **Gnorix:** junger Trollkämpfer und Freund Tarbaschs **Hilios:** ein Zentaur, Bruder Xudhars **Horg:** ein menschlicher Priester des Goldenen Gotts **Hylonea:** die Anführerin der Hippogriffengarde **Iginnis:** eine Feuerzauberin **Ipalisa:** eine Offizierin der Kinder des Windes **Iscalleon Hippogriffenreiter:** ein Neuling in der Hippogriffengarde **K'rrosch:** ein sprachenkundiger Minotaur **Kallariel:** ein Hippogriffenreiter **Kalopa:** eine Zentaurin, Mitglied im Rat der Mütter **Kazak:** der Heerführer der Goldenen Horde **Kershwiki:** ein Einhorn in Fenvariens Beraterstab **Kratis:** eine Zentaurin, Heilerin und Mitglied im Rat der Mütter **Lariel der Reiterfürst:** Anführer der Kinder des Windes, einer berittenen Gruppe von ausgezeichneten Kämpfern **Marmoqas:** eine Zentaurin, Mitglied im Rat der Mütter, Mutter Uthagors und Torges' **Miria:** eine Zentaurin **Mydharella:** Spezialistin für elfische Rechtsgeschichte und Helferin Rinastos **N'Draas:** ein mächtiger Erz- Elementargeist **Niamh mit dem goldnen Haar**: eine Weggefährtin König Fenvariens und Mutter Elionais

Odotheïon: ein Hippogriffenreiter **Oisin Zaubersänger:** der mächtigste Elfenzauberer seiner Zeit **Ometheon:** ein elfischer Philosoph und Gründer der Stadt des Eises **Qachisa:** eine greise Zentaurin, Oberste im Rat der Mütter, Ahnenruferin **Pecastis:** ein Veteran unter den Kindern des Windes **Raxillos:** ein Zentaur, Aqireas Onkel **Rinasto:** oberster Richter in Tie'Shianna **Sa'ira:** eine Elfe auf dem Weg von den Salamandersteinen nach Tie'Shianna **Sconjis:** Anführerin der Amaunir (Katzenmenschen) in Tie'Shianna **Seijia:** eine Hippogriffenreiterin **Sibela:** eine Zentaurin, Mitglied im Rat der Mütter **Silberhand:** der Spitzname, den Aqirea Sa'ira gibt **Sirarta:** eine elfische Philosophin **Spico:** eine geflügelte Katze **Tarbasch:** ein junger trollischer Kämpfer, Bortoschs Sohn **Tharkath:** Anführer von Fenvariens Palastgarde, Leibwächter Amariels **Thominion:** ein gelehrter Elf aus dem Beraterstab Fenvariens **Tibolo:** ein Faun aus Lariels Dienerschaft **Titiria:** eine elfische Philosophin **Titulon:** ein Offizier der Kinder des Windes **Torges:** ein Zentaurenkämpfer, jüngerer Bruder Uthagors **Toxon:** ein junger Minotaur **Tubolosch Sohn des Agalosch:** ein trollischer Veteran **Ucasti:** eine Veteranin unter den Kindern des Windes **Uthagor:** der beste Kämpfer unter den Zentauren, Anführer der Jäger und Kämpfer **Viveana:** Königin der Elfenstadt Ovilliana **Xudhar:** ein Zentaur, Bruder Hilios' **Zorr:** Lariels Pferd **Kurze Enzyklopädie Alte Meisterin:** sehr mächtiges Erzelementarwesen, das große Teile Tie'Shiannas errichtet hat **Amaunir:** Katzenmenschen **Arachnäer:** intelligente Spinnenwesen **Asdharia:** Hochsprache der Elfen, für deren Verwendung die elfische Zweistimmigkeit Voraussetzung ist. Kaum ein Nicht-Elf kann sie auch nur verstehen **badoc:** Ausdruck der Wilden Elfen für die Verführung durch zivilisatorische Errungenschaften **B a r t m u r m l e r :** elfische Bezeichnung für Zwerge **Basiliskenkönig:** mythisches

Ungeheuer, das für den Untergang Simyalas verantwortlich sein soll **Brasor:** Blutgötze der Minotauren **Chalwen:** mythische Riesin, die samt ihrem Thron im Meer versank, nachdem sie die Elfen vor ihren Göttern gewarnt hatte **Donnerberge:** Name der Zentauren für ein Gebirge, das später einmal Phecanowald heißen wird **Faun:** menschenähnliches Wesen mit den Beinen einer Ziege und kleinen Hörnchen, gilt oftmals als genusssüchtig und lüstern **Fenvarien:** Hochkönig der Elfen **Geisterkrieger:** magisch belebte Metallrüstungen **Gleißende:** Beiname der Stadt Tie'Shianna **Goldene Horde:** das Heer des Goldenen Gottes **Goldener Gott:** gesichts- und namenloser Gott, der seine Heere ausgesandt hat, um Aventurien zu erobern **Grenzgebirge:** elfischer Name für den Gebirgszug in der Mitte des Kontinents, der später einmal Raschtulswall heißen wird **Hippogriff:** Mischwesen mit dem Leib eines Pferds, aber den Schwingen und dem Kopf eines Greifvogels **Isdira:** primitive Variante des Asdharia, die entwickelt wurde, um sich mit einfachen Wesen zu verständigen, die die elfische Hochsprache nicht erlernen können **Isiriel:** Elfenstadt in einem großen See, die dem Element Wasser geweiht ist **Kazak wandelt-in-Blut:** oberster Feldherr der Goldenen Horde **Kinder des Windes:** besondere Kämpfer, die für ihre Einsätze Pferde von der Welt hinter dem Nebel herbeirufen **Kurzlebige:** Bezeichnung der Elfen für alle anderen kulturschaffenden Wesen, die eine geringere Lebenserwartung haben als sie selbst **Lariel:** Anführer der Kinder des Windes **Lebende Stadt:** ein Stadtteil Tie'Shiannas, in dem die Elfen in riesigen, auf magische Weise in die gewünschte Form gebrachten Bäumen leben **Mandalya:** Elfenstadt an den Hängen eines Vulkans, die dem Element Feuer geweiht ist **Minotauren:** menschenähnliche Wesen mit Stierköpfen, die am Nordhang des Grenzgebirges siedeln und als blutrünstig gelten **Nektar:** ein begehrtes Getränk, das aus dem Honig bestimmter

Dschungelbienen gewonnen wird **Niamh mit dem goldenen Haar:** alte und sehr weise Elfe **Nurti:** Muttergöttin und Mutter der Götter, Fruchtbarkeits- und Lebensgöttin **Nurtiwasser:** von der Göttin gesegnetes Wasser von hoher Heilkraft **Oisin der Zauberweber:** mächtigster elfischer Zauberer der Gegenwart **Ometheon:** Elfenstadt im ewigen Eis, die dem Element Eis geweiht ist, benannt nach ihrem Gründer, einem Philosophen **Orima:** frühere Hochkönigin der Elfen, die nach ihrer Entrückung zur Göttin über das Schicksal erklärt wurde **Ovilliana:** kleinere Elfenstadt in den südlichen Ausläufern des Grenzgebirges **Pferde:** zauberische Reittiere von der Welt hinter dem Nebel. Gewöhnliche Pferde werden erst viel später vom Güldenland aus nach Aventurien eingeführt **Pyr Daokra:** göttlicher Drache, dessen Verehrung bei den Elfen nicht mehr öffentlich praktiziert wird, seit er sich angeblich auf die Seite des Goldenen Gottes gestellt hat **Pyrdona:** ehemals oberste Pyr-Priesterin in Tie'Shianna, die jedoch auf die Seite des Goldenen Gottes gewechselt sein soll und demnach für den Untergang Ometheons verantwortlich ist **Sala Mandra:** ursprüngliche Heimat der Elfen, nachdem sie aus dem Licht getreten sind. Wird später von den Menschen zu *Salamandersteine* verballhornt **Satyare:** Eigenbezeichnung der Faune **Schlangenfluss:** Bezeichnung der Zentauren für den Strom nördlich des Grenzgebirges, der bei den Menschen später einmal Yaquir heißen wird **Simia:** mythischer Führer der Elfen **Simyala:** Elfenstadt in einem riesigen Waldgebiet, die dem Element Humus geweiht ist **Sternenträger:** Elfen mit einem sternförmigen Mal auf der Schulter, die als für ein besonderes Schicksal vorgesehen gelten **Sternenwall:** Grenze, die die Welt vom Chaos trennt **Takee:** Getränk aus dem Saft einer Wurzel von den Gewürzinseln **Tie'Shiannna:** Elfenstadt in einem großen Dschungel, die dem Element Erz geweiht ist, Sitz des

Elfenhochkönigs **Tränenwald:** Waldgebiet in den Ausläufern der Donnerberge **Unnennbare:** elfische Bezeichnung für die geschuppten Völker **Vater Sonne:** Sonnengott der Zentauren **Vayavinda:** fliegende Elfenstadt, die dem Element Luft geweiht ist **Welt hinter dem Nebel:** nur durch magische Portale erreichbare Welt, die den Elfen als Rückzugsort dient **Wilde Elfen:** die Bewohner des Sala Mandra, die die Gefahr des Badoc erkannt haben; Vorläufer der Waldelfen **Wolkengebirge:** Name der Zentauren für das Grenzgebirge **Wolkenschiff:** fliegendes Elfenschiff **Wolkentänzer:** Elfen, die auf magische Weise fliegen können und deswegen als Späher fungieren **Worte der Macht:** Zaubersprüche **Zamura:** Erd- und Muttergöttin der Zentauren **Zaubersänger:** elfische Zauberer **Zentauren:** Wesen mit Pferdeleib und kräftigem menschlichen Oberkörper, ihr menschlicher Kopf hat Pferdeohren. Es gibt nur noch wenige von ihnen, und auch die werden in den nächsten Jahrhunderten aussterben **Zerzal:** katzengestaltige Göttin des Todes bei den Elfen **Zza Thission:** ein Heiligtum der Echsenmenschen **Zze Tha:** Hauptstadt der echsischen Völker__